

BODY POLITICS

Zeitschrift für Körpergeschichte



Heft 4 - Jahrgang 2 (2014)
Tierkörper
Herausgegeben von Maren Möhring

www.bodypolitics.de

BODY POLITICS Zeitschrift für Körpergeschichte

Auf Anregung des Arbeitskreises für Körpergeschichte wird Body Politics herausgegeben von: Peter-Paul Bänziger (Basel), Magdalena Beljan (Berlin), Pascal Eitler (Berlin), Jens Elberfeld (Bochum), Andrej Findor (Bratislava), Christian Fritz-Hoffmann (Oldenburg), Alexa Geisthövel (Berlin), Henriette Gunkel (London), Patrice Ladwig (Halle), Maren Möhring (Leipzig), Marcus Otto (Braunschweig), Massimo Perinelli (Köln), Katja Sabisch (Bochum), Monique Scheer (Tübingen), Imke Schmincke (München), Olaf Stieglitz (Köln), Heiko Stoff (Hannover). Geschäftsführend sind gegenwärtig: Pascal Eitler, Maren Möhring und Marcus Otto.

Anschrift: Body Politics, c/o Dr. Pascal Eitler, Forschungsbereich „Geschichte der Gefühle“, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Lentzeallee 94, D-14195 Berlin

E-Mail: kontakt (at) bodypolitics.de

Unterstützt werden die Herausgeberinnen und Herausgeber durch die Mitglieder ihres wissenschaftlichen Beirats: Thomas Alkemeyer (Oldenburg), Ulrike Bergermann (Braunschweig), Gabriele Dietze (Berlin), Franz X. Eder (Wien), Ute Frevert (Berlin), Christa Hämmerle (Wien), Heinz-Gerhard Haupt (Bielefeld), Dagmar Herzog (New York), Klaus Hödl (Graz), Sabine Kienitz (Hamburg), Gesa Lindemann (Oldenburg), Thomas Lindenberger (Potsdam), Sabine Maasen (München), Jürgen Martschukat (Erfurt), Georg Mein (Luxemburg), Rolf Parr (Duisburg-Essen), Nicolas Pethes (Bochum), Sven Reichardt (Konstanz), Philipp Sarasin (Zürich), Detlef Siegfried (Kopenhagen), Jakob Tanner (Zürich), Jakob Vogel (Paris), Paula-Irene Villa (München) und Anne Waldschmidt (Köln).

Alle Artikel stehen unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 3.0 (Deutschland). Die Urheberrechte für die Artikel verbleiben damit bei den jeweiligen Autorinnen und Autoren.

Umschlagabbildung: Vitruvianische Katze, mit freundlicher Genehmigung von Maggie Stiefvater.

ISSN: 2196-4793

Editorial

Die Körpergeschichte hat in den vergangenen zwanzig Jahren enorm an wissenschaftlicher Aufmerksamkeit gewonnen und eine bemerkenswerte Ausweitung erfahren. Diese Zeitschrift versucht diese Entwicklung in ihrer Facettenvielfalt abzubilden und weiter voranzutreiben. Als Online-Journal veröffentlicht sie Artikel in deutscher oder englischer Sprache, die ein beidseitig anonymisiertes Peer Review durchlaufen haben. Alle Beiträge erscheinen kostenfrei im Open Access.

Der Körper gerät dabei als ein multidimensionaler Forschungsgegenstand und das Ergebnis eines historischen Wandels in den Fokus – als ein Effekt sozialer Praktiken, ein Objekt der Imagination und Repräsentation, in seiner Diskursivität, Materialität und Produktivität. Er war und ist sowohl ein Medium der Subjektivierung als auch ein Ort gesellschaftlicher Ordnungsversuche und nicht zuletzt politischer Konflikte. In diesem umfassenden Verständnis lautet der Titel dieser Zeitschrift: Body Politics.

Die Körpergeschichte verändert dabei nicht nur unseren Blick auf Menschen und deren Körper und Geschichte – sie betrifft auch unsere Wahrnehmung von Tieren und Dingen und deren vermeintlich grundsätzliche Andersartigkeit.

Dementsprechend greift diese Zeitschrift auf ein breites Angebot von Fragestellungen und unterschiedliche Herangehensweisen zurück. Sie versammelt zudem nicht nur Artikel aus den Geschichtswissenschaften, sondern steht ebenfalls historisch interessierten Beiträgen aus den Literatur- und Medienwissenschaften sowie anderen Kultur- bzw. Sozialwissenschaften offen.

Die Herausgeberinnen und Herausgeber

BODY POLITICS Zeitschrift für Körpergeschichte

Heft 4 – Jahrgang 2 (2014)

Tierkörper

Herausgegeben von Maren Möhring

Redaktionsschluss: 26.08.2015

Inhaltsverzeichnis

Maren Möhring: Andere Tiere. Zur Historizität nicht/menschlicher Körper.....	249
--	-----

Perspektiven

Pascal Eitler: Animal History as Body History: Four Suggestions from a Genealogical Perspective.....	259
--	-----

Analysen

Lena Kugler: Präparierte Zeit. Wallace, Martin, Raabe und die moderne Magie ‚ausgestopfter‘ Tiere	275
---	-----

Lukasz Nieradzic: Körperregime Schlachthof. Tierschlachtung und Tierbäder im Wien des 19. Jahrhunderts	301
--	-----

Dominik Merdes: Co-constitutive Relationships in Modern Medicine. Körper-Werden um die Geburtsstunde der modernen Chemotherapie	329
---	-----

Shirin Moghaddari: Zwischen Kreaturen. Die Transformation der Ordnungen von Mensch und Tier in der Xenotransplantation	365
--	-----

Simone Derix: Das Rennpferd. Historische Perspektiven auf Zucht und Führung seit dem 18. Jahrhundert	397
--	-----

Offener Teil

Birgit Stammberger: Haare als Symptom. Diskurse über Weiblichkeit, Schönheit und Identität	431
--	-----

Alice Autumn Weinreb: Embodying German Suffering: Rethinking Popular Hunger during the Hunger Years (1945-1949)	463
---	-----

Andere Tiere – Zur Historizität nicht/menschlicher Körper

Maren Möhring

English abstract: This introduction gives a brief overview over the subject of this issue and the individual contributions. It argues that body history is a productive approach for analyzing Human-Animal relationships and helps us to move beyond the dualism of nature vs. culture, materiality vs. discourse and subject vs. object. The focus on the multiplicity, the mingling and becoming of bodies means to question the traditional human-animal distinctions and is the leitmotif of this issue.

Die Katzenzeichnung auf dem Titelblatt dieses Themenheftes, gezeichnet von Maggie Stiefvater, zitiert den berühmten vitruvianischen Menschen von Leonardo da Vinci. Dieser illustrierte am Ende des 15. Jahrhunderts in Anlehnung an die Ausführungen des römischen Architekten Vitruv aus dem ersten Jahrhundert vor Christus die idealen Proportionen des menschlichen Körpers: Der Nabel bildet den Mittelpunkt des mit gespreizten Armen und Beinen auf dem Rücken liegenden Menschen, dessen Finger- und Zehenspitzen den Kreis berühren, den man mit einem Zirkelschlag vom Nabel ausgehend zeichnet. Nimmt man dann noch Maß von den Fußsohlen bis zum Scheitel und wendet dieses auf die ausgestreckten Arme an, so entsprechen Breite und Höhe einander und ergeben ein Quadrat. Die ideale Schönheit des menschlichen Körpers entsteht nach Vitruv also aus den symmetrischen Beziehungen der einzelnen Körperteile zueinander.

Die vitruvianische Katze greift diese Einpassung des Körpers in die Geometrie von Kreis und Quadrat auf und beansprucht damit auch für den Katzenkörper eine auf Symmetrie basierende Schönheit der Proportionen. Bei den meisten Betrachter_innen aber wird die Ersetzung eines Menschen- durch einen Katzenkörper ein Schmunzeln auslösen und das in da Vincis Zeichnung verkörperte Ordnungsdenken irritieren. Können Katzen oder andere Tiere ideale Körper haben? Oder ist das Ideale etwas, das über die vermeintliche Natürlichkeit des Körpers, die nach westlicher Vorstellung Mensch und Tier teilen, hinausweist und allein den Menschen vorbehalten ist?

Im Unterschied zum vitruvianischen Menschen besitzt die Katze ein weiteres Körperteil, den Schwanz, der zum einen als zusätzliches Bein in da Vincis Vorlage integriert, zum anderen aber als widerborstiges Element dargestellt ist, das sich nur sehr bedingt der Kreisgeometrie beugt.

Einerseits wird damit die Übertragung der am menschlichen Körper entwickelten Proportionenlehre auf den Katzenkörper ironisiert; andererseits verdeutlicht der nicht vollständig ins Schema eingepasste Katzenkörper aber auch ein Moment des Unverfügbaren am Körper, das sich der idealen Ordnung widersetzt und vielleicht nicht nur Katzenkörpern eigen ist.

Die Frage der Relationalität, die bei Vitruv und da Vinci auf das Verhältnis der Körperteile zueinander abzielt, wird durch die vitruvianische Katze zudem um die Frage nach dem Verhältnis von Menschen- und Tierkörper, hier: Männer- und Katzenkörper erweitert. Geschlechter- und Speziesgrenzen werden damit zum Thema, und der menschlich-männliche Maßstab wird problematisiert. Anthro- und Androzentrismus des westlichen Ordnungsdenkens stehen zur Disposition. Beide sind eng miteinander verknüpft, wie nicht zuletzt die Human-Animal Studies bzw. die Critical Animal Studies herausgestellt haben. Diese sich zunehmend auch im deutschsprachigen Kontext etablierende interdisziplinäre Forschungsrichtung befasst sich mit den vergangenen und gegenwärtigen Beziehungen zwischen Tieren und Menschen.¹ Die mittlerweile auf dem Gebiet entstandenen historischen Arbeiten haben die tiefgreifenden Wandlungen herausgestellt, die ganz unterschiedliche Tier-Mensch-Verhältnisse im Laufe der Geschichte erfahren haben. Die zunehmende Verdrängung der Nutztiere aus der Stadt und insbesondere die parallel verlaufende Eroberung des familiär-häuslichen Bereichs durch Hund und Katze gehören, neben der Geschichte der Zoologischen Gärten, zu den am besten erforschten Gebieten der Tier-Mensch-Beziehungen in der Moderne.² Tiergeschichte lässt sich dabei häufig als eine radikale Form einer (alltagsgeschichtlich orientierten) „history from below“ verstehen, die bisher als nicht geschichtswürdig Erachteten – Frauen, Bauern oder eben Tieren – einen Platz in der Historiographie einzuräumen sucht.³

1 Für eine Einführung in das Feld siehe zum Beispiel Margo DeMello: *Animals and Society. An Introduction to Human-Animal Studies*, New York 2012; für einen knappen Überblick mit geschichtswissenschaftlichem Schwerpunkt siehe unter anderem Mieke Roscher: *Human-Animal Studies*, Version 1.0. In *Docupedia-Zeitgeschichte*, 25.1.2012 (URL: https://docupedia.de/zg/Human-Animal_Studies, 18.8.2015).

2 Vgl. etwa Dorothee Brantz: *Die ‚animalische Stadt‘: Die Mensch-Tier-Beziehung in der Urbanisierungsforschung*. In: *Informationen für Moderne Stadtgeschichte* 1/2008, S. 86-100; Peter Atkins (Hg.): *Animal Cities. Beastly Urban Histories*, Burlington 2012.

3 „History from below“ ist eine Perspektive, die im englischsprachigen Bereich maßgeblich vom britischen Historiker E.P. Thompson mit geprägt wurde. Vgl. insbesondere Georgina M. Montgomery/Linda Kalof: *History from Below*. In: Margo DeMello (Hg.): *Teaching the Animal. Human-Animal Studies across the Disciplines*, New York 2010, S. 35-47; Erica Fudge: *A Left-Handed Blow: Writing the History of Animals*. In: Nigel Rothfels (Hg.): *Representing Animals*, Bloomington/Indianapolis 2002, S. 3-18.

Trotz der rasanten Zunahme an Studien im Bereich der Human-Animal Studies im Allgemeinen und der Tiergeschichte im Besonderen finden sich dezidiert körpergeschichtliche Zugänge nur sehr vereinzelt.⁴ Dabei kann gerade ein körpergeschichtlicher Zugriff dasjenige historisieren und problematisieren, was gemeinhin als Gemeinsamkeit von Mensch und Tier gilt: den Körper. Eine Tiergeschichte als Körpergeschichte kann dabei deutlich machen, dass Körper, auch nicht-menschliche Körper, nichts Feststehendes, sondern Produkte von Materialisierungsprozessen sind. Karen Barad hat eine relationale Ontologie entwickelt, auf deren Basis sie für einen posthumanistisch-performativen Zugang zur materiell-diskursiven Herstellung von menschlichen wie nicht-menschlichen Körpern plädiert.⁵ Diskursive Grenzziehungen sind ihrem Verständnis nach immer zugleich materiell, indem sie Körper und (damit auch) die Welt fortlaufend neu konfigurieren.⁶ Wann und wie wurden in spezifischen Zeiträumen und an bestimmten Orten menschliche und nicht-menschliche Körper voneinander geschieden? Und wie wurde diese Grenze beständig unterlaufen, und zwar zum einen durch die machtförmig strukturierten Differenzierungen sowohl innerhalb der Kategorie ‚menschliche Körper‘ (etwa nach Geschlecht, „Rasse“, Klasse oder *dis/ability*) als auch innerhalb der Kategorie ‚nicht-menschliche Körper‘. Denn diese werden z.B. in Primaten und ‚niedere‘ Arten oder aber in wilde und domestizierte Tiere unterteilt – wobei letztere Gegenüberstellung als *re-entry* der Natur-Kultur-Differenz in die der Natur zugeschlagene Kategorie ‚Tier‘ zu verstehen ist.⁷ Die Vielfalt und Vielgestaltigkeit derer, die unter die Kategorie ‚Tier‘ (oder ‚Mensch‘) subsummiert werden, lässt keine wirklich sichere oder eindeutige Grenze zwischen Tier und Mensch zu. So wenig, wie es ‚den‘ menschlichen Körper gibt, so wenig existiert ‚der‘ tierische Körper.

Unterlaufen werden die Grenzen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Körpern zum anderen aber auch durch Hybridisierungen, die verschieden kategorisierte Körper(teile) kurz- oder langfristig miteinander verbinden wie im Falle von Xenotransplantationen (siehe den

4 Aus emotions- und körpergeschichtlicher Sicht befasst sich Pascal Eitler in seinem Habilitationsprojekt „Tierliebe und Menschenführung“ mit Tier-Mensch-Beziehungen in der Moderne. Zum hier verwendeten Begriff der Tiergeschichte siehe vor allem Pascal Eitler/Maren Möhring: Eine Tiergeschichte der Moderne – theoretische Perspektiven. In: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 15 (2008), S. 92-106.

5 Karen Barad: Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter. In: *Signs* 28/3 (2003), S. 801-831: S. 814.

6 Vgl. ebd., S. 818.

7 Auf der anderen Seite spielt die Identifizierung des Körpers als animalisches Element *im* Menschen eine wichtige Rolle bei den Trennungsprozessen, die Giorgio Agamben als anthropologische Maschine beschrieben hat. Vgl. Giorgio Agamben: *Das Offene. Der Mensch und das Tier*, Frankfurt a.M. 2003, S. 42ff.

Beitrag von Shirin Moghaddari in diesem Heft), oder durch technisches Enhancement, das Menschen- wie Tierkörper transformiert und die Grenze zwischen dem, was als lebendiger Organismus gilt, und dem, was als Maschine begriffen wird, überschreitet. Ein körpergeschichtlicher Zugang zu (Tier-)Körpern in ihrer Vielfältigkeit, inklusive des menschlichen Körpers, bietet also die Möglichkeit, die Frage nach der Konstitution von Körpern auf sehr grundsätzliche Weise zu stellen. Das, was oft als Materie naturalisiert wird, erfährt eine notwendige Historisierung⁸, die nach den differenten Materialisierungsweisen unterschiedlichster Körper fragt und dabei sowohl die Gegenüberstellung von Materie und Diskurs als auch von Subjekt und Objekt zu überwinden sucht. Auf diese Weise öffnet sich ein breites Forschungsfeld, das Anschlussstellen an queer-feministische Debatten ebenso wie an aktuelle Überlegungen zum Posthumanismus aufweist.⁹

Tiergeschichte als Körpergeschichte zu schreiben, impliziert aber nicht allein, neue Perspektiven auf ‚den‘ Körper zu entwickeln. Mit dem Fokus auf historisch-spezifischen Materialisierungsprozessen steht auch die Frage nach ‚der‘ Geschichte im Raum. Donna Haraway hat in ihrem 2003 erschienenen *Companion Species Manifesto* den Gegensatz von Evolution und Geschichte implodieren lassen: Nicht allein der Mensch hat nach Haraway eine Geschichte, sondern auch das Tier. Und nicht allein das Tier unterliegt der Evolution, sondern auch der Mensch. Im Versuch, Wandelbarkeit jenseits von biologischem Reduktionismus und kultureller Einzigartigkeit des Menschen zu konzeptualisieren, spricht Haraway von „co-evolution“ und „co-history“.¹⁰ Sie geht dabei von einer „cross-species sociality“ aus, welche die wechselseitige Einflussnahme betont und in den auf je spezifische Art und Weise verbundenen Leben von Menschen und (bei ihr:) Hunden die vermeintlich klare Natur-Kultur-Grenze verabschiedet und durch eine ontologische Gemengelage ersetzt sieht, die sie „naturecultures“ nennt.¹¹ Materialisierung ist bei Haraway entsprechend ein Prozess, den Körper nicht einzeln, sondern immer im Verbund mit anderen durchlaufen: *become with many*. Zu fragen wäre – und Pascal Eitler tut das im einführenden Beitrag in diesem

8 „Matter is always already an ongoing historicity“ heißt es bei Barad, *Posthumanist Performativity*, S. 821.

9 Vgl. immer noch: Judith Butler: *Bodies that Matter. On the Discursive Limits of Sex*, London/New York 1993. Zum Posthumanismus siehe exemplarisch Cary Wolfe: *What is Posthumanism?*, Minneapolis/London 2010; Rosi Braidotti: *Posthumanismus. Leben jenseits des Menschen*, Frankfurt a.M./New York 2014.

10 Donna Haraway: *The Companion Species Manifesto. Dogs, People, and Significant Otherness*, Chicago 2003, S. 31 u. S. 12. Für Haraway gibt es keinen Punkt, an dem die Biologie endet und die Geschichte beginnt.

11 Ebd., S. 3f.

Heft –, ob diese Form der *co-history* nicht nur für solche Tiere in Anschlag gebracht werden kann, die in direktem Kontakt mit Menschen standen und stehen.

Auch weitere hier nur angerissene Fragen behandelt Pascal Eitler ausführlich in seinem Perspektiven-Beitrag, in dem er für eine genealogische Herangehensweise plädiert, die den geteilten – gemeinsamen wie getrennten – Produktionsprozess des Menschlichen und des Tierischen betrachtet und damit Tier- und Menschenkörper in ihrer Relationalität zu untersuchen erlaubt. Zudem verschiebt er die in der aktuellen Tiergeschichte viel diskutierte Frage nach Akteurs- oder Subjektstatus von Tieren im Sinne einer symmetrischen Anthropologie, indem er zunächst einmal auch die scheinbar selbstverständliche *agency* und Subjektivität von Menschen in Frage stellt und auf deren machtförmige und differente Produktion hinweist. Eitler nimmt damit die Konvergenzpunkte einer an Michel Foucault orientierten kritischen Genealogie und der von Bruno Latour anvisierten symmetrischen Anthropologie zum Anlass, um über eine Dezentrierung von Menschen wie von Tieren auch das Soziale einer kritischen Revision zu unterziehen. In diesem Sinne ist die von Eitler skizzierte dezidiert körpergeschichtlich ausgerichtete Tiergeschichte als eine neue Sozialgeschichte zu verstehen.

Diesen grundsätzlichen Überlegungen zu einer Körpergeschichte der Tiere (und Menschen) folgen im Analyseteil fünf Beiträge, die jeweils einzelne der erörterten Fragen empirisch verfolgen. Lena Kugler nimmt Latours Plädoyer für eine symmetrische Anthropologie auf, indem sie die Unzulänglichkeit bzw. Unmöglichkeit moderner (dualistischer) Klassifizierungsversuche herausarbeitet. Kugler analysiert präparierte Tierkörper, die vermehrt seit dem 18. Jahrhundert in Umlauf kamen, und versteht diese mit Latour als Quasi-Objekte und damit als Hybride, welche die Moderne – gerade wegen ihrer permanenten Kategorisierungs- und Reinigungsarbeiten – am laufenden Band hervorbringt. Sie kann zeigen, wie diese zwischen Bio- und Artefakt changierenden, un/toten Tierkörper moderne Klassifikationsschemata in Frage stellten. Dabei erzählt sie die Geschichte ausgestopfter Tierkörper nicht nur aus wissenschaftlicher Perspektive, sondern geht auch auf die konkrete Beschaffung, Produktion und Präsentation der Tierpräparate ein, die sie als „Kippfigur zwischen ‚fact‘ und ‚fake““ sichtbar macht – ein Aspekt, der sie für literarische Bearbeitungen prädestiniert, wie Kugler abschließend in ihrer Analyse von Wilhelm Raabes *Der Lar* zeigt.

Die folgenden drei Beiträge widmen sich auf unterschiedliche Art und Weise Tierkörper(teile)n und ihrer Nutzung, allen voran zu medizinischen Zwecken. Lukasz Nieradzick befasst sich mit der „Heilanstalt für animalische Bäder“, die der Arzt Sigismund Eckstein 1859 in einem

Wiener Schlachthof errichtete. Hier sollten Menschen durch das Baden in tierischem Blut und die dadurch vermeintlich bewirkte Übertragung von „Lebensenergie“ und anderer animalischer Faktoren gesunden. Nieradzik kann an diesem Beispiel zeigen, wie eng Menschen- und Tierkörper theoretisch und durch derartige Praktiken auch praktisch verzahnt waren. Der Gedanke der Übertragungen zwischen Tier- und Menschenkörpern aber sollte schließlich das Ende dieser Heilpraxis bedeuten, die mit der Entdeckung von krankheitserregenden Kleinstlebewesen im Tierfleisch keine Anhängerschaft mehr fand. Die animalischen Bäder bettet Nieradzik nicht nur medizinhistorisch ein; er integriert sie ebenso in seine Analyse des Schlachthofs als Ort, an dem rationale Tier-tötungsmethoden entwickelt wurden, die nicht nur auf veterinärmedizinischem, sondern auch auf handwerklichem Wissen über den Tierkörper basierten. Die für die Moderne symptomatische Tierverwertung in Form industrialisierter Fleischherstellung wird von Nieradzik auf die ihr zugrundeliegende Wissensproduktion hin untersucht und als historisch-spezifisches Körperregime, das menschliche wie nicht-menschliche Körper umfasste, sichtbar gemacht.

Kleinstlebewesen, die bei Nieradzik bereits Erwähnung fanden, werden im Beitrag von Dominik Merdes zu zentralen Protagonisten: Die Trypanosomen, i.e. einzellige Mikroorganismen, die in (anderen) menschlichen wie nicht-menschlichen Körpern leben, wurden im späten 19. Jahrhundert als Erreger verschiedener Infektionskrankheiten identifiziert. Neben dem parasitären Zusammenleben verschiedener Körper gerät mit den Trypanosomen, deren Zuordnung zum Pflanzen- oder aber zum Tierreich lange Zeit unklar blieb, nicht nur die Tier-Mensch-Grenze, sondern auch die Grenze zwischen Tier und Pflanze in den Blick – ein Aspekt, der für die Human-Animal Studies generell und für die Frage nach der Materialisierung von Körpern im Besonderen von großem Interesse ist. In seiner Analyse der Entstehung der modernen Chemotherapie (im anfänglichen Sinne einer Therapie von Infektionskrankheiten) im frühen 20. Jahrhundert verfolgt Merdes eine dezidiert posthumanistische Perspektive auf die Materialisierung von Körpern, die sich in Gefügen vollzieht, wie er anhand des komplexen Zusammenspiels von Trypanosomen, Versuchstieren (Mäusen, Ratten oder Meerschweinchen) und Forschern zeigt. Die *agency* der nicht-menschlichen Agent_innen wurde (und wird) im medizinischen Diskurs unsichtbar gemacht. Ohne sie aber, so die These, kann keine (Medizin-)Geschichte geschrieben werden.

Auch der wissenschaftshistorische Beitrag von Shirin Moghaddari problematisiert Körper- und Speziesgrenzen. Seit dem späten 19. Jahrhundert hat die Medizin mit Xenotransplantationen, i.e. Transplantatio-

nen über Speziesgrenzen hinweg, experimentiert. Während die Heilsuchenden in Ecksteins Bädern im Blut von Tieren badeten, wurde und wird im Falle der Xenotransplantation tierisches Gewebe auf bzw. in den menschlichen Körper verpflanzt. Diese invasive Form der Übertragung tierischen ‚Materials‘ auf den Menschen wurde, wie Moghaddari zeigt, erst in den 1990er Jahren grundsätzlich problematisiert und (meist) vehement abgelehnt. Durch den Vergleich der aktuellen Debatten mit den Diskussionen um die Xenotransplantationen der Zwischenkriegszeit (als erster Hochphase dieser medizinischen Praxis) wird deutlich, dass die bei Xenotransplantationen erfolgende Infragestellung der Speziesgrenzen erst zum wirklichen Problem wurde, als die sich durchsetzende Kybernetik zweiter Ordnung moderne Konzepte eines stabilen, von der Umwelt klar getrennten Organismus zunehmend verabschiedete. Damit geriet auch die Sonderstellung des Menschen ins Wanken, und aufgrund eben dieses Verlusts ontologischer Sicherheit, so das Argument, produziert die Xenotransplantation heute eine so starke Abwehr.

Eine ganz andere Form enger Beziehungen zwischen Menschen- und Tierkörpern steht im Zentrum von Simone Derix‘ Überlegungen zum Rennpferd. Zucht-, aber auch Führungspraktiken haben seit dem 18. Jahrhundert Pferde- und Menschenkörper auf spezifisch moderne Weise aneinander gekoppelt und ‚Rennkörper‘ bei Pferd und Jockey produziert, die ganz bestimmten Anforderungen genügen mussten. Theorie und Praxis der Tierzucht waren mit menschlichen Vererbungslehren eng verzahnt, und auch die historischen Veränderungen im Umgang mit den Rennpferden korrelierten mit Transformationen menschlicher (Selbst-)Führung. Die von Derix herausgearbeiteten modernen Zucht- und Führungspraktiken werden damit als transgressive Körpertechniken sichtbar, die Pferd *und* Mensch veränderten. Darüber hinaus macht der Beitrag deutlich, dass die eingangs beschriebenen Differenzen innerhalb der sog. Tierwelt auch innerhalb einer Spezies so groß sind, dass nicht nur Kategorien wie ‚das Tier‘, sondern auch ‚das Pferd‘ aufgesprengt werden. Denn „[z]wischen einem Rennpferd und einem Arbeitspferd gibt es mehr Unterschiede als zwischen einem Arbeitspferd und einem Ochsen“.¹² Während das Arbeitspferd zunehmend an Bedeutung eingebüßt hat, begeistert sich die geschwindigkeitsverliebte Moderne auf eine Weise für das Rennpferd, die das von Reinhart Koselleck verkündete Ende des Pferdezeitalters fraglich erscheinen lässt.

Was alle Beiträge zum Schwerpunkt ‚Tierkörper‘ verbindet, ist die Einsicht, dass die Wissensproduktion über Körper, sei sie (veterinär)medizinischer, handwerklicher, literarischer oder züchtungstheore-

12 Gilles Deleuze/Felix Guattari: Kapitalismus und Schizophrenie. Tausend Plateaus, Berlin 1992, S. 350.

tischer Art, nicht als allein menschliche Praxis verstanden werden kann. Nicht-menschliche Körper – Rennpferde, Tierpräparate oder Trypanosomen – haben einen Anteil an der Herstellung dieses Wissens. Ob das allein dem Umstand geschuldet ist, dass Menschen als nicht-menschlich Klassifiziertes für ihre Experimente und andere Formen der Erkenntnisproduktion nutzen oder aber, wie Karen Barad argumentieren würde, damit zusammenhängt, dass Wissen „a matter of part of the world making itself intelligible to another part“ ist, bleibt als offene Frage stehen, welche die Autor_innen und auch die Leser_innen dieses Heftes vermutlich jeweils unterschiedlich beantworten würden. Unstreitig ist aber, dass die in allen Texten analysierten Wissensordnungen und Praktiken der Wissensgenerierung machtförmigen Charakter haben und Hierarchien zwischen Menschen und Tieren wie auch innerhalb dieser Kategorien etablieren. Als Körperwissen aber weist dieses Wissen sehr häufig auch transgressive Züge auf. Die verschiedenen Formen von „multispecies power/knowledge“¹³ auch (körper)historisch aufzuarbeiten, stellt sicherlich eine wichtige Aufgabe der Human-Animal Studies dar. Eine solche Genealogie muss, wie es die hier versammelten Beiträge tun, die „co-constitutive relationships“ (Donna Haraway) zwischen bestimmten menschlichen und bestimmten nicht-menschlichen Tieren zum Gegenstand machen. Dabei sind selbstverständlich noch ganz andere lohnenswerte Themenfelder denkbar; aus körperhistorischer Perspektive wären nicht zuletzt die tabuisierten sexuellen Praktiken zwischen Menschen und Tieren interessant.¹⁴

Das vorliegende Heft schließt mit einem offenen Teil, der zwei Beiträge umfasst. Birgit Stammberger setzt sich mit den Wissenspraktiken und Körpertechnologien auseinander, die sich seit dem späten 19. Jahrhundert um die weibliche Körperbehaarung herum entwickelt haben. Eine als übermäßig diagnostizierte Behaarung des Frauenkörpers wurde in Medizin und Psychiatrie zunehmend pathologisiert. Insbesondere weiblicher Bartwuchs galt als Zeichen der Vermännlichung des Körpers. Starke Behaarung bei Frauen stellte aber nicht nur Geschlechtergrenzen in Frage, sondern auch das Menschsein dieser Frauen, die im 19. Jahrhundert in „Freakshows“ zu sehen waren. Stammbergers Beitrag über die sogenannten Haarmenschen bzw. -frauen greift damit die in den vorangegangenen Beiträgen verhandelte Frage nach der Tier-Mensch-Grenze aus geschlechter- und wissenschaftshistorischer Perspektive auf

13 Matthew Chrulew: Animals in Biopolitical Theory: Between Agamben and Negri. In: *New Formations* 76 (Herbst 2012), S. 53-67: S. 54.

14 Massimo Perinelli: Die Lust auf das Tier. Zoophilie, Film und der normative Reflex. In: Jessica Ullrich/Friedrich Weltzien (Hg.): *Tierstudien* 03/2013, S. 62-74.

und exemplifiziert die angesprochenen Binnendifferenzierungen innerhalb der Kategorie ‚Mensch‘ und ihre Verwerfungen.

Der abschließende Beitrag von Alice Autumn Weinreb befasst sich mit der Bedeutung des Hungers in Deutschland unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkrieges. Sie arbeitet heraus, dass Hunger zum dominanten Modus wurde, um den eigenen Körper zu definieren und zu erfahren. Die Analyse von Zeitungsberichten und Egodokumenten zeigt, wie die Beschäftigung mit der eigenen Not dazu beigetragen hat, sich selbst/die Deutschen zu Opfern des Krieges zu machen. Mit ihrem den Körper fokussierenden Zugang eröffnet Weinreb neue und überraschende Perspektiven auf den Vorgang der deutschen Selbstviktimisierung und macht damit nicht zuletzt das Potential körpergeschichtlicher Ansätze für die Analyse von Vergangenheitspolitiken sichtbar.

Maren Möhring, Kontakt: maren.moehring (at) uni-leipzig.de. Professorin für Vergleichende Kultur- und Gesellschaftsgeschichte am Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig. Promotion an der LMU München mit einer Studie zur Freikörperkultur in Deutschland (1890-1930). Habilitation in Köln mit einer Untersuchung über die ausländische Gastronomie in der Bundesrepublik Deutschland. Forschungsschwerpunkte: Körper- und Geschlechtergeschichte, Migrations- und Konsumgeschichte, Geschichte der Tier-Mensch-Beziehungen, Geschichte und Film.

Animal History as Body History: Four Suggestions from a Genealogical Perspective

Pascal Eitler

English abstract: Pursuing Animal History as Body History, this paper focuses neither on animals nor on humans, but rather on bodies and the different societal demands made on them. It rejects the simple attribution of a history and an actor- or even subject-status to humans and animals per se. Instead, the paper suggests a historical problematization of the processes that produce humans or animals as having a history and as being actors or even subjects. Against this background, I try to demonstrate the usefulness of distinguishing between a praxeological approach in a broad sense on the one hand and a genealogical perspective in a narrow sense on the other. I thus understand Animal History less as an expanded form of Cultural History, but much more as a special form of Social History, placing at the center of interest neither the nature/culture dichotomy nor the concept of life, but rather the concept of the social.

Although it would be preemptive to claim that the cultural and social sciences are headed towards an “animal turn”, it is nevertheless certain that Human-Animal Studies and not least Animal History are receiving ever greater attention.¹

It remains relatively difficult to pin down a set of concrete questions and empirical methods common to all research that falls under the heading of the interdisciplinary, even sometimes transdisciplinary field of Human-Animal Studies. In contrast, the study of Animal History seems to have settled on a dominant approach. The departure point for the study of Animal History was to reconstruct the historically variable ways in which human-animal relations were represented. Since then, the field has taken up a more praxeological approach: many researchers now investigate human-animal relations on the level of very different practices, attempting to conceive of animals as actors or even subjects, and not simply as the objects or mere vehicles of human perceptions and judgments. In this sense, it is not only humans, but also animals – or better, other animals – who make history.²

1 Cf. for instance Harriet Ritvo, On the Animal Turn, in: *Daedalus* 136 (2007), p. 118-122.

2 In the following I am not concerned with selecting and evaluating individual contributions to the field of Animal History. Rather, I claim that the four suggestions developed in this paper could have relevance for very different studies in the field. Thus, it seems to make sense to distinguish between a praxeological approach in a broad sense on the one hand and a genealogical perspective in a narrow sense on the other.

This paper³ seeks to demonstrate to what extent this praxeological approach has been inadequately pursued in many studies on Animal History, arguing in turn that this has often inhibited researchers from being able to adequately historicize human-animal relations. In this regard, I would like to make four suggestions on how not only human-animal *relations* but humans and animals *themselves* can be historically problematized. I aim to conceive of humans and animals as products within an endless process of production rather than taking their status as actors or even subjects for granted. In this sense, this paper opts for a narrower genealogical perspective as distinguished from a broader praxeological approach. I thus not only aim to analyze human-animal relations on the level of practices, but rather prefer to place the focus on the effects of such practices. With this in mind, I will attempt to underscore the significance of Body History for Animal History. And if Animal History as Body History is to overcome the traditional nature/culture dichotomy, then we should pursue it as a special form of Social History rather than as an extended form of Cultural History.⁴

1. A Genealogical Perspective on the Question of History

The interest that the study of Animal History has garnered is often undergirded by the claim that such study will wholly change the way we think about history and the way historians pursue their work. From this point of view, animals not only make history – they supposedly also have a history.

This claim not only should be made more precise: nobody disputes the fact that some animals have made more history than others. The claim should also be more differentiated: to *make* history is not the same as to *have* a history. For example, an earthquake can make history and influence humans, but it does not have a history in the same sense that humans – at least most – have a history. This is the case not because an earthquake is not human, but rather because humans have only little capacity to exert any sort of influence on earthquakes. Humans have complex encounters with earthquakes, but earthquakes don't have comparable encounters with humans.

3 I would like to thank Bettina Hitzer, Maren Möhring, Joseph Ben Prestel, Monja Schottstädt and the anonymous reviewers at *Body Politics* for their helpful critique and Adam Bresnahan for translating this paper from German into English.

4 In this context, I disregard the lack of interest that most established forms of Social History have shown towards Animal History and Body History.

From a genealogical perspective, it is in this sense decisive that the concept of history not be wholly decoupled from humans. The reason for this, however, is not that humans principally differ from animals through the characteristic of having a history. But it should be kept in mind that history is synonymous neither with time nor the past nor with fate nor evolution. The meaning given to the concept of history in the last two hundred years – not least by historians – has more and more been related to humans or to a historically specific understanding of humans, their “origins” and “identity”, their “progress” and “civility”.⁵ And this concept itself has not been without its own historical impact. In this regard, the field of Postcolonial Studies has rightly emphasized that also attributing a history to all humans is not a simple, harmless act because it frames our relations to other humans and these humans’ world-views.⁶ But for precisely this reason this concept of history has a heuristic value – not in spite of its conceptual limits, but because of them, insofar it is deeply embedded in power relations and societal hierarchies. It reminds us that humans not animals are writing this history.

My first suggestion is thus that it might be useful to attribute a history only to those animals that have had direct encounters and confrontations with humans over a longer period of time and whose modes of existence have been traceably influenced by humans – that is, in cases where humans and animals have formed a society or at least some sort of collective.⁷ In this sense, taking up a genealogical perspective implies that we should not a priori attribute supposedly universal human concepts to all other beings, as if there were no other legitimate, acceptable modes of existence. Rather, we have to clearly determine the time period and social conditions in which certain animals became actors or even subjects in their confrontations with humans. Such animals did not only make history, but also had a history – a shared history as companion animals in the broadest sense of the notion.⁸

5 Cf. for instance the classical studies of Michel Foucault, *The Order of Things*, New York 1970; *ibid.*, *The Archaeology of Knowledge*, London and New York 2002.

6 See for example Timothy Mitchell, *Colonising Egypt*, New York 1988; Dipesh Chakrabarty, *Postcoloniality and the Artifice of History: Who Speaks for "Indian" Pasts?*, in: *Representations* 37 (1992), p. 1-26.

7 *Animal History as Body History* thus takes up a genealogical perspective in the Nietzschean sense while turning Nietzsche’s notion against his own use of it, as he himself claimed that animals per se cannot have a history. On the centrality of Nietzsche for such a perspective on history see Michel Foucault, *Nietzsche, Genealogy, History*, in: Paul Rabinow (ed.), *The Foucault Reader*, London 1991, p. 76-100.

8 Cf. also Donna Haraway, *When Species Meet*, Minneapolis 2008. Donna Haraway speaks of a co-history between certain humans and certain animals – in doing so, she also binds the concept of history to humans.

Thus, in contrast to an earthquake, a cleared or newly forested mountain could have a history, and just as well, lactobacillales could have a history after their encounters with Louis Pasteur, dogs have one as pets and pigs as meat.⁹ An animal that has had no such confrontations with humans has no history. After all, how is the empirical work of historians brought any further by insisting that humans have influenced all animals on this planet considered as a complex ecological network? In this sense, the claim that animals have a history is not a universal answer, but rather a heuristic question. Bruno Latour has shown in more ways than one that we should not attempt to find a single answer that would function for all humans, animals or other beings, but rather that the same questions should be posed in each particular case. In this regard, he speaks of a “symmetrical anthropology”.¹⁰

Thus, from a genealogical perspective Animal History does not have much in common with Environmental History. Within Environmental History – *nomen est omen* – animals are mostly conceived of not as part of a society, but rather as part of the environment. I have the impression that such a differentiation does not overcome the nature/culture dichotomy, but rather supports it. Environmental History very often seems to hold on to the unfruitful opposition between environment and society or nature and culture, and does not escape this opposition by investigating the “interplay” or “interactions” between the opposing poles. In this sense, promoting “bridges” only means to reestablish “gaps”. Environmental History is thus unable to adequately historicize animals and humans and their possible agency.

2. A Genealogical Perspective on Actors and Subjectivation

The concept of agency currently prevalent in Animal History is critical towards the way in which the cultural and social sciences have long viewed consciousness, intentions and language as central criteria for distinguishing humans from animals. Drawing especially on the works of Bruno Latour and Donna Haraway¹¹, the focus has shifted from consciousness, intentions and language to practices, actors and influences. In this sense, the claim is more and more that every animal has the ca-

9 On such encounters, lactobacillales and Louis Pasteur cf. Bruno Latour, *Pandora's Hope*, Cambridge, MA 1999.

10 Cf. for instance Bruno Latour, *Reassembling the Social: An Introduction to Actor-Network Theory*, Oxford 2005; *ibid.*, *We Have Never Been Modern*, Cambridge, MA 1993. See also Jakob Tanner, *Historische Anthropologie zur Einführung*, Hamburg 2004.

11 Cf. especially Haraway, *When Species Meet*.

capacity to influence humans and other animals and thus has a specific form of agency.¹²

From a genealogical perspective we can make a stronger distinction between practices and actors. Viewing a bodily movement as a form of praxis and not as a muscle twitch itself demands a certain degree of interpretation. However, an ever greater degree of interpretation is implied when one draws an immediate connection between a praxis and an actor to whom this praxis is ascribed.¹³ The idea that certain beings are *per se* actors and thus have agency *per se* – everywhere and all the time – should be tossed out. My second suggestion is that we should rather direct more attention to demonstrating that “agency is something made”.¹⁴ The way in which a certain being has to be made into an actor ever anew could be an object of further investigation. In this way, humans, animals and other beings must not only be *viewed* as actors, but also *recognized* as actors to a certain degree.¹⁵ They must be attributed with and possess certain capacities that allow them to carry out practices conditional for being considered as an actor in a given society. Along these lines, humans too must repeatedly reassert their status as actors, a status they can also lose to a large degree, as is for instance the case with many so-called disabled persons or coma patients. Considered as an actor, every being is a product – an effect of practices.

The differentiation between practices and actors seems to have a considerable heuristic value, especially as the concept of the actor is very often easily confused with the concept of the subject.¹⁶ Human-Animal Studies and Animal History are more and more concerned with categorizing animals as subjects and not as objects. However, categorically affirming the status of animals as subjects completely ignores the significance of the notion of actors and their agency, which for its part has

12 The concept of agency is significant not only for Human-Animal Studies, but also for Postcolonial Studies and Gender Studies, to name just two; however, the concept is deployed in many different ways.

13 On this concept of praxis cf. for example Andreas Reckwitz, *Toward a Theory of Social Practices. A Development in Culturalist Theorizing*, in: *European Journal of Social Theory* 5 (2002), p. 245- 265. This distinction between actors and practices was also emphasized by Friedrich Nietzsche.

14 Cf. for instance Timothy Mitchell’s account on actor-network theory in response to the question: “Can the mosquito speak?” Timothy Mitchell, *Rule of Experts: Egypt, Techno-Politics, Modernity*, Berkeley 2002, p. 53.

15 The need of being viewed and recognized as an actor was strongly emphasized by Pierre Bourdieu. Cf. for example Pierre Bourdieu, *Pascalian Meditations*, Cambridge 2000.

16 And the concept of the subject is very often easily confused with the concept of the individual. From a genealogical perspective, however, neither a subject nor an actor should be addressed as an individual.

been undergirded by Bruno Latour's rejection of the ahistorical, quasi metaphysical subject/object dichotomy.¹⁷

Just as well, the uncritical affirmation of animals as subjects also ignores – with grave consequences – the extensive research on the history of the subject and historically variable forms of subjectivation that has been carried out in the wake of the work of Michel Foucault. Being a subject in the sense of being a self is thereby uncritically understood as a sort of natural, permanent attribute of certain beings, celebrated as something possessed by humans and at least some animals per se. This ultimately occurs to the detriment of other animals that don't have the "luck" of being addressed as subjects and attributed with subjectivity. A genealogical perspective, however, is in no way concerned with simply denying subjectivity. The idea of Michel Foucault was to focus on historically specific forms of subjectivation, viewing subjectivity as a difficult societal task that ultimately can never be completed.¹⁸ Instead of hypostasizing humans and animals a priori as subjects, we should rather historically problematize different processes of subjectivation, both for certain humans and maybe for certain animals, too. The ahistorical affirmation of supposedly natural forms of subjectivity poses a barrier to the adequate historicization of humans, animals and human-animal relations.

In this sense, historical research into the production of humans and animals as actors or even subjects must not be limited to a simple affirmation of human or animal agency. Such research should rather focus on how we can understand agency as a social resource that humans and animals compete for, rather than as a natural property.¹⁹ Human-animal relations have always been power relations, which are not limited to the fact that humans have usually exerted more power over animals than animals on humans. Rather, a genealogical perspective focuses on reconstructing the hegemony held by humans in their relations with animals, thus criticizing the sometimes supposed omnipotence of humans

17 Cf. especially Latour, *Pandora's Hope*; *ibid.*, *Reassembling the Social*. See also *ibid.*, *An Inquiry into Modes of Existence: An Anthropology of the Moderns*, Cambridge, MA 2013.

18 Cf. for instance Michel Foucault, *Technologies of the Self*, in: Luther H. Martin/Huck Gutman/Patrick H. Hutton (eds.), *Technologies of the Self: A Seminar with Michel Foucault*, Amherst 1988, p. 16-49; *ibid.*, *Discipline and Punish: The Birth of the Prison*, New York 1977. Cf. also Nikolas Rose, *Governing the Soul. The Shaping of the Private Self*, London 1990; Andreas Reckwitz, *Das hybride Subjekt: Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*, Weilerswist 2006.

19 Such an inquiry would for example combine – despite their differences – the insights of Pierre Bourdieu with those of Judith Butler.

in favor of investigating the various ways humans have ever anew established dominance.²⁰

But we shouldn't simply conceive of animals as victims and humans as victimizers. Instead we could inquire in more detail into what kind of societal tasks humans developed both for animals as well as for themselves in the context of human-animal relations. Humans have often been willing to discipline and normalize their bodies and habits in various ways in order to have as little as possible in common with animals, which has affected, among other things, human diet, sleep patterns, attire, etiquette, hygiene and sexuality. Being a subject in the sense of being a self not only means that one has the capacity to make a "free" choice, but first and foremost that one subjects oneself to the societal demands that make it possible to become a subject and to care for such a choice.

Thus, to decenter humans should not mean to center animals, whether it takes the shape of conceiving of animals a priori as actors or subjects. To critically historicize the actor- or subject-status of humans and animals is a necessary aspect of research into the ways in which they were produced, and not just the ways in which they were represented. Animal History will thus not only have to place a focus on practices, but also on the effects of such practices – last but not least, the effects they have on the performative constitution of humans as humans and *other* animals as other *animals*.

3. A Genealogical Perspective on Bodies and Materialization

The study of Animal History is not only hindered by the fact that many researchers seem to subscribe to an outdated dichotomy of actors and subjects on the one hand and effects and products on the other. Many researchers in this field also seem to be fixated on a traditional distinction between representation and production. A genealogical perspective is strictly speaking not concerned with considering the production of humans and animals *alongside* inquiries into various forms of their representation, thereby subsuming, for example, questions of breeding and diet under the heading of production. Rather, a genealogical perspective also conceives of forms of representation *as* an aspect of production, not only in a descriptive, but also performative sense.²¹ In this context, Human-Animal Studies and Animal History are not the only dis-

20 On the concept of hegemony cf. especially Ernesto Laclau/Chantal Mouffe, *Hegemony and Socialist Strategy: Toward a Radical Democratic Politics*, London 1985.

21 For a precise summary cf. for example Hannelore Bublitz, *Diskurs*, Bielefeld 2003.

ciplines still often hemmed by their unfruitful subscription to the nature/culture dichotomy, which precipitates in dichotomies like those between body and language or materiality and discourse. Large branches of the cultural and social sciences in general are also still plagued by this issue.

In contrast, a genealogical perspective is defined by the claim that there is no materiality without discourse, no body without language, or at least not in any way that could be historically reconstructed – which is the key issue here. Thus, I am not concerned with analyzing the “interplay” and “interactions” between discourse and materiality or language and bodies, as if there were bodies in a given society that somehow wholly escaped being interpreted and classified from their very birth on, their development in turn being deeply influenced by such interpretations and classifications. Taking the works of Michel Foucault and Judith Butler as a point of departure I want to emphasize that a discourse is per definition only then in question if it has effects – material effects.²² Setting this emphasis shifts the primary question of historical inquiry: the question is then how bodies have been differently shaped and changed in their very concrete modes of existence. My third suggestion is thus that, in taking up a genealogical perspective, it might be useful to focus neither on animals and humans nor on actors and subjects, but rather on bodies. Such a shift in focus would give Animal History a new aim, namely the historical reconstruction of societal demands made on various bodies within the sphere of human-animal relations. The fulfilment of such demands can be viewed as a condition for the consideration of actors or subjects by an other. Thus, I aim to inquire into the ways certain humans and certain animals were produced out of certain bodies within a given society and for a specific timeframe.

By focusing on the processes that produce humans and animals as actors or even subjects, we should take seriously the manifold distinctions drawn between humans and animals – and among humans and animals themselves – not only concerning the ways they are represented, but also concerning the ways they are produced. From this point of view, the ways that humans distinguish themselves from animals in most societies have grave consequences. The “anthropological machine” analyzed by Giorgio Agamben thus functions successfully for the most part: it really produces humans as being distinct from animals, with all the uncertainties and shifts implied therein.²³

22 Cf. for example Judith Butler, *Bodies that Matter. On the Discursive Limits of Sex*, New York 1993.

23 Cf. especially Giorgio Agamben, *The Open*, Stanford 2003.

The attribution of consciousness, intentions and language not only describes particular beings in a more or less adequate way. Rather, it also modifies the very concrete existence of these beings, opening or closing their various possibilities of action and development. Even if it is theoretically unconvincing to make consciousness, intentions or language the basis for attributing agency per se to a particular being, history has shown that being attributed with consciousness, intentions or language has had great consequences not only for animals in their confrontations with humans, but also for the societies in which they exist.

Thus, a genealogical perspective does not have the aim, for instance, of somehow weakening the role language plays in the work of historians.²⁴ Rather, with regards to language, it might shift the focus of research to the ways in which some humans have repeatedly attempted to make animals speak, how they attempted to better understand the attributed or real speech of animals, and how they attempted to teach animals how to better understand humans. In this context, objects of observation might be the societal demands made of certain animals, the ways in which some animals actually learned to successfully fulfill such demands or complete certain tasks, and how this influenced these animals' mode of existence.

In this sense, placing the production of animals and humans at the center of debate means much more than analyzing forms of breeding or feeding. Animals and humans do not only *have* bodies, but they actually *are* bodies, and these bodies are constantly being subordinated to various societal tasks. Emphasizing the breeding and feeding of animals does not historically problematize bodies, but rather essentializes them. Speaking of an embodied agency that supposedly differs between humans and animals or stressing the bodily presence of animals more than that of humans reinscribes the nature/culture dichotomy that seems to always find its way back into Animal History.

Thus, one should stop drawing a stark demarcation between language and body or discourse and materiality only in order to "dialectically" transcend it. A better point of departure could be to simply abandon the demarcation altogether. We would then be able to consequently analyze discourses as practices, describing them in their effects. This would allow us to historically investigate materiality in its ongoing materialization. The common concept of materiality foregrounds the supposedly inherent stability of beings, which is, however, only a relative stability because every materialization is temporally limited.²⁵ In this sense, the

24 The role of language is often played down in current studies on Animal History.

25 On this conception of materialization cf. Butler, *Bodies that Matter*. See also Karen Barad, *Posthumanist Performativity. Toward an Understanding of How Matter*

common concept of materiality has a performative rather than descriptive function: it frames relations that humans have with themselves, with other humans, with animals or with other beings, insofar as it claims to only describe them in their supposedly natural stability. But in fact, it attributes humans, animals or other beings with an always already threatened stability conditioned by various social factors.²⁶ As such, the concept of materialization promoted here has the aim of conceiving of bodies in their performativity, and not so much of pinning down the performances of bodies.²⁷ I thus understand bodies as a kind of surface in its ongoing materialization and not as a kind of container in its seemingly ahistorical stability.²⁸

In this way, Giorgio Agamben, for instance, does not, as it is often assumed, analyze representations of humans and animals in order to show how they include or exclude “the” Animal or “the” Human. Rather, he deduces the ways humans and animals are produced from ways in which the “Animal” and the “Human” are invented and distinguished from one another.²⁹ That there is in this sense no materiality without discourse has been pointed out in fruitful ways especially in the field of Gender Studies.³⁰

The debate at hand is not concerned with arguing about whether or not there is, will be or ever has been a world independent from humans, a world that many humans attempt to grasp with the concept of nature. Rather, a genealogical perspective argues that historians – on the basis of historical sources – can in no way be certain where this world is to be encountered or to what extent the existence of all humans and of certain animals are no longer or less societally influenced, also as regards their bodies: from body weight to bone thickness, from blood pressure to strength of sight, from sleep rhythms to allergic shock, from smartphone

Comes to Matter, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 28 (2003), p. 801-831.

26 In this paper I am less concerned with grappling with the various forms of New Materialism or Posthumanism currently discussed in the cultural and social sciences. While a genealogical perspective attempts to reconstruct the concrete effects of unstable materializations, it seems to me that discussions on New Materialism and Posthumanism are more concerned with understanding the principle failure of stable materializations.

27 While the concept of performance grasps the various practices of a body, which is thereby very often taken a priori as a given, the concept of performativity focuses on the effects of practices that constantly bring forth such a body in its materiality. Cf. Butler, *Bodies that Matter*.

28 On this kind of surface cf. Foucault, Nietzsche, p. 83.

29 Cf. Agamben, *The Open*.

30 Cf. especially Butler, *Bodies that Matter*. See also Anne Fausto-Sterling, *Sexing the Body: Gender Politics and the Construction of Sexuality*, New York 2000.

thumb to jogger's knee, from face peeling to hair length. The bodies historians deal with are in their very concrete existence – which is the key issue here – always a product of the society and the social conditions in which they exist.

That does not mean that there are no other conditions than social conditions and that the nature/culture dichotomy should be thrown out because it is principally false and because there is simply no nature that is completely separated from culture – a meanwhile all too well-established criticism made not only by researchers in the field of Animal History. Rather, we should reject this dichotomy because it is unfruitful for investigating the shared history of humans and animals: it suppresses more questions than it poses. Whether or not it is principally false cannot be adequately addressed by historians, but it is certain that historians do not need such dichotomies for their empirical work.³¹

4. A Genealogical Perspective on the Concept of Life

Such dichotomies of body and language or materiality and discourse don't get any more convincing or useful when one adorns them with "dialectical" gowns. So long as the study of Animal History continues to directly or indirectly subscribe to such dichotomies, it will be unable to adequately historicize humans and animals. Researchers in this field all too often hold onto a "remainder" or "core". This "remainder" or "core" is not historically problematized, but rather – in the guise of body or materiality – essentialized, whether it be in questions regarding the actor- and subject-status or whether it be when dealing with supposedly natural needs and wishes, which are often only depicted as being "manipulable" or "damageable". Such an essentialization is often made especially when discussing the possible "feelings" of humans and animals.

It is within this context that the concept of life is often foregrounded. But the concept of life is an "empty signifier", which only seems to naturally link together humans and animals, or humans as animals with other animals.³² Pursuing Animal History as Body History is not the same as foregrounding the concept of life. We should certainly not treat all beings as bodies, but if bodies are understood as a kind of surface in its ongoing materialization, they don't necessarily have to be alive in a

31 Thus, from the perspective of *Animal History* I do not think that the concept of *co-history* needs a supplementary concept of *co-evolution*. For a differing position, see for instance Haraway, *When Species Meet*.

32 On the concept of the "empty signifier" cf. especially Ernesto Laclau, *Emancipation (s)*, London 1996.

biological sense. They only have to be attributed with the “quality” of being or having been alive or quasi alive. Thus, from a genealogical perspective one can see that the appeal to the concept of life is not a simple, harmless act and is insufficient in at least two ways. Like the concept of the subject, the notion runs against attempts to conceive not only of humans or animals, but all kinds of other beings as possible actors, animate or not, an attempt rigorously pursued not only by Bruno Latour. It thus hinders the development of a more complex, more concrete understanding of societies and social conditions. The use of the concept of life within Animal History demands that one explain the criteria that allows one to exclude not only things, but also plants from a supposedly “symmetrical anthropology”. It also demands that one explain in what way such an exclusion is fruitful. In my opinion, we should not attempt to establish Animal History at the expense of the history of things and the history of plants.

Taking recourse to the concept of life and deducing the actor- or subject-status of a particular being from it also forces one to explain the extent to which, for instance, braindead persons or people with artificial lungs are actors or subjects, or the extent to which they are living. That is, using the concept of life forces one to clarify where life supposedly begins and where it supposedly ends. From a genealogical perspective, the concept of life is thus not only heuristically questionable, insofar as it forces one to research things and plants with approaches entirely distinct from those used for studying humans or other animals. It is also politically questionable, insofar as it potentially delegitimizes the concrete existence of various humans – certainly without intention – in favor of other humans or animals.³³ Historians above all should not play down this risk.

My fourth suggestion is thus that the concept of life should not serve as the point of departure for the study of Animal History. Rather, the point of departure could be the concept of the social. Humans and animals have a shared history only insofar as they stand in relation to one another, only insofar as they are confronted with each other, only insofar as they form a society or at least some sort of collective. And they

33 This problem is addressed by the concept of bio-politics as developed in the works of Michel Foucault or Giorgio Agamben. Cf. for example Nikolas Rose, *The Politics of Life Itself: Biomedicine, Power and Subjectivity in the Twenty-First Century*, Princeton 2006; Thomas Lemke, *Biopolitik zur Einführung*, Hamburg 2007; Anna Kirkland/Jonathan Metzl (eds.), *Against Health: How Health Became the New Morality*, New York 2010.

share this history with all other beings with whom they are confronted, be they plants, things or whatever else.³⁴

Placing the concept of the social at the center of debate and thus pursuing Animal History not as an extended form of Cultural History, but rather as a special form of Social History, has significant consequences. First of all, drawing upon the works of Bruno Latour and Michel Foucault, it implies that researchers should not claim a priori that all humans and animals are actors or even subjects. Rather, they should reconstruct certain humans and animals and their relations internal to specific social conditions, conceiving of the social less as something structural and more as something situative. Second, drawing upon to the works of Judith Butler or Karen Barad, it implies that the status of humans and animals should not be seen as being all too stable. Rather, they should be viewed in the context of their ongoing materialization and with regard to their changing relations with other humans, other animals or other beings. The manifold differences between humans and animals – or among humans and animals themselves – should thus not only be understood as historically constructed, but as historically constituted or, better, co-constituted.

But falling back on the concept of the social in this way does not necessarily mean that Animal History must place exclusive focus on human-animal *relations*, as doing so quickly leads one to conceive of humans and animals *themselves* as ontologically given.³⁵ In this sense, researching practices internal to human-animal relations is not the same as reconstructing humans and animals as effects of such practices – not in an ontological but in an ontogenetic sense. Exclusive focus on human-animal relations also easily leaves aside the fact that many humans have existed primarily in relation to other humans or to things and neither to animals nor to plants. This, in turn, makes it difficult to precisely formulate the ways in which human-animal relations have also influenced other relations humans sustain with other beings. It makes it thus difficult to understand the effects of human-animal relations outside the bounds of Animal History.³⁶

For these reasons, this paper has paid less attention to the various forms of interdependence and reciprocity in human-animal relations which Donna Haraway has placed at the center of debate. Rather, the

34 Here I follow Bruno Latour by placing the social at the beginning of every form of Social History. See also Patrick Joyce, What is the Social in Social History?, in: Past and Present 205 (2009), p. 175-210.

35 This would of course work against the meaning Donna Haraway gives to the notion of relations.

36 Animal History may lose its “freak-status” as soon as it makes this point clear.

genealogical perspective promoted here directs more effort to researching how many humans and certain animals have often been subordinated to astonishingly similar societal demands: for example, in the framework of industrialization or urbanization, in the context of the emotionalization or therapeutization of many humans and – ever more prevalent – certain animals, or against the background of various forms of bio-politics.³⁷

From a genealogical perspective there is no going beyond anthropocentrism. In this sense, it is important to emphasize that humans don't only constitute themselves as humans by attempting to distinguish themselves *in principle* from animals. They also constitute themselves as humans by claiming to be distinguished from animals only *in degrees* – as an animal among other animals. The crucial question is thus not whether or not we can write anything other than an anthropology, but rather what sort of anthropology we want to write. Once again, taking recourse to the work of Bruno Latour, writing a “symmetrical anthropology” would have serious consequences for Animal History. It would not only mean historicizing human-animal relations as being variable, but rather would also mean historicizing humans and animals themselves as products. This implies not only a specific understanding of empirical work but also of political critique.³⁸

Summary and Outlook

If Animal History is to change the way we think about history, it will not achieve this goal by simply viewing animals in the same way that historical research mostly views humans. Rather, the way we do historical research on animals as well as humans will have to significantly differ from previous approaches. The work of historians will not be brought forward by simply including humans and animals as *living* beings in historical accounts whilst more or less explicitly excluding *other* beings. The much criticized nature/culture dichotomy is not done away with by

37 This can be seen when one considers vaccinations and antibiotics or the supervision of dietary needs and the psychologization of health – all with relation to humans, but also increasingly with relation to certain animals.

38 I have the impression that within Gender Studies and Postcolonial Studies this important question of political critique is much better and much more controversially discussed than within Animal History. Cf. for example the classical studies of Judith Butler, *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*, New York 1990; Gayatri Chakravorty Spivak, *Can the Subaltern Speak?*, in: Cary Nelson/Lawrence Grossberg (eds.), *Marxism and the Interpretation of Culture*, Chicago 1988, p. 271-313.

simply attributing actor- or subject-status and a certain way of “thinking” or “feeling” to animals as well.

Conceiving of Animal History as Body History means not taking agency or subjectivity for granted. It means to decenter not only humans but animals as well. Thus, a basic question could be: which discourses – which societal demands and tasks – does a body have to conform to in order to become ever anew an actor or even a subject? Placing the body and its ongoing materialization at the center of debate also means understanding Animal History as a special form of Social History. Thus, we could take the body and effects of practices as the basis for our conception of the social, rather than actors or even subjects. In this way, human-animal relations along with humans and animals themselves appear within an endless process of production. Only in this context does it become clear that differences between humans and animals are not only historically constructed, but also historically constituted, in different ways and again and again.³⁹

Pursuing Animal History as Body History also means posing political questions about societal hegemonies. But this does not mean that one should automatically see animals as victims and humans as victimizers. Rather, we could not only research what humans do with and make out of animals, but also what they do with and make out of themselves in the context of human-animal relations. One should thus take the “anthropological machine” very seriously, not only on the more limited level of representation, but on the broader level of production. Even if humans have historically been hegemonic within human-animal relations, a genealogical perspective primarily attempts to reconstruct the various ways humans and animals have been produced differently. However, such a reconstruction does not have the aim of weakening our capacity to politically criticize the production of animals, but rather of strengthening our capacity to historically problematize the production of humans as well: the societal demands made on each single body to be a very particular body with specific capacities and supposed or neglected rights.⁴⁰

Animal History opens up a new perspective on humans, not only a new perspective on animals. But this new perspective should not be greeted for the simple reason that it is new: in today’s cultural and social sciences as well as in psychology and neurology, “thinking” often re-

39 On the distinction between construction and constitution cf. for instance Butler, *Bodies that Matter*.

40 Thus, from the perspective of Body History as well, the question of animal rights has a close connection with that of human rights. See for instance Joanna Bourke, *What It Means to Be Human. Reflections from 1791 to the Present*, Berkeley 2011.

ceives less attention than does “feeling”, and it is in no way a coincidence that one speaks today of an “animal turn” and of an “affective turn”.⁴¹ In both cases, the meaning of the body is stressed, be it in the form of the notion of embodied agency or that of the affected body. But in both cases, the body tends to be essentialized – intentionally or unintentionally – rather than historicized. Body History should, however, be deployed in order to reject every manifestation of the nature/culture dichotomy in historical research.

Animal History as Body History should thereby be understood less as an expanded form of Cultural History and more as a special form of Social History. Such a form of Social History aims less at following an emphatic “history from below” and more at developing a distant “history from outside”, to the extent that this is at all possible. In this sense, it does not take animals and humans nor actors and subjects as a point of departure, but rather makes bodies and their changing production into an object of historical investigation.

Pascal Eitler, contact: pascleitler (at) web.de, Dr. phil., studied History, Sociology and Philosophy at the University of Bielefeld (Germany) and the E.H.E.S.S. in Paris (France). He is a researcher at the Center for the History of Emotions at the Max Planck Institute for Human Development in Berlin (Germany). His research interests include Body History, Animal History and the History of Emotions in the modern era, the History of Politics, the History of Religion and the History of the Self in contemporary history. He is currently working on a book project on the emotionalization and politicization of humans, animals and human-animal relations in the 19th and 20th centuries.

41 Cf. for example Brian Massumi, *What Animals Teach Us about Politics*, Durham 2014. On the “affective turn” see also Patricia Ticineto Clough/Jean Halley (eds.), *The Affective Turn: Theorizing the Social*, Durham 2007; Melissa Gregg/Gregory J. Seigworth (eds.), *The Affect Theory Reader*, Durham 2010. For a historical perspective on affects or, better, emotions, see for instance Ute Frevert, *Emotions in History: Lost and Found*, Budapest 2011; Jan Plamper, *The History of Emotions: An Introduction*, Oxford 2015.

Präparierte Zeit. Wallace, Martin, Raabe und die moderne Magie ‚ausgestopfter‘ Tiere

Lena Kugler

*English abstract: Preserved animal bodies have been produced, traded, collected, and taxonomically defined in ever-growing numbers since the eighteenth century. They belong to those quasi-objects that, according to Bruno Latour, are spawned by so-called modernity with its extensive attempts to classify and purify. They are hybrids whose factitious factuality both constitutes and subverts the distinction between biofact and artefact, nature and culture. By showing what isn't there anymore – the animal, whose death is the condition of every preserved specimen – their history tells about the efficacy of non-/dead things in the moment of their afterlife – and therefore especially about the temporal spectrality of so-called modernity. Starting with Alfred Russel Wallace, the article investigates the history of knowledge and trade exhibited in the physical preservation of animal bodies. Moving on to Philipp Leopold Martin, one of the pioneers of modern taxidermy, it examines the history of their manufacture and display. Finally, the article surveys the poetic knowledge of stuffed and mounted animals as it is (re-)presented in Wilhelm Raabe's novel *Der Lar* (1898).*

Präparierte Tierkörper, wie sie erstmals im 16. Jahrhundert hergestellt und seit dem 18. Jahrhundert in immer größerer Zahl produziert, gehandelt, gesammelt, taxonomisch bestimmt und in die kolonialen Waren- und Wissensströme eingespeist wurden, gehören zu jenen Quasi-Objekten, die nach Bruno Latour gerade die sogenannte Moderne mit ihren umfassenden Klassifikations- und Reinigungsarbeiten in immer stärkerem Ausmaß hervorgebracht hat.¹ Eben mit ihnen kam die moderne Produktion hybrider Objekte in Gang, errichtete sich die naturgeschichtlich-klassifizierende Taxonomie doch allererst auf der Grundlage dieser toten, mit den Mitteln der Taxidermie hergestellten Tierkörper, die immer zahlreicher aus Afrika, Asien und der Neuen Welt in Europa einzutreffen begannen.

Als abgebalgte (also vom Fleisch abgezogene), mit verschiedenen Techniken haltbargemachte und schließlich ‚lebensecht‘ aufgestellte Exemplare einer immer wieder neu klassifizierten und semantisierten Vielfalt des Lebens sind sie dabei Hybride, die in ihrer körperlichen Gemachtheit die Unterscheidung von Bio- und Artefakt und damit von Natur und Kultur gleichzeitig konstituiert wie auch beständig durchkreuzt

1 Vgl. Bruno Latour, *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, aus dem Französischen von Gustav Roßler, Frankfurt am Main 2008.

haben. Indem sie zeigen, was es als solches gar nicht mehr gibt: das Tier, dessen Tod die Grundlage jedweden Präparats ist, erzählen sie mit ihrer wechselhaften Wissens-, Her- und Darstellungsgeschichte von der Wirkmacht der un/toten Dinge im Moment ihres Nachlebens – und eben damit von der nicht zuletzt zeitlichen Spektralität der sogenannten Moderne.

Im Folgenden werde ich zunächst mit Alfred Russel Wallace die Handels- und Wissensgeschichte präparierter Tiere verfolgen. Mit Philipp Leopold Martin als dem Begründer der Dermoplastik wird es mir um die Geschichte ihrer Her- und Darstellungspraxis gehen, um schließlich zu Wilhelm Raabes Roman *Der Lar* und seiner eigentümlichen Wissenspoetik ausgestopfter Tiere zu gelangen.

Alfred Russel Wallace² und die Magie präparierter Tiere

Eine der schönsten und gleichzeitig irritierendsten Theorien der modernen Magie präparierter Tiere findet sich in Wallaces 1869 erschienenem Bericht seiner Expedition zum Malayischen Archipel, deren erklärtes Ziel es war, „to obtain specimen of natural history“³ Dieser Aufgabe kam Wallace in tatsächlich erstaunlichem Ausmaße nach, denn im achtjährigen Verlauf seiner Reise sammelte, konservierte und verschiffte er gut eine halbe Million Tierpräparate von über 125.000 unterschiedlichen Arten, weitaus mehr als ein großes Museum der damaligen Zeit aufweisen konnte.⁴ Hauptsächlich waren es Käfer, Schmetterlinge und Vögel, aber auch kleinere Säugetiere und mehrere Orang-Utans, die er als erster Europäer in freier Wildbahn beobachtete, beschrieb – und schoss. Sein bevorzugtes Mittel zur Konservierung der selbst hergestellten Bälger war dabei Arrak, ein aus Palmzuckersaft hergestellter Alkohol, den er von den Handelszentren an der Küste bezog, immer nur zögerlich und in kleineren Dosen mit den Einheimischen zu teilen bereit war und den er bisweilen sogar in Baumkronen vor ihrem Zugriff ver-

2 Auf seiner Reise zum Malayischen Archipel entdeckte Alfred Russel Wallace (1823–1913) nicht nur die später nach ihm benannte *Wallace Line*, die biogeographische Grenze zwischen australischer und asiatischer Tierwelt, sondern wurde auf der Grundlage seiner hier gemachten Beobachtungen auch zum Mitbegründer der Evolutionstheorie (s.u.).

3 Alfred Russel Wallace, *The Malay Archipelago. The Land of the Orang-Utan, And The Bird Of Paradise*, [London 1869], with an introduction by John Bastin, Singapore, Oxford, New York 1986, VII.

4 Vgl. ebenda, XVII und Wilma George, *Biologist Philosopher. A Study of the Life and Writings of Alfred Russel Wallace*, London, Toronto, New York 1964, S. 48.

steckte. Als er im Inland von Aru, wo er über ein halbes Jahr verbringen sollte, eine neue Lieferung Arrak erhielt, verschenkte er darum auch nur zwei Fläschchen davon und ließ sich die weiteren bezahlen: zum einen mit Geld, das die Einheimischen schnell zusammentrugen, zum anderen aber gegen das Versprechen, ihm für jedes Fläschchen in Zukunft einen Paradiesvogel zu bringen.

Statt allein Mittel der Konservierung zu sein, wurde der Arrak so gleichzeitig zum Anlass wie auch zum Medium einer aufschlussreichen Konversation. Denn wie Wallace in seinem „Native Talk“ überschriebenem Kapitel berichtet, treten im Laufe dieses feucht-fröhlichen Abends einige Männer zu ihm und bitten ihn, von seinem Heimatland zu erzählen. Dabei erscheint ihnen schon dessen Name „Unglung“ bzw. „angerlang“ alles andere als glaubhaft – wer habe je von so einem Namen gehört –, so dass sie nach dieser offensichtlichen Unwahrheit auf einen weiteren Punkt zu sprechen kommen: Wofür all die Tiere, Vögel, Insekten und Muscheln denn so sorgfältig konserviert würden. Wie Wallace ausführt, war ihm diese Frage aber alles andere als neu:

They had often asked me that before, and I had tried to explain to them that they would be stuffed, and made to look as if alive, and people in my country would go to look at them. But this was not satisfying; in my country there must be many better things to look at [...]. They did not want to look at them; and we, who made calico and glass and knives, and all sorts of wonderful things, could not want things from Aru to look at. They had evidently been thinking about it, and had at length got what seemed a very satisfactory theory; for the same old man said to me, in a low and mysterious voice, “What becomes of them when you go on to the sea?” “Why, they are all packed up in boxes,” said I. “What did you think became of them?” “They all come to life again [...] Yes, they all come to life again.”⁵

Mag Wallace am Ende dieses Abends im Gestus kolonialen Gönnerstums der „einfachen Leute“ und der „seltsamen Produkte von Aru“ gedenken,⁶ haben jene sich also schon längst eine äußerst plausible und tatsächlich „zufriedenstellende Theorie“ von den seltsamen Tierprodukten des Fremden gemacht, die sie eindeutig als *magische Dinge des Europäers* verstehen – und zwar als solche einer okkulten Ökonomie,⁷ was am folgenden Gesprächsverlauf deutlich wird: Zunächst wird Wallace als

5 Wallace (1986), S. 463.

6 Ebenda, S. 464.

7 Ich verwende diesen Begriff in Anlehnung an Jean und John Comaroff, die die „occult economies“ Afrikas nicht in alten Glaubenstraditionen verorten, sondern in ihnen eine Reaktion auf gegenwärtige postkoloniale Strukturen sehen. Vgl. Jean und John Comaroff, „Occult Economies and the Violence of Abstraction: Notes from the South African Postcolony“, in: *American Ethnologist*, 26/ 2 (1999), S. 279-303).

„Zauberer“ überführt, der sogar für das in dieser Jahreszeit untypisch gute Wetter verantwortlich sei, eine Zuschreibung, die dieser sanft protestierend, aber erstaunlich bereitwillig annimmt – und dabei übersieht, dass das vermeintlich „gute“ Wetter, das er nach Ansicht der Einwohner Arus gemacht habe, damit seine Männer besser die Tiere schießen könnten,⁸ keineswegs positiv konnotiert ist: Denn in der Folge herrscht nicht nur eine Moskitoplage, unter der auch Wallace stark leidet, vor allem bedeutet es eine extreme Wasserknappheit. Schon die acht Tage Hitze, von denen Wallace berichtet, verwandelten den kleinen Fluss in eine schlammige Pfütze, so dass er selbst festhält: „If there were a dry season like that of Macassar, the Aru Islands would be uninhabitable“⁹

Was Wallace jedoch viel stärker irritiert als diese zweifelhafte Ehre, als Zauberer eines ‚guten‘ Wetters zu gelten, ist die anschließende Bitte, doch vom großen Schiff Jong zu erzählen. Denn hier vermuten die Einwohner Arus seine wahre Heimat und sind mehr als enttäuscht, als er sich noch immer nicht in der Lage sieht, ihnen mehr darüber zu berichten, und im Gegenzug selbst nach dem geheimnisvollen Schiff fragt. Dieses Schiff,¹⁰ erklären ihm die Einheimischen bereitwillig, sei immer auf See, und die Chinesen und die Bugis (eine bis heute hauptsächlich in Sulawesi ansässige Volksgruppe) betrieben ihren Handel darauf. Gerade letztere waren aber nicht nur als gewiefte Händler bekannt, sondern auch als grausame Piraten gefürchtet, so dass die Männer sich beeilen zu betonen, dass Wallace selbst eine viel bessere Sorte Mensch sei, da er ihnen umsonst Dinge gebe (was ja nicht wirklich stimmte, wie der Tauschhandel mit dem Arrak belegt) und nicht versuchen würde, sie zu betrügen (was damit als stumme und vor allem: als von Wallace ungehörte Frage im Raum stehen blieb). Am besten bliebe er darum ein oder zwei Jahre, während sie ihm eine Menge Tiere und Vögel brächten und er sich neue Vorräte (und das heißt auch: mehr Arrak) bringen lassen solle, ein Vorschlag, auf den erneut die Frage folgt, woher er denn komme, denn Unglung“ könne es nicht sein, wer habe je davon gehört.

An diesem Punkt aber brach Wallace das Gespräch unter dem Vorwand ab, müde zu sein und verpasste damit die Chance, eine Falscheinschätzung zu revidieren, die nicht nur er selbst, sondern auch einige seiner Biographen repetierten: Dass man ihn nämlich auf Aru für einen freundlichen Mann gehalten hätte, der deshalb eine bestaunenswerte Sensation gewesen, weil er im Gegensatz zu den Einheimischen und

8 Wallace (1986), S. 473.

9 Ebenda, S. 464.

10 Zum Motiv des Schiffes als Symbol der Gesellschaft in den Inselregionen Südostasiens siehe Pierre-Yves Manguin, „Shipshape Societies: Boat Symbolism and Political Systems in Insular Southeast Asia“, in: *Techniques & Culture* 35-36 (2001), S. 373-400.

sonstigen Durchreisenden keinen Handel betrieben hätte.¹¹ Zumindest mit Blick auf letzteres scheint aber genau das Gegenteil der Fall gewesen zu sein, sah man ihn doch offenbar durchaus als ernstzunehmenden Handelspartner an: Nicht nur, dass sich letztlich das ganze Gespräch in äußerst höflichen und schmeichelnden Worten um die abgeschlossenen und zukünftigen Arrak- und Tierkadaver-Handelsaktionen dreht; Wallaces eigentliche Heimat wird sogar auf dem geheimnisvollen Schiff Jong vermutet: dem Zwischen- und Nichtort einer absoluten Ökonomie, wo offensichtlich selbst Totes (wertsteigernd) in den Kreislauf des Lebendigen überführt werden kann.

Wie im Folgenden dargelegt werden soll, hatten die Männer Arus aber in dreifacher Hinsicht mit ihrer magischen Theorie der präparierten Tiere recht, beleuchtete sie doch aufs Genaueste den Einsatz präparierter Tierkörper als prekäre Handels-, Wissens- und Darstellungsobjekte.

*

Erstens stellte gerade Wallaces Aufenthalt auf Aru, in dessen Verlauf er „more than nine thousand specimen of natural objects“¹² sammelte, nicht nur die wissenschaftlich erfolgreichste, sondern auch die bei Weitem gewinnbringendste Etappe seiner Expedition dar: Wie Wilma George hervorhob, brachten ihm die hier gesammelten Tierexemplare t: dem Zwischen- und Nichtort einer absoluten ss sich letztlich ¹³ ein, so dass sich seine von ihm selbst dokumentierte Freigiebigkeit – zwei Fläschchen Arrak und ein wenig Salz und getrockneten Fisch ‚verschenkte‘ er im Laufe des Abends – doch etwas relativiert. Während er zum Beispiel für sechs Sendungen mit Insekten aus Borneo oder für fünf Häuten, fünf Schädeln und zwei Skeletten von Orang-Utans ungefähr £150 erhielt,¹⁴ bekam er schon für eine einzige kleine Schachtel mit Muscheln von Aru gut ut einzige kleine Schachtel mit Aru gemachten Sammlung insgesamt £1000 verdiente.¹⁵

Einen großen Anteil hatte dabei insbesondere die für den Arrak als Kaufpreis vereinbarte ‚Währung‘: die Kadaver der Paradiesvögel, die nach eigenem Bekunden das Hauptziel seiner Reise in diese Inselregionen gewesen waren und denen Wallace gegen Ende seines Buches ein eigenes Kapitel widmete. Wie schon bei den Orang-Utans rühmte sich

11 Vgl. ebenda, S. 435, aber auch: George (1964), S. 40.

12 Wallace (1986), S. 486.

13 Wilma George, „Alfred Wallace, the gentle trader: collecting in Arizona and the Malay Archipelago 1848 – 1862“, in: *Journal of the Society for the Bibliography of Natural History*, Vol. 9 (1980), Part 4, S. 503 – 514, hier: S. 510.

14 John Bastins „Introduction“, in: Wallace (1986), S. XVII.

15 George (1964), S. 41.

Wallace auch bei ihnen, seines Wissens der einzige Engländer zu sein, „who has seen these wonderful birds in their native forests, and obtained specimen of many of them“¹⁶ – ein Entdeckerstolz, der sich nicht zuletzt darin ausdrückte, dass er den Malayischen Archipel im Untertitel seines Buches zum „Land of the Orang-Utan, and The Birds of Paradise“ erklärte, und der dennoch einen entscheidenden Dämpfer erhielt: Denn während die Einwohner von Aru ihn bereitwillig mit den seltenen Vögeln versorgten, sah es in anderen Gegenden des Malayischen Archipels, insbesondere in solchen, die öfter Kontakt mit Europäern hatten, anders aus. Egal, welche Anstrengungen er auch unternahm, gelang es Wallace nur von fünf der 18 bislang bekannten Arten Bälge zu erhalten, ein Umstand, den er folgendermaßen erklärte:

To understand this, it is necessary to consider that the birds of paradise are an article of commerce, and are the monopoly of the chiefs of the coast villages, who obtain them at a low rate from the mountaineers, and sell them to the Bugis traders. A portion is also paid every year as a tribute to the Sultan of Tidore. The natives are therefore very jealous of a stranger, especially a European, interfering in their trade, and above all of going into the interior to deal with the mountaineers themselves. They of course think he will raise prices in the interior, and lessen the supply on the coast; they also think their tribute will be raised if a European takes back a quantity of the rare sorts; and they have besides a vague and very natural dread of some ulterior object in a white man's coming at so much trouble and expense to their country only to get birds of paradise [...].¹⁷

Unter diesen Voraussetzungen liest sich der von Wallace wiedergegebene „Native Talk“, den er mit den Männern des weitgehend ‚unentdeckten‘ Inlandes von Aru führte, erst recht nicht mehr als amüsante Aufzeichnung eines aberwitzigen Aberglaubens von „good-natured savages“¹⁸ sondern als präzise Analyse des wirtschaftlichen Wertes der in die kolonialen Warenströme eingespeisten präparierten Tiere.

*

Mit der (Fern-)Handelsgeschichte präparierter Paradiesvögel, die in den Küstenregionen bereits im 16. Jahrhundert einzusetzen begann, kommt zweitens der prekäre Status präparierter Tiere als Wissensobjekte in den Blick. Wie Wallace in einem kurzen Abriss der Wissensgeschichte dieser farbenprächtigen Vögel darlegt, war trotz der Beliebtheit ihrer Federn, die als exotische Modeaccessoires begehrt waren, lange nur wenig über sie bekannt. Und das, was man von ihnen zu wissen meinte,

16 Wallace (1986), S. 552.

17 Ebenda, S. 573

18 Ebenda, S. 464.

stellte sich als grundlegend falsch heraus: Bis Ende des 18. Jahrhunderts hieß es, dass Paradiesvögel keine Füße besäßen und sich Zeit ihres Lebens beständig in den Lüften aufhielten. Noch Linn hatte die seinerzeit größte bekannte Art des Paradiesvogels *Paradisea apoda* (dt.: fußloser Paradiesvogel) genannt, und auch Buffon hatte 1775 festgehalten, dass diese Vögel weder Füße noch Darm besäßen. Entstanden war dieser durch und durch *europäische* Mythos aber allererst wegen der körperlichen Materialität der präparierten Tiere selbst. Denn die einheimischen, auf die Schmuckfedern spezialisierten Jäger hatten den Bälgern noch vor dem Verkauf die für sie wertlosen Füße abgeschnitten, so dass bis Ende des 18. Jahrhunderts kein einziger unbeschädigter Vogelbalg nach Europa gelangt war.¹⁹

Damit wird deutlich, wie sich das naturgeschichtliche Wissen auf der materiellen Grundlage der Tierpräparate konstituierte – und gleichzeitig von ihnen irritiert wurde. Denn wie nicht zuletzt das Mitte des 18. Jahrhunderts in Erscheinung tretende und sich schnell etablierende Genre taxidermistischer Anleitungsbücher belegt,²⁰ waren die präparierten Tierkörper seit jeher weit davon entfernt, bloße faktisch-unveränderliche Referenzexemplare eines auf der Grundlage des Todes klassifizierten und inventarisierten Lebens zu sein. Vielmehr war ihre intendierte Naturnähe und Lebensechtheit nicht nur auf Dauer, sondern allererst *herzustellen*. Ihr Verhältnis zum von ihnen verkörperten Lebewesen war nie das authentischer Selbst-Identität, sondern immer mimetischer Natur – und damit verfangen in die grundsätzliche Fingiertheit jedweder realistischer Produktionsästhetik. Als Kippfigur zwischen ‚fact‘ und ‚fake‘ konnte ihr Erscheinen selbst so gleichermaßen der Natur wie auch dem Handwerk der Taxidermie zugerechnet werden.

Als Ende des 18. Jahrhunderts dem Mediziner und Naturforscher George Shaw der erste nach Europa gelangte Balg eines Schnabeltieres vorgelegt wurde, meinte er so auch zunächst, es mit einer kunstvollen Fälschung zu tun zu haben.²¹ Wie Harriet Ritvo bemerkt, legen die Sche-

19 Vgl. George (1964), S. 39 und Wallace (1986), 552.

20 Nach Paul Lawrence Farber war wohl das erste: Etienne-François Turgot, *Mémoire instructif sur la manière de rassembler, de préparer, de conserver et d'envoyer les divers curiosités d'histoire naturelle*, Paris 1758. Vgl. Paul Lawrence Farber, „The Development of Taxidermy and the History of Ornithology“, in: *Isis* 68 (1979) 244, S. 550-568, hier: S. 553.

21 Wie er schreibt, fand er es zunächst „impossible not to entertain some doubts as to the genuine nature of the animal, and to surmise that there might have been practised some arts of deception in its structure. George Shaw, *General Zoology; or Systematic Natural History*, Band I, London 1800, S. 228f., zitiert nach: Harriet Ritvo, *The Platypus and the Mermaid. And Other Figments of Classifying Imagination*, Cambridge 1998, S. 4.

renspuren, die Shaw an den Stellen hinterließ, wo er einen skrupellosen Taxidermisten verdächtigte, einen Schnabel angebracht zu haben, noch heute beredtes Zeugnis seiner Zweifel ab.²² Dass sie keineswegs unrechtigt waren, mag die Geschichte der verschiedenen Meerfrauen und -männer belegen, die, mehr oder minder kunstvoll aus Affen- und Fischteilen zusammengesetzt, schon vor der Entdeckung des Schnabeltiers immer wieder für Aufsehen gesorgt hatten und noch Mitte des 19. Jahrhunderts, zur Zeit von Wallaces Expedition auf den Malayischen Archipel, ein breites (und bereitwillig zahlendes) Publikum anzulocken vermochten.²³

Während Wallace, wann immer möglich, jedweden Vogel selbst abbalgte (8000 Vogelhäute waren es insgesamt), hatte er Gelegenheit, die zur Zeit seiner Expedition noch immer praktizierte „native mode of preparation“ von Paradiesvögeln zu beobachten. Ausführlich beschreibt er, wie die verstümmelten Vögel ausgenommen, auf Stäbe gesteckt und geräuchert wurden, eine Prozedur, deren ‚verfälschende‘ Wirkung er betonte.²⁴

Abgesehen davon, dass diese „native mode of preparation“, zumindest was das Ausräuchern anbelangte, auch in Europa eine lange praktizierte Konservierungstechnik von Tierpräparaten darstellte (und bezüglich der intendierten ‚Lebensechtheit‘ die gleichen verheerenden Auswirkungen zeitigte), wäre es aber zu einfach, hier eine überwundene Etappe in der Fortschrittsgeschichte des modernen Wissens zu erkennen oder von der Superiorität westlicher Herstellungsweisen präparierter Tiere sprechen zu wollen. Stattdessen wirft diese Passage ein bezeichnendes Licht auf den unterschiedlichen Einsatz der Paradiesvögel als Quasi-Objekte. Denn die Malaien, für die die Vogelbälger in erster Linie Handelsobjekte darstellten, die genauer anzuschauen sie nach eigenem Bekunden nicht den geringsten Drang verspürten, waren sich der grundlegenden Differenz zwischen den lebenden und den präparierten Paradiesvögeln völlig bewusst – und zwar insbesondere mit Blick auf ihren Status als Wissensobjekte: Wie Wallace in einem Nebensatz erwähnt, unterschieden nämlich die malaiischen Händler der Paradiesvogelbälger genau zwischen Arten, die ihnen lebendig bekannt waren, und den Großen Paradiesvögeln, die sie selbst nur in präpariertem Zustand kannten und „burong mati“ (tote Vögel) nannten.²⁵ tote Vögel) nann-

22 Ebenda.

23 Vgl. ebenda, S. 178. Zur Geschichte der von T. P. Barnum 1842 mit großem Erfolg ausgestellten „Feejee Mermaid“ siehe z.B. Christoph Irmscher, *The Poetics of Natural History: from John Bartram to William James*, New Brunswick N.J. 1999, S. 137ff.

24 Wallace (1986), S. 556.

25 Ebenda, S. 558.

ten. t. deren magische Nivellierung es dagegen ging, wenn Tierpräparate in europäischen Museen als natürliche Fakten der Vielfalt des Lebens fungierten oder als Verkörperungen exotischer Natürlichkeit bestaunt werden sollten. Ihrer Künstlichkeit und damit ihres Status' als hybriden Quasi-Objekten wollte man dabei gerade nicht gewahr werden.

*

Die mit Nachdruck wiederholte Überzeugung, dass allem Leugnen zum Trotz Wallaces Tierpräparate dereinst wieder zum Leben kämen, sollte sich aber auch insofern bewahrheiten, als Wallace bekanntermaßen gerade beim Sammeln und Konservieren seiner insgesamt gut 500.000 Tierpräparate 1855 auf den Gedanken verfiel, „that every species has come into existence both in space and time with a pre-existing closely-allied species“²⁶

Diese frühe Postulierung einer raum-zeitlichen Evolutionsgeschichte des Lebens und ihre berühmte (wenn auch von Darwin überschattete) theoretische Ausformulierung drei Jahre später²⁷ waren aber engste mit der Materialität der Sammlungsobjekte verknüpft – die freilich selbst erst durch den raumzeitlichen Bruch, durch das Verschiffen und Konservieren, für den europäischen Blick zu existieren begannen. In seiner 1905 erschienenen Autobiographie hält Wallace fest, wie er gerade aufgrund der Unmenge seiner Tierobjekte und ihrer atemberaubenden Varietät zur Theorie einer Evolution des Lebens gelangte.²⁸ Mochte die moderne Produktion der hybriden Tierpräparate so auch im Zeichen der ‚zeitlosen‘ Naturgeschichte ihren Anfang genommen haben, führte nicht zuletzt die exponentiell anwachsende und immer komplexer werdende Flut von Daten und Informationen, die jedes einzelne Tierpräpa-

26 Alfred Russel Wallace, „On the Law which has Regulated the Introduction of New Species“, in: *The Annals and Magazine of Natural History*, 2. Series, 16 (1855), S. 184 – 196, hier: S. 186.

27 Alfred Russel Wallace, „On the Tendency of Varieties to Depart Indefinitely from the Original Type“, in: *Proceedings of the Linnean Society of London*, Zoology 3 (1858), S. 53 – 62. Nicht zuletzt auf Darwins Rolle bei der prekären Publikationsgeschichte dieses Aufsatzes geht z.B. ein: Matthias Glaubrecht, *Am Ende des Archipels. Alfred Russel Wallace*, Berlin 2013.

28 Er schreibt: „[...] considering the amount of individual variation that my experience as a collector had shown me to exist, then it followed that all the changes necessary for the adaptation of the species to the changing conditions would be brought about [...] In this way every part of an animal's organization could be modified exactly as required, and in the very process of this modification the unmodified would die out, and thus the definite characters and the clear isolation of each new species would be explained.“ Alfred Russel Wallace, *My Life. A Record of Events and Opinions*, zwei Bände, London 1905, hier: Band I, S. 362.

rat bereithielt und die kaum mehr in die bislang gültigen Klassifikationsmodelle einzuarbeiten waren, zur Verzeitlichung der Natur.²⁹

Diese Verzeitlichung sollte schließlich aber auch die Tierpräparate selbst erfassen. Denn von Wissensobjekten einer räumlich-klassifizierenden Naturgeschichte wurden sie Ende des 19. Jahrhunderts zu un/toten (Re-)Präsentationen der Entwicklungsgeschichte des Lebens und damit zu hybriden Darstellungsobjekten einer vermeintlich ‚lebendigen‘ und ‚natürlichen‘ Zeit, die es allererst künstlich herzustellen galt.

Philipp Leopold Martin. Die Dermoplastik des Sozialen

Verbunden war dieser Registerwechsel mit einer grundlegenden Transformation ihrer Her- und Ausstellungspraxis, die nicht zuletzt auf die veränderten (medien-)ästhetischen Erwartungen an Tierpräsentationen reagierte, hatten sich doch durch Zoobesuche und Tierphotographien völlig neue Forderungen an den ‚lebendigen‘ Aus- und natürlichen Eindruck der ausgestellten toten Tiere ergeben. Statt die Tierbälge zu Ausstellungszwecken wie bislang üblich lediglich auszustopfen und mittels innen verlaufender Drähte zu positionieren, wurde bei der sogenannten Dermoplastik, wie sie sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu etablieren begann, die abgezogene Haut über feste künstliche Innenkörper gespannt, was eine feinere Modellierung noch der kleinsten Muskeln und Gelenke erlaubte. – Eine Technik, wie sie Philipp Leopold Martin (1815 – 1885) in Deutschland³⁰ oder Carl Ethan Akeley (1864 – 1926) in Amerika³¹ begründeten und damit die ‚biologische Wende‘ vom ‚System‘ zum ‚Leben‘ auf der Grundlage des Todes zur Darstellung brachten.³²

So gab es nach Martin in der polemischen Zuspitzung des Gegensatzes von systematischer Wissenschaft und (sich erst etablierender) Biologie letztlich „zwei Darstellungsweisen“ der technisch aufbereiteten Tierkörper: Die erste huldige ausschließlich der wissenschaftlichen Systeme-

29 Vgl. Wolf Lepenies, *Das Ende der Naturgeschichte*, München und Wien 1976, S. 16ff.

30 Vgl. Susanne Köstering, *Natur zum Anschauen. Das Naturkundemuseum des deutschen Kaiserreichs 1871–1914*, Köln 2003, S. 154-183, auf deren Ausführungen ich mich im Folgenden immer wieder beziehe.

31 Vgl. Donna Haraway, „Teddy Bear Patriarchy. Taxidermy in the Garden of Eden, New York City, 1908–1936“, in: dieselbe, *Primate Visions; Gender, Race, and Nature in the World of Science*, New York 1989, S. 26-58.

32 Siehe hierfür Carsten Kretschmann, *Räume öffnen sich. Naturhistorische Museen im Deutschland des 19. Jahrhunderts*, Berlin 2006 und insbesondere Köstering (2003).

matik als ihrem „höchsten Gebieter“ und beschränke sich allein auf die äußere Form. Die zweite aber

entspringt aus dem Bedürfnis einer biologischen Anschauungsweise, welche irgendein Moment des Lebens erfasst und wiedergegeben sehen will. Auf welcher Seite nun das Recht der Bevorzugung liegt, das dürfte unschwer zu erkennen sein, denn was uns die strenge Wissenschaft in ihren la[n]gen Galerien und Schränken vorführt, ist todt [...] ³³

Während Martin hier dem systematisch-taxonomischen Umgang mit Tierpräparaten gerade im Zeichen ihrer *ästhetisch* misslungenen Darstellung den Totenschein ausstellt, versäumt er es nicht, ihre bisherige Herstellungspraxis auch in ihren wissenschaftlichen Konsequenzen anzuprangern: An verschiedenen Stellen seines dreibändigen, zwischen 1869 und 1878 erschienenen Lehrbuches legt er dar, wie deren „Missgeschöpfe“ mit ihren „spitzigen und verzogenen Nasen, Mäulern und Ohren“ schon so manchem Systematiker „zu einer neuen Species“ hatten verhelfen können ³⁴ und wie „sogenannte[] Effektstücke[]“ wie der als „Schreckbild alles Schrecklichen“ präparierte, aber eigentlich harmlose Erdwolf noch in ihren fehlerhaftesten Proportionen in zahlreichen naturgeschichtlichen Abhandlungen „nachgebildet und nachgelallt“ wurden.³⁵

Die von Martin propagierte Dermoplastik sollte dagegen dadurch zur wahren biologischen Darstellungsweise des Lebens werden, dass sie auf jedwede dem Tier unterstellte Zuschreibung verzichtete und stattdessen bei der „strengsten Fixierung der Formen eines Raçenthieres“³⁶ „irgend einen Moment des vielbewegten Thierlebens, durch Stellung des Körpers und Ausdruck des Gesichts, zu erfassen und plastisch wiederzugeben“ versuchte.³⁷ Nach Martin war „[d]ieses Ziel [...] nun aber nicht anders, als auf dermoplastischem Wege zu erreichen, da Photographie, Naturabgüsse und Zeichnungen nur Ergänzungsmittel, nicht aber das We-

33 Philipp Leopold Martin, *Die Praxis der Naturgeschichte. Ein vollständiges Lehrbuch über das Sammeln lebender und todtter Naturkörper; deren Beobachtung, Erhaltung und Pflege im freien und gefangenen Zustand; Konservation, Präparation und Aufstellung in Sammlungen etc.*, Erster Theil, *Taxidermie oder die Lehre vom Beobachten, Konserviren, Präparieren und Naturaliensammeln auf Reisen, Ausstopfen und Aufstellen der Thiere etc.*, zweite, vermehrte und verbesserte Auflage, Weimar 1876, S. 143.

34 Ebenda, S. 123, siehe aber z.B. auch im zweiten Teil *Dermoplastik und Museologie oder das Modelliren der Thiere und das Aufstellen und Erhalten von Naturaliensammlungen*, Weimar 1870, S. 26.

35 Martin (1870), S. 26.

36 Ebenda, S. 24.

37 Ebenda, 48.

sentliche der Sache selbst sind und sie uns niemals das Thier in seinem ganzen Wesen ersetzen können.³⁸

Dabei schreckte Martin weder vor dem Einsatz künstlicher Farbe noch irgendeiner anderen „Notwendigkeit einer optischen Täuschung“³⁹ zurück, sollte der Präparator doch kein „gewöhnlicher Handwerker“, sondern gleichzeitig „Kenner der Natur“ *und* „Künstler im wahren Sinne des Wortes“ sein.⁴⁰

Die zwei fundamentalsten „optischen Täuschungen“, derer sich Martin bediente bzw. die er in Szene setzte, betrafen dabei die Art, wie er die einzelnen Tierpräparate aufstellte und arrangierte: Bislang war es in den großen, der Taxonomie verpflichteten Museen üblich gewesen, dass die meisten Tiere in den immer gleichen Positionen „in ehrerbietigster Front, d.h. mit dem Kopf nach vorn und dem Schwanz nach hinten soldatenmässig aufgestellt“⁴¹ wurden. – Ein Arrangement, das etwaige Neuordnungen der Tiere zwar erleichterte, wie sie aufgrund veränderter taxonomischer Erkenntnisse oder möglicher Neuzugänge erforderlich werden konnten, aber nach Martin wesentlich zu ihrem ‚toten‘ Eindruck beitrug. Martin dagegen zielte darauf ab, sie in einem lebendig wirkenden Bewegungsmoment darzustellen, der bei all seiner authentisch wirkenden Unwillkürlichkeit schon zu Beginn des Präparationsprozesses genauestens bedacht sein wollte. Eben hier wurde die Arbeit der ‚neuen‘ Taxidermie, wie Donna Haraway bereits in ihrer Auseinandersetzung mit Carl Akeley ausgeführt hat, mit nichts geringerem als Transzendenz ausgezahlt: Denn als *magische* „art most suited to the epistemological and aesthetic stance of realism“⁴² setzte sie mit den un/toten Tieren nichts anderes als den für immer stillgestellten Moment leibhafter Auferstehung in Szene.

Damit ging es gleichzeitig um das Anhalten und Dynamisieren, um das Darstellen und Ausschließen ‚natürlicher‘ Zeit: Mit den haltbar gemachten, bewegt erscheinenden dermoplastischen Tierpräparaten – die im Gegensatz zu den statischen Modellen der Taxonomie eine Dynamik in Szene setzen sollten, mit der sich nicht zuletzt die Gesellschaft selbst zu beschreiben begann – sollte Natur in ihrer immer auch zeitlichen Dimension sichtbar werden. Und zwar nicht zuletzt deshalb, weil sie selbst zu verschwinden begann: Denn nach Martin, der Rainer Koch und

38 Ebenda, S. 24.

39 Ebenda, S. 58.

40 Ebenda, S. 11. Damit stellt er sich in die Tradition der sogenannten *Animaliers*, der Petra Lange-Berndt in ihrer Studie *Animal Art. Präparierte Tiere in der Kunst 1850 – 2000*, München 2009 nachgegangen ist, siehe insbesondere S. 15 -31.

41 Martin (1879), S. 197.

42 Haraway (1989), S. 38.

Gerhard Hachmann zufolge den Begriff des „Naturschutzes“ erstmals in den deutschen Sprachgebrauch eingeführt hat,⁴³ sollten naturhistorische Sammlungen gerade dort zu „Archiven der gesamten Naturkunde“ werden, „wo die fortschreitende Kultur die eigentlich ursprüngliche Natur verdrängt oder gänzlich vernichtet“ hat.⁴⁴

Die zweite „optische Täuschung“ war die Art, wie Martin die einzelnen Tierpräparate zueinander in Beziehung setzte und zu „lebenswahren Bild[ern]r⁴⁵ arrangierte. Neben „Faunenbildern“, tiergeographischen Gruppen, die nicht zuletzt mit Bezug auf Wallace das darstellen sollten, „was unter gegebenen Verhältnissen zusammenleben kann und wirklich zusammenlebt“,⁴⁶ unterschied er zwei handlungsorientierte Hauptgruppen: Zum einen „Gruppen, Tierkämpfe darstellend“, die den „Kampf um das Dasein“⁴⁷ in Szene setzten und sich zwar „vor zufälliger oder absichtlicher Übertreibung“ zu hüten hatten, wollten sie „den Grad vollkommener Wahrheit“ erreichen, aber auf eine wesentlich „reichere Ausstattung“ der allererst künstlich zu erschaffenden Umgebung angewiesen waren, stellten für Martin doch „nicht nur der Wald, das Feld, die Steppe, die Wüste, das Wasser, sondern auch die Luft“ die „Tummelplätze wilder Jagd und Begierde“ dar.⁴⁸ Noch bedeutender waren für Martin, wie Susanne Köstering überzeugend dargelegt hat, allerdings seine künstlich her- und ausgestellten „Familiengruppen“, die er deshalb zur „Hauptaufgabe“ seiner Darstellung erklärte, weil man insbesondere mit ihnen „eine ganze Kette natürlicher Verhältnisse vor dem Auge des Betrachters aufzurollen im Stande“⁴⁹ sei. Eben sie wurden zu Paradebeispielen seiner *biologisch* dargestellten präparierten Tiere und der von ihnen (re)präsentierten Wissensbestände:

Was ist wichtiger zu wissen; – wie ein einzelnes Thier möglicherweise anders gefärbt sein kann oder wie Vater, Mutter und Kinder einer Art im normalen Stande aussehen [...] und sich verhalten? [...] Sind wir darüber einig, dass die Familie im wirklichen, nicht im systematischen Sinne, den Centralpunkt einer Species, wie im

43 Rainer Koch und Gerhard Hachmann: „Die absolute Nothwendigkeit eines derartigen Naturschutzes ...‘: Philipp Leopold Martin (1815-1886): vom Vogelschützer zum Vordenker des nationalen und internationalen Natur- und Artenschutzes“, in: *Natur und Landschaft* 86 (2011) H. 11, S. 473-480.

44 Martin (1870), S. VII.

45 Ebenda, S. 66.

46 Ebenda, S. 70.

47 Ebenda, S. 68.

48 Ebenda, S. 69.

49 Ebenda, S. 65.

Leben, so auch in der Sammlung bilden muss, so stehen wir auf einmal an der Schwelle eines großen neuen Gebietes, am Anfang der Entwicklungsgeschichte.⁵⁰

Indem Martin künstlich arrangierte Tierfamilien „nicht im Sinne der taxonomischen Einheit, sondern als *soziale* Gebilde⁵¹ zum Hauptgegenstand seiner Inszenierungen erklärte, wurden Biologie und dermoplastische Taxidermie zu „twin brothers in the founding of the civic order of nature“⁵² Mit Vorliebe zeigten die Tiergruppen dabei Szenen, in denen die Jungen in geschützten Innenräumen von der Mutter umsorgt wurden, während draußen der Vater das Heim vor Eindringlingen sicherte. Nach Köstering dienten diese dermoplastischen Tierfamilien, wie sie Ende des 19. Jahrhunderts immer populärer wurden, „als normative, zugängliche Rollenmodelle bürgerlichen Familienlebens“, mit denen Geschlechterrollen gleichzeitig repräsentiert, definiert wie auch verhandelt wurden –⁵³ wobei letzteres in der Regel herzlich wenig Bandbreite aufwies.

Fungierten präparierte Tiere so als Repräsentationen bürgerlichen Lebens und seiner Maximen, die es in den Museen nun weniger zu bestaunen als vielmehr in ihrer unheimlichen Bekanntheit zu verinnerlichen galt, waren sie schon längst selbst in die häusliche Sphäre bürgerlichen Lebens eingedrungen: Bereits 1799 hatte Elisabeth Moody, die erste englischsprachige Literaturkritikerin überhaupt, in ihrem Gedicht „An Address by a Gentleman to his dead Dog, which was stuffed, and placed in a corner of his Library“⁵⁴ den vergeblichen Versuch festgehalten, die häusliche Präsenz eines verlorenen Tieres taxidermistisch wiederherzustellen.⁵⁵ Doch Ende des 19. Jahrhunderts wurden nicht nur ausgestopfte Haustiere in Zimmerecken platziert oder die bekannten Tierköpfe und -geweihe als Jagdtrophäen an Wände montiert, sondern auch immer mehr zoomorphe Gebrauchsgegenstände produziert. So gab es Kamin-schirme, zwischen deren Einfassungen bunte Kolibrileichen ihre Flügel ausbreiteten; ausgestopfte Bären, Affen oder Krokodile, die als devote und tatsächlich für immer verstummte ‚stumme Diener‘ Tablett auf ih-

50 Martin (1870), S. 5f., vgl. dazu auch Köstering (2003), S. 166.

51 Köstering (2003), S. 166.

52 Haraway (1989), S. 39.

53 Susanne Köstering, „Biology – Heimat – Family. Nature and Gender in German Natural History Museum around 1900“, in: Thomas Lekan und Thomas Zeller (Hgg.), *Germany's Nature. Cultural Landscapes and Environmental History*, New Brunswick 2005, S. 140 – 159, hier: S. 153, Ü S. 153, 5 von mir. Siehe auch Köstering (2003), S. 167ff.

54 Elisabeth Moody, *Poetic Trifles*, London 1798, S. 20- 21.

55 Ein Versuch, dessen Konsequenzen Gustave Flaubert in *Un coeur simple* (1877) am Beispiel des ausgestopften Papageis Loulou ein weiteres Mal nachgehen sollte.

ren Pfoten und Pranken balancierten; vierbeinige Aschenbecher aus Schildkrötenleibern; Tintenfässer aus Jaguarschädeln; ausgestopfte Füchse, die als Regenschirmständer fungierten; Lampenfüße aus Straußenkrallen oder Blumentöpfe und Schemel aus Elefantenfüßen.⁵⁶

Gerade als Gegenstände modischen Dekors und Gebrauchs unterrichteten sie aber vom unveränderlich-veränderlichen Lauf der Zeit und der Dinge: Nicht nur, dass sie, wie die Museumsexponate auch, je nach Art ihrer Beschaffenheit und aller Präparationskunst zum Trotz lediglich eine begrenzt lange Haltbarkeitsfrist aufwiesen und immer wieder neu entmottet, konserviert und aufgearbeitet werden wollten. Zum begehrten Dekor bürgerlicher Wohnkultur avanciert, konnten sie in ihrer Anhäufung auch genauso gut zu ihrem unnützen Plunder werden und als fast vergessene Dinge unbeachtet in Ecken und Vitrinen stehen und verstauben.⁵⁷

Wilhelm Raabe und die Wissenspoetik ausgestopfter Tiere

Als doppelt abgelebte Dinge und als ‚Realien des Lebens zweiter Ordnung‘ geistern präparierte Tiere seitdem gerade durch Texte des sogenannten poetischen Realismus⁵⁸ und suchen mit ihrer materiellen Eigen- und Gegenzeit dessen eigene Zeit- und Erzählökonomie heim: Ob in Fontanes *Effi Briest* ein ausgestopftes Krokodil zur unheimlichen Verkörperung all des Sonderbaren im „verwunschenen Haus“ Instetzens

56 Die hier aufgeführten Beispiele beziehen sich alle auf Abbildungen aus: Alexis Turner, *Ausgestopft! Die Kunst der Taxidermie*, aus dem Englischen von Barbara Sternthal, Wien 2013. Siehe hierzu auch: Peter Noever (Hg.), *Möbel als Trophäe/ Furniture as Trophy*, Nürnberg 2010, insbesondere Petra Lange-Berndts Aufsatz „Das Ende der Trophäen“, S. 100 – 119.

57 Wie die Taxidermie als „Konkursmasse“ schließlich gerade von der bildenden Kunst entdeckt wurde, ist nachzulesen in: Lange-Berndt (2009).

58 Eben die Dingwelten realistischer Erzählliteratur kommen in der gegenwärtigen Forschung zunehmend in den Blick. Wie Sabine Schneider ausgeführt hat, wird gerade in der „scheinbaren Objektivität der Dinge ein Refugium geschaffen für das Krause, Widerspenstige und Skurrile – für die detailfreudig geschilderten Requisiten und all den liebevoll aufgehäuften Plunder und Trödel, dem die erzählerische Energie gilt“. Siehe Sabine Schneiders Einleitung in dem von ihr und Barbara Hunfeld herausgegebenen Band *Die Dinge und die Zeichen. Dimensionen des Realistischen in der Erzählliteratur des 19. Jahrhunderts*, Würzburg 2008, S. 11 – 24, hier: S. 13. Zur Literatur des Realismus als „Dichtung des Plunders“ auch: Dieselbe, „Vergessene Dinge. Plunder und Trödel in der Erzählliteratur des Realismus“, in: ebenda, S. 157 – 174.

wird;⁵⁹ ob der Erzähler in Storms *Im Nachbarhause links* den Sehnsuchts- und Erinnerungsort seiner Kindheit erst am ausgestopften Hai wiedererkennt, der noch nach dreißig Jahren explizit „am Leben“ ist und über der Eingangstür schaukelt,⁶⁰ oder in Stifters *Hagestolz* überall „leblose oder verdorbene Dinge“ angehäuft sind und Hundehalsbänder gemeinsam mit Vogelbälgen verstauben.⁶¹

Am konsequentesten (und gleichwohl bislang weitgehend unbeachtet)⁶² hat sich, wie im Folgenden dargelegt werden soll, Wilhelm Raabe der wechselhaften Wissens- und Darstellungsgeschichte präparierter Tierkörper angenommen und mit seinem 1888 erschienenen Roman *Der Lar*⁶³ explizit eine „Geschichte im Zeichen“ eines *ausgestopften* Affen erzählt (324). Ein literarischer Tatbestand, den es ernst zu nehmen gilt. Denn mit diesem ausgestopften Affen – aufgestellt in der Stube des als Menschenfeind verschrienen pensionierten Tierarztes Schnarrwergk und stummer, stets lächelnder Zeuge dessen, was sich unter dem toten Blick seiner Glasaugen abspielt – schreibt sich der Roman nicht nur auf eigenwillige Weise ein in den zeitgenössischen Diskurs der Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Lebens,⁶⁴ sondern auch und gerade in den der Taxidermie als Präparationstechnik dieses Lebens. Damit formuliert Raabe zum einen eine intrikate Wissen-

59 Theodor Fontane, *Effi Briest* (1894/1895), in: derselbe, *Sämtliche Werke. Romane, Erzählungen, Gedichte* [Abteilung I], herausgegeben von Walter Keitel, Band 4, München 1963, S. 7-296, hier: S. 79.

60 Theodor Storm, „Im Nachbarhause links“ (1875/76), in: derselbe, *Sämtliche Werke in vier Bänden*, herausgegeben von Karl Ernst Laage und Dieter Lohmeier, Band 2, *Novellen 1887–1880*, Frankfurt am Main 1987, S. 346-377, hier: S. 346.

61 Adalbert Stifter, „Hagestolz“ (1844), in: derselbe, *Studien*, mit einem Nachwort von Fritz Krökel und Anmerkungen von Karl Pornbacher, München 2001, S. 793-910, hier: S. 861.

62 Allein Bernd Stiegler hebt in seiner mediengeschichtlichen Auseinandersetzung mit Raabes Text die Parallelisierung von Taxidermie und Photographie und die Omnipräsenz von „tote[n] Bildern und tote[n] Tiere[n]“ hervor. Siehe Bernd Stiegler, *Philologie des Auges. Die photographische Entdeckung der Welt im 19. Jahrhundert*, München 2001, hier: S. 231.

63 Wilhelm Raabe, „Der Lar. Eine Oster-, Pflingst-, Weihnachts- und Neujahrsgeschichte“, in: derselbe, *Sämtliche Werke*, Braunschweiger Ausgabe, Band 17, bearbeitet von Karl Hoppe und Hans Oppermann, 2. durchgesehene Ausgabe besorgt von Eberhard Rohse, S.221-395. Im Folgenden wird die Seitenangabe direkt im Fließtext gegeben.

64 Siehe hierfür insbesondere Eberhard Rohse, „‘Transzendente Menschenkunde‘ im Zeichen des Affen. Raabes literarische Antworten auf die Darwinismusdebatte im 19. Jahrhundert“, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 1988, S. 168-210, und Katharina Brundiek, *Raabes Antworten auf Darwin: Beobachtungen an der Schnittstelle von Diskursen*, Göttingen 2005, S. 93-119. Der Umstand, dass es sich bei dem Affen um ein *ausgestopftes* Exemplar handelt, wird von beiden nur erwähnt.

spoetik präparierter Tiere und verhandelt zum andern das magisch-konservatorische Programm realistischen Schreibens selbst.

Eben im Zeichen seiner selbst schon fingierten ‚Lebensechtheit‘ wird die auf den ersten Blick recht bekannt anmutende Geschichte erzählt, wie ein junger Mann und eine junge Frau, nämlich die Waisen Wilfried Kohl und Rosine Müller, „sich endlich kriegen.“⁶⁵

Dass sie sich kriegen, steht schon zu Beginn des Textes fest, der mit der Tauffeier ihres Erstgeborenen einsetzt und erst im Anschluss daran die Entwicklungs- und Inszenierungsgeschichte dieses mustergültigen Familienglücks chronologisch korrekt nachliefert und darlegt, welche Rolle dem ausgestopften Affen dabei zukam. Vordergründig scheint es also genau wie bei Martin mit dem Tierpräparat um die nachträgliche Fixierung und Aufstellung einer geordneten ‚Familienszene‘ zu gehen, mit der der Erzähler „eine ganze Kette natürlicher Verhältnisse vor dem Auge des Betrachters aufzurollen im Stande“⁶⁶ ist. Doch mit dem präparierten Tier, das im Lauf der Erzählung nicht nur zum Dar-, sondern insbesondere zum *Herstellungsmittel* des Familienglücks wird, wird die von Raabe erzählte Familiengeschichte gleich in mehrfacher Hinsicht prekär und ‚Familie‘ als biologische und soziale Reproduktionseinheit zur Kippfigur natürlicher und künstlicher Ordnungen und ihrer vermeintlich gesicherten Wissensbestände.

So geht es schon beim ersten Auftritt des ausgestopften Affen, der weder Teil von Schnarrwergks „Naturalienkabinett“ (246) noch dekoratives Möbelstück, sondern vielmehr einziger Zimmergenosse des pensionierten Tierarztes ist, um nichts anderes als seinen Familienstatus und den daraus resultierenden angemessenen Zugriff auf ihn. Und zwar völlig wortwörtlich. „Mensch“, fährt Schnarrwergk beim Umzug seiner Habseligkeiten den unsanft mit dem Tierpräparat umspringenden Karrenführer an, „geht man so mit seinem Urgroßvater um? Packt man so den Urahn seines Stammes im Nacken wie ’ne Katze, die man ins Wasser trägt? Mann, würgt man so seinen Bruder, seinen nächsten besern Vetter?“ (242)

Dass hier Schnarrwergk in seiner Entrüstung vehement abstammungsgeschichtlich argumentiert und der Affe „als animalische Verkörperung der Darwinschen Deszendenz-Lehre figurierte“⁶⁷, ist das eine. Das andere ist aber, dass sich die brisante Komik dieser Tirade gerade

65 „O bitte schreiben Sie doch wieder mal ein Buch, in welchem sie sich kriegen!“ lautet das Motto dieses Textes. Zum Spiel mit Lesererwartungen und der Inszenierung von Trivialität siehe Eckhardt Meyer-Krentler, „*Unterm Strich*“. *Literarischer Markt, Trivialität und Romankunst in Raabes „Der Lar“*, Paderborn 1986.

66 Martin (1879), S. 65.

67 Rohse (1988), S. 201.

daraus speist, dass diese Verkörperung selbst eine bereits tote ist und man zugegebener Maßen weder (längst verstorbene) Urahnen ertränken noch Brüder erwürgen, aber genauso wenig ausgestopft herumtragen sollte. Im pointierten Kurzschluss von Abstammungs- und Familiengeschichte ist das hier beschworene Verwandtschaftsverhältnis von Affe und Mensch das einer zeitlich gesteigerten Nähe – die Reihe führt vom ‚Urgroßvater‘ und ‚Urahn‘ über ‚Vater‘ zum ‚Bruder‘ und ‚bessern Vetter‘⁶⁸ – und wird eben dadurch zu einem in seinen exakten Graden und Abstammungslinien systematisch *ungeklärten* Familienverhältnis (das sich auch und gerade darin spiegelt, als sich im weiteren Verlauf die Möglichkeit andeutet, dass Schnarrwergk nicht Pate, sondern vielmehr leiblicher Vater seines Schützlings Kohl ist). Eine Technik der gekonnten Verunklarung, die sich durch den ganzen Text ziehen wird:

Wie bereits Katharina Brundiek im Anschluss an Eberhard Rohse hervorhob, ist es so auch völlig unmöglich zu entscheiden, „welcher Art das Präparat angehört“.⁶⁹ Und zwar nicht, weil der Text auf eine taxonomische Einordnung verzichtet, sondern sie vielmehr forciert in die Überdeterminierung und damit in die völlige Unbestimmtheit vorantreibt: Führt der Tierarzt das fragliche Tierpräparat zunächst einfach als „Pithecus“ (Affe) und dann als „Pithecus Satyrus“ (zeitgenöss. Bezeichnung für Orang-Utan) ein (243), belegt ihn Schnarrwergks Patenkind Wilfried Kohl, ein mittelloser Philosophiestudent, mit dem titelgebenden Namen „Lar“ (243), womit zum einen der Kultus der Laren als römische Haus- und Familiengottheiten aufgerufen wird, zum anderen aber auch auf den *Hylobates Lar* (von malaiisch: *Lar*) oder Weißhandgibbon verwiesen sein könnte. Später wird er den ausgestopften Zimmergenossen seines Paten noch „seinen Pavian, seinen Gorilla, seinen Pithecus“ (295) nennen, während der Erzähler, die sonst im Sprachgebrauch gängige Konditionierungsrichtung verkehrend, von Schnarrwergk als einem Tierarzt außer Dienst spricht, der dressiert sei „auf seinen Lar, seinen Orang-Utan, seinen Pongo, Meias, Majas, seinen Gorilla, seinen Pythecus Satyrus L.“ (367). Bis auf Lar und Gorilla verweisen alle Namen dieser letzten Bezeichnungssequenz auf den Orang-Utan und könnten, wie Rohse nachgewiesen hat, direkt dem Eintrag „Orang Utan“ aus Meyers Konversationslexikon von 1883 entnommen sein.⁷⁰ – Nach Rohse eine „bravouröse Mischung zoologischer Benennungen, der es nicht um wis-

68 Brundiek (2005), S. 97. Wie Brundiek hier betont, geht bereits seine Bezeichnung als Vorfahr „für eine rezente Affenart [...] schon sehr weit.“

69 Ebenda, S. 96.

70 Rohse zitiert: „*Orang Utang* (besser O. Utan, asiat. Waldmensch, Pongo, Meias, Majas, Pithecus Satyrus L.), Affe aus der Gruppe der Anthropomorphen, 1,35 m hoch, auf Borneo und Sumatra [...]“ Rohse (1988), S. 202.

senschaftlich-exakte, szientistische Fakten-Fixierung und -Normierung geht,“ und eine „poetisch-idealtypische Evokation der darwinistisch-abstammungstheoretisch relevanten vier Menschenaffen-Arten (Orang-Utan, Gorilla, Schimpanse/Pithecus, Gibbon/Lar)“.⁷¹

Diese Deutung greift aber nicht nur deshalb zu kurz, weil der Schimpanse (*Pan troglodytes*) keineswegs aufgerufen wird (das dem Griechischen entlehnte lateinische Lexem *pithecus* bedeutet lediglich en wird⁷² sondern vor allem, weil sie verkennt, dass es sehr wohl um „die szientistische Fakten-Fixierung und -Normierung“ geht – eben sie setzt der Text ja virtuos in Szene: Wenn Raabe den Affen, den er beharrlich als ‚ausgestopft‘ und nicht, wie es in der dermoplastischen Terminologie heißen müsste, als ‚aufgestellt‘ bezeichnet, gleich mehrfach ins taxonomische System einordnet und gerade dadurch seine referentielle Verankerung kappt, nimmt er den (wie wohl ersichtlich geworden ist:) seit jeher prekären Status präparierter Tiere als „szientistische Fakten“ in den Blick und ironisiert die mit den Tierpräparaten allererst in Gang gekommene taxonomische Bezeichnungsmaschinerie selbst.

Dabei konnte Raabe im Naturhistorischen Museum Braunschweig, dem ältesten Naturkundemuseum Deutschlands, die zwei in seinem Text am häufigsten aufgeführten Affenarten, von denen schon Wallace in seinem *Malay Archipelago* ausführlich berichtet hatte, nämlich Orang-Utan und Gibbon, als Präparate mit eigenen Augen sehen. – Und zwar in der von Martin verunglimpften und der Taxonomie verpflichteten ‚systematischen‘ Anordnung mit ihren „langen Galerien und Schränken“. Denn obwohl der Braunschweiger Präparator Hermann Rilke, „mit den Martinschen Methoden vertraut“, bereits 1880 vor Braunschweiger Publikum einen Vortrag über die Technik der Dermoplastik gehalten hatte, setzte sich die Präsentation von ‚biologischen‘ Gruppen erst in den 1890er Jahren durch.⁷³ Bis dahin teilten sich jedenfalls ab 1878 zwei ausgestopfte Orang-Utans – von denen einer nicht nur ausgesprochen groß, sondern auch „einer der ersten in europäischen Museen“ überhaupt gewesen sein soll –⁷⁴ Schrank Nr. 102 zunächst mit Nasenaffe,

71 Ebenda.

72 Michael Schmitt (Hg.): *Lexikon der Biologie*, 10 Bände, Freiburg 1983–1992, Band 6, Seite 406.

73 Sabine Ahrens, *250 Jahre Naturhistorisches Museum in Braunschweig*, Braunschweig 2004, S. 131f.

74 Fr. Knoll, *Braunschweig und Umgebung. Historisch-topographisches Handbuch und Führer durch die Baudenkmäler und Kunstschatze der Stadt*, zweite und durch einen Nachtrag vermehrte Ausgabe, Braunschweig 1881, S. 262.

Schimpanse und Budeng⁷⁵ und spätestens ab 1882 mit einem Gibbon. Bereits 1879 hatte der damalige Museumsdirektor Wilhelm Blasius zum Schrank Nr. 102 vermerkt, „die Aufstellung eines Langarmaffen ist bevorstehend“.⁷⁶ Ob es sich bei diesem angekündigten Gibbon um das noch heute in Braunschweig befindliche und auf den 28.8.1882 datierte Exemplar eines weiblichen schwarzen Gibbon (*Hylobates syndactylus*) handelte⁷⁷ oder um ein anderes, früher eintreffendes – vielleicht gar um eines des von Raabe verewigten *Hylobates Lar* – muss offen bleiben. Denn zumindest ein Teil der frühen Sammlungsstücke wurde 1944 ausgelagert und kehrte nach Kriegsende nicht mehr nach Braunschweig zurück.⁷⁸ Aber ob Kriegsverlust oder Mottenfraß: Auch von den zwei Orang-Utans, die sich Ende des 19. Jahrhunderts nachweislich in Braunschweig befanden, ist heute keiner mehr erhalten.⁷⁹

Doch gleich welcher Gibbonart Raabe nun tatsächlich ansichtig wurde oder nicht, bleibt festzuhalten, dass sich in der titelgebenden Bezeichnung ‚Lar‘ gerade im Zeichen der Familienordnung kulturell-rituelle und naturgeschichtlich-taxonomische Bestimmungen kreuzen, und der ausgestopfte Affe auch in seiner materiellen Beschaffenheit explizit als Hybridwesen vor- und ausgestellt wird. Denn gewissermaßen als plastische Inversion von Le Bruns Darstellungen von Menschen mit Löwen- oder Affenaugen hat ihm Schnarrwergk nach eigenem Bekunden künstliche Menschengen eingesetzt. Und zwar, wie er seiner jungen Nachbarin Rosine erklärt, die seines Veters mit dem bezeichnenden Namen Hagenbeck,⁸⁰ des einzigen, der ihm in seiner wenig liebevollen Familie⁸¹ Zuneigung entgegengebracht und allererst ermöglicht hat, Tierarzt zu werden:

„[D]a steht der Lar, der Hausgott, und sieht euch Volk aus seinen Glasaugen an; ich aber habe ihm in die Augen gesehen, als er im letzten Stadium der Schwindsucht sich an mich anklammerte. Ich habe ihn selber ausgestopft und ihm die Augen des

75 Wilhelm Blasius, *Die Neuaufstellung des Herzoglichen Naturhistorischen Museums zu Braunschweig*, Braunschweig 1879, S. 14.

76 Ebenda.

77 Für diese Information danke ich dem Direktor des Staatlichen Naturhistorischen Museums in Braunschweig, Professor Dr. Ulrich Joger.

78 Vgl. Sabine Ahrens und Jürgen Hevers Ausführungen zur Geschichte des Braunschweiger Naturkundemuseums, in: Ahrens (2004), S. 165 und S.177.

79 Hier habe ich Herrn Frank Strauß von der Präparationswerkstätte des Braunschweiger Naturhistorischen Museums herzlich zu danken.

80 Dass diese Reminiszenz an den Zoodirektor Carl Hagenbeck wohl nicht von ungefähr kam, vermerkten schon Stiegler (2001), S. 231 und Brundiek (2005), S. 101, Fußnote Nr. 298.

81 „Der da“, meint Schnarrwergk mit Blick auf den Affen, „hatte liebende Eltern, aber ich –“ (332).

Herrn Veters Hagenbeck eingesetzt. Sieh dir endlich einmal das Beest genau an, Mädchen. Du hast es noch nicht getan. Menschenaugen, mein Kind, die Augen des Veters Hagenbeck, so gut es zu machen war. Ich weiß nicht, wem *er* nachahmte; aber ich gehe in seinen Fußtapfen [sic] und sehe die Welt aus seinen Augen.“ (334)

Geschaffen hat er damit ein Hybridwesen, das im gewollten Bruch mit dem taxidermistischen Gebot der ‚Naturnähe‘ das magisch-konservatorische Programm der Taxidermie selbst zur Anschauung bringt. So hatte Martin das Einsetzen künstlicher Augen zum kritischen Merkmal taxidermistischer Kunst erklärt, spräche sich doch insbesondere „im naturgetreu nachgeahmten Blick [...] die Seelenthätigkeit eines Thieres aus, in einem verfehlten aber nichts von alledemal⁸² Zu einer der wichtigsten „optischen Täuschungen“, der die Taxidermie als Imitationskunst des Lebens bedürfe, zählte Martin darum die Verwendung farbiger Glasaugen, wie sie nicht nur für taxidermistische Zwecke, sondern auch zur Spielzeugherstellung im 19. Jahrhundert in immer größerem Umfang produziert wurden. Denn obwohl die immer populärer werdenden Emaille-Augen mit ihren „verführerischen weissen Rändern und Ecken“ für größere Säugetiere besonders geeignet schienen, da sich mit ihnen das aufblitzende Weiß ihrer Augenränder darstellen ließ, hielt er es für unmöglich, für all die „unendlichen Abstufungen des Alters, Geschlechts, der Jahreszeit und der Varietät auch nur annähernd richtige Emaille-Augen zu bekommen.“⁸³ Wenn nun Schnarrwergk seinem Affen die gläsernen „Augen des Veters Hagenbeck“ einsetzt, und zwar „so gut es zu machen war“, wird er entweder, wie von Martin empfohlen, die handelsüblichen Glasaugen mit weißer Farbe bemalt oder aber auf Produkte wie solche der Lauschaer Glasbläserei zurückgegriffen haben, die ein neues Verfahren zur Herstellung von opakem, intransparentem aber lichtdurchlässigem weißem Glas, dem sogenannten Beinglas, entwickelt hatten. Insbesondere durch die Beimischung von Tierknochenasche ließ sich das Augenweiß in bislang unbekannter Qualität nachahmen, so dass der Lauschaer Glasfabrikant Ludwig Müller-Uri, ursprünglich Hersteller von Puppen- und Tieraugen, zu einem führenden Produzenten von menschlichen Glasprothesen wurde.⁸⁴ Denn eben im Anteil der unpigmentierten Sklera unterscheiden sich Menschen- von anderen Säugetier- und auch von Affenaugen.⁸⁵ Nicht die Farbe oder Form der Iris,

82 Martin (1876), S. 139.

83 Martin (1870), S. 60.

84 Friedrich Philipp Ritterich, *Das künstliche Auge*, Leipzig 1852, S. 33f. und 37. Später entwickelte und verwandte Müller-Uri Kryolithglas. Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Ludwig_M%C3%BCller-Uri (letzter Zugriff August 2014).

85 Eine Ausnahme ist allerdings der erst 2012 ‚entdeckte‘ *Ceropithecus lomaniensis*, der wegen seiner frappierend menschlich aussehenden Augen 2013 unter die ‚Top Ten

sondern das Weiße im Auge ist es, das ein Auge erst als menschliches erkennbar werden lässt. Und zwar dadurch, dass es die Blickrichtung verrät.⁸⁶ Wenn man so will, kommunizieren unsere Augen vor allem dadurch, dass sie zeigen, was unser Blick gerade *nicht* festhält.

Im Falle der toten, nunmehr ‚menschlichen‘ Augen des Laren ist das aber der Blick des an der Schwindsucht sterbenden Affen selbst, den Raabe in seiner Ersetzung als visuelle Leerstelle aufruft und damit die Herstellungsgeschichte des Tierpräparats als Darstellungsgeschichte der Absenz seines Blickes erzählt. Und zwar auch veterinärhistorisch erstaunlich präzise. Denn die Tuberkulose, an der der Affe gestorben sein soll, zählte im 19. Jahrhundert zu einer der häufigsten Krankheiten von in Gefangenschaft lebenden Menschenaffen⁸⁷ und gilt noch heute als eine der gefährlichsten von Menschen übertragenen bakteriellen Infektionskrankheiten nicht-humaner Primaten.⁸⁸ Das Vorbild für den Affen, der in den Armen des als „Menschenfresser“ (337) verschrienen Tierarztes stirbt, hätte Raabe dabei unter anderem in Carl Bocks populärem Reisebericht *Unter den Kannibalen auf Borneo* von 1882 finden können, der „auf Sumatra einen gefangenen alten männlichen Orang-Utan [beobachtete], der an Schwindsucht litt, den größten Theil des Tages in ein Bettuch gehüllt lag und unaufhörlich von schrecklichem Husten gequält wurde.“⁸⁹

Als künstliche Medien einer auf Dauer gestellten Trauer- und Erinnerungsarbeit (die fortan sowohl Blick- als auch Lebensausrichtung von Schnarrwergk bestimmt) werden die toten Augen des Laren so nicht zuletzt insofern zu den fern zu den hl Blick-⁹⁰, als sie selbst als Ergebnis

New Species‘ gewählt wurde, eine Art Bestenliste von Neuentdeckungen, die jedes Jahr zu Ehren Linnés an seinem Geburtstag von einer Gruppe namhafter Taxonomen erstellt wird. Siehe <http://www.esf.edu/top10/2013/03.htm> (letzter Zugriff August 2014.)

86 Michael Tomasello, Brian Hare, Hagen Lehmann und Josep Call, „Reliance on head versus eyes in the gaze following of great apes and human infants: the cooperative eye hypothesis“, in: *Journal of Human Evolution* 52 (2007), S. 314-320. Die Autoren diskutieren hier die Hypothese, nach der die mögliche Verfolgung der menschlichen Blickrichtung insofern einen evolutionären Vorteil brachte, als Kooperation erleichtert wurde.

87 Vgl. z.B. Robert Hartmann, *Die Menschenähnlichen Affen und ihre Organisation im Vergleich zur Menschlichen*, Leipzig 1883, S. 264.

88 Vgl. zur heutigen Situation z.B. die Homepage des Deutschen Primaten Zentrums: <http://www.dpz.eu/de/abteilung/infektionspathologie/forschung/pathologie-der-nicht-humanen-primaten/tuberkulose.html> (letzter Zugriff August 2014).

89 Hartmann (1883), S. 264 unter Verweis auf Carl Bock, *Unter den Cannibalen von Borneo. Eine Reise auf dieser Insel und Sumatra*, aus dem Englischen von Robert Springer, Jena 1882, S. 31.

90 Stiegler (2001), S. 231.

der Trennung (re-)präsentiert werden „zwischen dem, was keine Geschichte hat, jedoch in der Geschichte auftaucht – die Dinge der Natur – und dem, was nie aus der Geschichte heraustritt – die Leidenschaften und Mühen der Menschen.“⁹¹

Eben diese erscheinen Schnarrwergk, als er allmählich aus einer mehrtägigen Bewusstlosigkeit erwacht, aber gefangen in einem ewigen „Affen- und Meerkatzentanz“ (370). Dessen Choreographie ist dabei der von Martin bespöttelten Aneinanderreihung von Tierpräparaten entlehnt, die er dann empfiehlt, „wenn die Thiere durchaus einmal Polonaise tanzen sollen, welche natürlich vom Orang Utan oder Gorilla anzufuffse tanzen⁹² Denn während die späteren Brautleute sich an seinem Krankenbett und unter den Augen des Laren nähern, sieht Schnarrwergk nacheinander „eine lange Reihe von Menschenvolk [...] Eltern, Verwandte, Schulmeister, Schulfreunde“ an sich vorüberziehen, und zwar gerade in der Gestalt seines ausgestopften Affen, der „jede Persönlichkeit als persona, als Maske“ gebraucht und ihn, „den Augen des wackern Veters Hagenbeck zum Trotz“, angrinst: „Ich bin du, und du bist ich, und eine schöne und saubere Gesellschaft sind wir und bleiben wir von Ewigkeit zu Ewigkeit. Was kann uns Neues passieren?“ (371)

Zum Leben erwacht das Tierpräparat damit als un/totes Darstellungsobjekt *menschlicher* Identität und Gesellschaft, deren Nachahmungs- und Wiederholungsstrukturen es noch im vermeintlichen Stillstand verkörpert und schließlich sogar zum materiellen *Herstellungsmittel* ihrer bürgerlich-geordneten Reproduktionseinheit wird. Denn wie Koch von seinem Jugendfreund Blech, einem ehemals ambitionierten Portraitmaler und nun gutsituierten Leichenphotographen, vor der Eheschließung zugetragen wird, ist Schnarrwergks Affe „nicht bloß mit Heu und Stroh, sondern auch mit den ergiebigsten, sichersten Wertpapieren gefüllt“ (390f.). Die nunmehr *finanzielle* Magie des Laren als Familiengottheit wird dabei explizit in den Kontext der ökonomischen Kolonialgeschichte gestellt,⁹³ als deren okkulte Objekte präparierte Tiere schon bei Wallace fungierten. Denn wie Blech zu wissen meint, soll der „alte Halunke Schnarrwergk [...] überseeische Besitzungen, liegende

91 Latour (2008), S. 96.

92 Martin (1870), S. 197.

93 Siehe zu Raabes Rekurs auf die Kolonialgeschichte: Dirk Göttsche, „Der koloniale »Zusammenhang der Dinge« in der deutschen Provinz“, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2005, S. 53-73. Sein an anderen Texten dargelegter Befund, dass Raabe immer wieder „die Rückwirkung europäischer Kolonialabenteuer selbst auf die deutsche Provinz“ (S. 72f.) aufzeige, gilt auch für den *Lar*.

Gründe in seinen Palmwäldern in Borneo, sechs einträgliche Mietshäuser in Pavianopolis“ haben (389).

Diese vom Erzähler nachgereichte und weder dementierte noch bestätigte Information lässt aber im Rückblick die zuvor kolportierte romantische Liebesgeschichte „endgültig als pragmatische[n] Geschäftsvorgang“ erscheinen.⁹⁴ Kohl jedenfalls erklärt Blech umgehend zum neuen Schutzpatron der neu zu gründenden Familie und verpflichtet ihn „feierlichst [...] unausgestopft und voller Stroh, als meinen Lar – unsern Lar.“ (392f.)

Damit sind aber (zumindest auf der Handlungsebene) die Tage des ausgestopften Affen als (wie auch immer prekärem) Wissens- und Darstellungsobjekt von ‚Familie‘ gezählt. Denn hatten seine toten Augen, wie Bernd Stiegler dargelegt hat, bereits zuvor ihr Pendant in der Kamera des Leichenphotographen gefunden,⁹⁵ wird der Affe nun von ihr nicht nur ersetzt, sondern als Teil der Familie auch selbst abgebildet: „Die ganze Familie Kohl, den alten Schnarrwergk und den Pithecus eingeschlossen, nehme ich gratis photographisch auf mich“ (392), verspricht Blech seinem Freund und sichert ihm damit als Leichenphotograph das fragliche Vergnügen des eigenen Nachlebens zu. Dass der Affe in seiner körperlichen Hybridität einst als materielles Erinnerungszeichen fungierte, wird dagegen, Schnarrwergk selbst ist bereits tot, im Laufe der Jahre vergessen. Allenfalls dient „der böse Affe“ noch dazu, dass mit ihm den unartigen Kindern gedroht wird. Dabei steht er schon längst „nicht mehr als Lar im Zimmer, sondern als Kuriosität draußen auf dem Vorplatz auf dem Schranke“ (385). Denn wie Raabe zu erzählen nicht versäumt, werden in ihn „die Motten kommen, trotz aller Gegenmittel“, und schließlich von ihm aus auch „in das beste Sofa gezogen haben“ (384f.). Auch nach seiner Umplatzierung werden diese aber aus dem Parademöbel bürgerlichen Wohnkomforts und der wortwörtlichen Gutsituertheit nicht mehr verschwinden.

Damit speist Raabe den ausgestopften Affen als nur scheinbar der Zeit entrissenes Präparat wieder ein in die zeitlichen Prozesse biologischen und sozialen Lebens, die er gerade in ihren Erosionsdynamiken als Lauf der *Dinge* erzählt. Mit dem Tierpräparat als vermeintlich ‚natürlichem‘ Zeichen verhandelt *Der Lar* aber nicht zuletzt das selbst konservatorische Programm des poetischen Realismus und überführt sein Darstellungsgebot ‚wirklicher‘ Welt in die Geschichte der zeitlichen Magie hybrider Objekte, um die es schon ging, als Wallace mit den Tierpräparaten die Entwicklungsgeschichte des Lebens entdeckte oder Martin im Mo-

94 Brundiek (2005), S. 117.

95 Stiegler (2001), S. 232f.

aus ihrer fingierten Lebensechtheit die gesellschaftliche Gegenwart fixierte. In ihrem Zeichen wird *Der Lar* zum doppelbödigen Zeitroman,⁹⁶ der Familiengeschichte als mottenzerfressene Dermoplastik des Sozialen präsentiert und in der Inszenierung ihrer Her- und Darstellungspraxis die mit den un/toten Dingen verschränkte Abstammungsgeschichte der sogenannten Moderne erzählt.

Was damit in den Blick kommt, ist die im Wortsinn fadenscheinig gewordene Textur der Natur-Kultur-Unterscheidung, die Raabe in ihrer verschlissenen Abgenutztheit und in ihren verschiedenen diskursiven Verknüpfungen, Faltenwürfen und Rissen nachzeichnet. Unterläuft der ausgestopfte Affe mit den menschlichen Glasaugen schon in seiner Herstellungsweise die vermeintlich eindeutige Referenz auf den natürlichen Tierkörper, wird dieser gerade im Moment seiner magisch-traumhaften Belebung zur wiedergängerischen Maske menschlicher Identitäten. Zur hybriden Gründungsfigur deutscher Klein- und Gutbürgerlichkeit wird er aber insbesondere dadurch, dass sich sein ‚innerer Wert‘ als Ergebnis kolonialer Geschäftsaktionen erweist und seine wahre Magie insbesondere im Körperlich-Materiellen (verborgen) liegt, womit das Ideal provinziell-bürgerlicher Werte gleich doppelt disloziert wird. In dem Maß, in dem seine hybride Herstellungsweise in Vergessenheit gerät, wird der ausgestopfte Affe aber nicht zuletzt zur Verkörperung der Moderne *als* Kuriosität, produziert sie mit ihren Reinigungsarbeiten doch erst recht Hybride. Genau wie die Motten, die sich schon längst im Parademöbel der guten Stube und damit im Zentrum modern-bürgerlichen Familienlebens eingenistet haben, wird sie diese aber so schnell nicht mehr los.

*Dr. phil. Lena Kugler Kontakt: <https://www.exzellenzcluster.uni-konstanz.de/kugler.html>, studierte Neue Deutsche Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaft (Magister) u.a. an der FU und HU Berlin und promovierte 2008 mit einer Arbeit zu „Freuds Chimären. Vom Narrativ des Tieres in der Psychoanalyse“ (diaphanes, Zürich 2011) an der Universität Konstanz. Seit Ende 2013 bearbeitet sie im Sonderschwerpunkt-Programm 1688 "Ästhetische Eigenzeiten" und an der Universität Konstanz das Projekt „Zeit der Tiere. Zur Biodiversität modernen Zeitwissens“ (<http://www.aesthetische-eigenzeiten.de/projekt/tiere/beschreibung/>). Bisher entstanden in diesem Rahmen der Eintrag „Tiere“ (in: Benjamin Bühler und Stefan Willer (Hgg.), *Futurologien. Ordnungen des Zukunftswissens*, Fink Verlag, Paderborn voraussichtlich 2015) sowie die Aufsätze „Zukunft denken mit Iguanodon und Überbeutler. Kurd Laßwitz' Paläofiktion Homchen“ (in: *Scheidewege* 44 (2014/2015), S. 293 – 305) und „Die Tiefenzeit von Dingen und Menschen. (Falsche) Fossilien und die Bergwerke zu Falun“ (in: *Weimarer Beiträge* 3 (2013), S. 397 – 415). Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen neben der Wissens- und Darstellungsgeschichte 'des' Tiers und der deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts auch die Geschichte und Theorie der Psychoanalyse.*

96 Siehe hierzu Dirk Göttsche, *Zeitreflexion und Zeitkritik im Werk Wilhelm Raabes*, Würzburg 2000.

Körperregime Schlachthof. Tierschlachtung und Tierbäder im Wien des 19. Jahrhunderts

Lukasz Nieradzik

English abstract: This paper explores the nexus of slaughtering animals and healing humans in Viennese slaughterhouses in the second half of the nineteenth century. The concentration of animal slaughtering at the urban periphery and the invention of so-called “animal baths” by physician Sigismund Eckstein in 1859, who tried to establish a new method of treatment using the blood and offal of freshly slaughtered cattle, strengthened a specific historical body regime. This accelerated the conception of animals as organic resources for medical needs and meat supply, and intensified the asymmetry of human-animal relationships. The paper explores the nexus of butchering practices, the ongoing scientification of medical perspectives, and the invention of animal baths. It focuses on knowledge about animal bodies from the perspective of craftsmen and physicians. The slaughterhouse is conceptualized as an epistemological catalyst for the economically and medically structured objectification of animals. These developments were part of a process of rationalization of butchering and urban meat supply. In this context, not only the ways of dealing with but also the attitudes towards livestock significantly changed. People lost their faith in the metaphysical potency of “animal factors” and their health-promoting effects. The appropriation of a new medical knowledge about animal physiology not only transformed livestock into raw materials, it also gave rise to new fears concerning health and disease, and unsettled human beliefs about physical well-being.

Einleitung – Tiertötung und Menschenheilung in einem Wiener Schlachthaus

Im September 1860 veröffentlichte der Wiener Arzt Sigismund Eckstein in der *Oesterreichischen Zeitschrift für practische Heilkunde* einen Artikel, in dem er eine medizinische Behandlungsmethode vorstellte, die heute vermutlich bei den meisten Ärztinnen und Ärzten sowie auch Laien auf Verwunderung, Unverständnis und Ablehnung stieß. Im besten Fall fassten wir sie mit gnädigem Verständnis als dankbaren Einblick in die Kuriositäten der Medizingeschichte auf. Gemeint sind die sogenannten animalischen Bäder.¹ Animalische Bäder bzw. Tierbäder bezeichneten eine humanmedizinische Behandlungsmethode und heiltherapeutische Praxis, bei der Patientinnen und Patienten einzelne Glieder oder ihren gan-

1 Vgl. Eckstein, Sigismund: Bericht über die Heilresultate der animalischen Heilbäder im Gumpendorfer Schlachthause in Wien. In: *Oesterreichische Zeitschrift für practische Heilkunde*. Hrsg. von dem Doctoren-Collegium der medicinischen Facultät in Wien. VI. Jg., 7.9.1860, Nr. 36, Sp. 577-583.

zen Körper in Wannen tauchten, die mit Blut, Eingeweiden und dem Mageninhalt frisch geschlachteter Rinder gefüllt waren. Sigismund Eckstein versprach mit seinen Tierbädern, die unterschiedlichsten Krankheiten heilen zu können, seien es Erkrankungen der Atemwege, Beschwerden des Bewegungsapparates oder Hautirritationen. Selbst Knochenbrüche und Epilepsie sollten nach Ansicht des Wiener Arztes schneller heilen, wenn die Betroffenen sich einer Tierbadbehandlung unterzogen.

Eckstein errichtete seine animalischen Bäder im Januar 1859 in einem kommunalen Schlachthaus im Wiener Stadtteil Gumpendorf, Bezirk Mariahilf. An einem Ort, an dem seit der Jahrhundertmitte die kommunale Verwaltung Tierschlachtungen räumlich konzentriert und durch arbeitsorganisatorische und technische Veränderungen das Töten zunehmend rationalisiert hatte,² fand Eckstein, der über das Blut und die Eingeweide der geschlachteten Tiere verfügen konnte, die geeigneten Voraussetzungen dafür Menschen zu heilen.

An die Verknüpfung von Töten und Heilen schließt dieser Beitrag an. Der Gumpendorfer Schlachthof wird als ein Ort verstanden, an dem sich ein Körperregime³ herausbildete, das Nutztiere⁴ und Menschen mit umgekehrten Vorzeichen in Beschlag nahm: Hier schlachteten Fleischer Tiere, um die Wiener Bevölkerung mit Fleisch zu versorgen, und hier nutzte der Arzt Sigismund Eckstein die sogenannten Schlachtabfälle für humanmedizinische Behandlungen. Welches handwerkliche und medizini-

2 Vgl. Giedion, Sigfried: Mechanisierung und Tod: Fleisch. In: Ders.: Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte. Frankfurt/M. 1982, S. 238-277, hier S. 276; Lackner, Helmut: Ein „blutiges Geschäft“. Kommunale Vieh- und Schlachthöfe im Urbanisierungsprozess des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der städtischen Infrastruktur. In: Technikgeschichte 71, 2004, 2, S. 89-138, hier S. 111 ff.; MacLachlan, Ian: Humanitarian Reform, Slaughter Technology, and Butcher Resistance in Nineteenth-Century Britain. In: Lee, Paula Young (Hg.): Meat, Modernity, and the Rise of the Slaughterhouse. Hanover/London 2008, S. 107-126.

3 Der Begriff des Körperregimes wird hier in Anlehnung an den Foucault'schen Terminus des Dispositivs als ein Bündel aus Praktiken, Diskursen und Institutionen verstanden, die allesamt auf den Körper zielen, diesen formen, nutzbar machen und damit auch als solchen hervorbringen. Der Regime-Begriff verweist auf die produktive Spezifik eines Dispositivs, das heißt auf die Produktionsmodi der Formung und Nutzbarmachung von Körpern. Körper werden als Produkte eines Dispositivs verstanden. In ihnen verschränken sich Praktiken und Diskurse. Mit einem Blick auf Körper können Mechanismen ihrer Genese, Reproduktion und Transformation ebenso nachvollzogen werden wie die Merkmale des sie hervorbringenden Dispositivs. Zum Begriff des Dispositivs vgl. Foucault, Michel: Das Spiel des Michel Foucault. In: Ders.: Schriften in vier Bänden, Bd. 3: 1976-1979. Frankfurt/M. 2003, S. 391-429, hier S. 392.

4 Nutztiere werden hier verstanden als „Tiere, die Menschen zur Erfüllung bestimmter Zwecke räumlich isoliert halten, ernähren, deren Fortpflanzung sie kontrollieren und durch gezielte Eingriffe deren Morphologie, Anatomie und Sozialverhalten verändern.“ Nieradzik, Lukasz: Geschichte der Nutztiere. In: Borgards, Roland (Hg.): Tiere. Kulturwissenschaftliches Handbuch. Stuttgart (erscheint) 2015.

sche Wissen über Nutztierkörper brachten diese beiden unterschiedlichen Praktiken, das Tieretöten und das Menschenheilen, hervor? Welches Wissen lag ihnen zugrunde, und inwiefern ordneten dieses und die mit ihm verbundenen Praktiken, die immer auf den Körper zielten, das Verhältnis von Menschen und Nutztieren? Meine Arbeitshypothese ist, dass die räumliche Zentralisierung der Rinderschlachtungen seit 1850/51 das Verhältnis zwischen ihnen zunehmend asymmetrisch gestaltete, indem sich Menschen Nutztiere ausschließlich als organische Ressourcen für den Konsumbedarf einerseits und für gesundheitliche Ziele andererseits vorstellten und dementsprechend behandelten.

Zunächst wird der Untersuchungsgegenstand historisch verortet. Dabei werden die zentralen Entwicklungen und Reformen auf dem Gebiet der Wiener Fleischversorgung und Tierschlachtung im 19. Jahrhundert nachgezeichnet (II.). Daran knüpft die Analyse der unterschiedlichen Formen, tierische Körper in Beschlag zu nehmen, an. Untersucht wird zum einen die konkrete Praxis des Schlachtens und die damit verbundene Notwendigkeit eines spezifischen einverleibten handwerklichen Know-how (III.). Zum anderen rücken die animalischen Bäder Sigismund Ecksteins in den Mittelpunkt der Analyse. Gefragt wird nach dem mit ihnen verbundenen medizinischen Körperwissen sowie den Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit (IV.). In einem abschließenden Schritt werden beide Dimensionen zusammengeführt. Der Schlachthof wird als Ort einer bestimmten Wissensproduktion beschrieben, an dem sich ein spezifisches Körperregime herausbildete, das ein asymmetrisches Mensch-Nutztier-Verhältnis radikal verstärkte und das sich für die historischen Akteure zu einer realen Selbstverständlichkeit verstetigte. Dabei veränderte sich nicht nur die menschliche Vorstellung von Nutztieren. Der Wandel des medizinischen Wissens- und Blickhorizontes zog zudem neue epistemische Grenzen, die Vorstellungen vom Mensch-Sein auf eine bis dahin neue Weise konzipierten (V.).⁵

5 Der vorliegende Beitrag entstand im Rahmen meiner Doktorarbeit, in der ich am Beispiel des Wiener Schlachthofes St. Marx die Transformation der fleischhandwerklichen Arbeitswelt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts untersuche. Der Schlachthof stellte einen paradigmatischen Ort dar, an dem sich Urbanisierungs- und Modernisierungsprozesse großstädtischer Lebens- und Arbeitswelten verdichten und en miniature greifbar werden. Vgl. Nieradzki, Lukasz: Der Wiener Schlachthof St. Marx 1851–1914: Transformation einer Arbeitswelt Diss. Wien 2015.

Das Wiener Fleischergewerbe im 19. Jahrhundert

Als Sigismund Eckstein 1859 erstmals Patientinnen und Patienten mit Tierbädern behandelte, war fast ein Jahrzehnt vergangen, seit dem die Stadt Wien die Fleischversorgung und das Fleischergewerbe mit einer zentralen Reform grundlegend und nachhaltig verändert hatte. Neun Jahre zuvor hatte die Stadt Wien Fleischer dazu verpflichtet, fortan Tiere nur noch in einem von zwei gemeindeeigenen Schlachthäusern zu schlachten.⁶ Dieser sogenannte Schlachthauszwang⁷ verstärkte die Trennung von Schlachtung und Fleischverarbeitung und beschleunigte den Prozess einer beruflichen Spezialisierung und Professionalisierung unter den Wiener Fleischern: immer weniger schlachteten Tiere, immer mehr spezialisierten sich hingegen auf die Fleischverarbeitung.⁸ Das zeigte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter anderem an der wachsenden Zahl der sogenannten Fleischselcher⁹, einem steigenden Schweinefleischverbrauch¹⁰ sowie anhand der sinkenden Zahl der Tierschlachtun-

6 Zwischen 1846 und 1848 errichtete die Stadt Wien zwei Schlachthäuser in den Stadtteilen St. Marx (3. Gemeindebezirk) und Gumpendorf (6. Gemeindebezirk). Weitere Schlachthäuser entstanden in den 1880er Jahren in den Gemeindebezirken Döbling (errichtet 1886), Hernals (errichtet 1887) und Meidling (errichtet 1888). Vgl. Horáček, Cyrill/Schwarz, Karl/Wächter, Karl T./Bernard, L./Sylvester, Julius: Die Gemeindebetriebe in Österreich. Bd. 3, Teil 1. Leipzig 1909, S. 32.

7 Dieser betraf zunächst nur das Großhornvieh. Kälber, Lämmer, Ziegen und Schweine waren davon noch ausgenommen. Fleischer schlachteten sie nach wie vor in Hinterhöfen oder Kellern. Vgl. Wenzel, Franz: Die Einrichtungen der Viehmärkte und Schlachthäuser in den Hauptstädten Europas. Nach einer commissionellen Bereisung. Wien 1874, S. 208.

8 Vgl. Kainz, Karl: Die Fleischversorgung großer Städte, insbesondere der Stadt Wien. In: Monatsschrift für Christliche Social-Reform, Gesellschafts-Wissenschaft, volkswirtschaftliche und verwandte Fragen, XI. Jg., 1889, S. 132-133.

9 Eine Verordnung des Handelsministeriums von 1883 erklärte die Fleischselcherei zu einem „handwerksmäßigen Gewerbe“, dessen Ausübung einen Gewerbeschein erforderte. Im Unterschied zu Fleischhauern, die Rind-, Kalb-, Lamm- und Schaffleisch verkauften, boten Fleischselcher Würste und geräuchertes (Schweine-)Fleisch zum Verkauf an. Fleischhauer, die vor 1883 als Selcher gearbeitet hatten, durften auch nach der Handelsministeriumsverordnung von 1883 weiterhin diesem Gewerbe nachgehen. Vgl. Dadletz, Leopold/Schedl, Heinrich: Das Fleischhauergewerbe und die Genossenschaft nach Einführung der Gewerbeordnung. In: Festschrift der Wiener Fleischhauergenossenschaft Wien 1912, S. 87-124, hier S. 98-100; Kardosi, Friedrich: Verkehrswirtschaftliche Wechselwirkungen im Wiener Fleischergewerbe. Wien 1913, S. 7-10; Verordnung des Handelsministers im Einvernehmen mit dem Ministerium des Innern vom 17. September 1883, betreffend die Bezeichnung der handwerksmäßigen Gewerbe. In: Reichsgesetzblatt, XLVI. Stück, 1883, Nr. 148, S. 465-466.

10 Zwischen 1845 und 1913 verdreifachte sich der Wiener Schweinefleischverbrauch pro Kopf von circa 8,5 auf 28 Kilogramm im Jahr. Vgl. Österreichisches Statistisches Zentralamt: Geschichte und Ergebnisse der zentralen amtlichen Statistik in Österreich 1829-1979. Tabellenanhang. Wien 1979, S. 130, Tabelle A 9.4; Sandgruber, Roman:

gen und steigenden Importe von Fleisch,¹¹ das Fleischer dann weiterverarbeiteten. Hinzu kam, dass Aufseher die Arbeit von Fleischern immer lückenloser überwachten. Dies hing zum einen mit baulichen Veränderungen der Schlachträume zusammen.¹² Zum anderen erfolgten Kontrollen nicht nur von oben, sondern wurden auch seitens der Fleischer untereinander ausgeübt.

Diese Entwicklungen stellten keine Wiener Besonderheit dar. Sie zeigten sich auch in anderen europäischen Städten, die mit vergleichbaren Problemen und Herausforderungen aufgrund von Urbanisierung und Industrialisierung konfrontiert waren: einem starken Bevölkerungsanstieg¹³, dem massiv wachsenden Fleischbedarf¹⁴ sowie Herausforderungen, die für die kommunalen Verwaltungen der Städte in den Bereich der sogenannten Stadthygiene und Assanierung¹⁵ fielen. Eine weitere zentra-

Konsumgüterverbrauch, Lebensstandard und Alltagskultur im Österreich des 18. und 19. Jahrhunderts. Wien 1980, S. 210.

- 11 Von einigen Schwankungen abgesehen, fiel zwischen 1857 und 1888 die Zahl der jährlichen Rinderschlachtungen in Wien von 97.974 auf 78.991 Tiere. Der Import von Fleischstücken stieg hingegen in demselben Zeitraum von 402.360 auf 12.883.473 Kilogramm. Vgl. Kainz, Die Fleischversorgung großer Städte, S. 133; Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 8, 1890, S. 348, 352-353.
- 12 Ende der 1890er Jahre wurden die Schlachträumlichkeiten auf dem Wiener Central-Schlacht- und Viehmarkt St. Marx erweitert. In Nähe des alten, 1851 eröffneten Schlachthauses, das nach dem sogenannten „französischen Kammersystem“ erbaut worden war, wurden neue Schlachthallen nach dem sogenannten „deutschen Hallensystem“ errichtet. Im Unterschied zum Kammersystem, bei dem ein Fleischer ein Tier in einer abgeschlossenen Kammer schlachtete, bestanden die neuen Schlachträume aus einer großen, offenen Halle. Für Aufseher war es dadurch erheblich leichter, die darin arbeitenden Fleischer zu kontrollieren. Vgl. Städtische Schlachthöfe und deren maschinelle Einrichtungen. Vortrag des Ober-Ingenieurs der Prager Maschinenbau-Actiengesellschaft vormals Ruston & Co. Gustav Witz, abgehalten am 9. Jänner in der gemeinsamen Versammlung der Fachgruppen der Maschinen-Ingenieure und für Gesundheitstechnik. In: Zeitschrift des Oesterreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines, LII. Jg., 13.7.1900, Nr. 28, S. 437-445, hier S. 438.
- 13 Die Bevölkerung Wiens verzehnfachte sich im 19. Jahrhundert. Zählten die Wiener Vorstädte und der erste Gemeindebezirk 1810 circa 240.000 Einwohnerinnen und Einwohnern, waren es 1914 etwa 2,2 Millionen (inklusive der in den 1890er Jahren eingemeindeten Vororte). Vgl. Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 32, 1914, S. 44-45.
- 14 Der durchschnittliche Jahres-Gesamtfleischverbrauch in Wien stieg von 30 Millionen Kilogramm im Jahr 1850 auf über 175 Millionen Kilogramm zu Beginn des Ersten Weltkrieges. Berechnet auf Grundlage von: Österreichisches Statistisches Zentralamt, Tabellenanhang, S. 130, Tabelle A 9.4; Sandgruber, Konsumgüterverbrauch, S. 210; Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 32, 1914, S. 44-45, 591.
- 15 Gemeint sind sämtliche Maßnahmen zum Ausbau und zur Modernisierung der technischen Infrastruktur (unter anderem die Wasser- und Fleischversorgung, Kanalisation, Abfallwirtschaft, Leichenbestattung). Vgl. Rella, Attilio: Die Assanierung der Städte in Oesterreich-Ungarn 1848-1898. In: Zeitschrift des Oesterreichischen

le Veränderung auf dem Gebiet der städtischen Fleischversorgung bestand darin, dass das Arbeiten, das Schlachten und insbesondere Fleischverarbeiten, zunehmend technisiert und rationalisiert stattfand. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bildete sich eine Arbeitsorganisation heraus, die der Umwelthistoriker William Cronon treffend als „disassembly line“¹⁶ bezeichnet hat und die letztlich paradigmatisch für eine fordistische Produktionsweise werden sollte – auch wenn im Untersuchungszeitraum die Organisation und Technisierung der tierschlachtenden und fleischproduzierenden Arbeit zu keinem Zeitpunkt ein vergleichbares Ausmaß wie zum Beispiel in den USA erreichte

Die versorgungspolitisch motivierte Verwaltung tierischer Körper stand im Kontext einer kommunalpolitischen „Leistungsverwaltung“¹⁷, die wirtschaftliche und soziale Herausforderungen regulierte, indem sie versuchte, die Infrastrukturen der städtischen Ver- und Entsorgung zu optimieren. Hierbei stellte der Bau von Schlachthöfen einen zentralen Baustein in der kommunalpolitischen Agenda der funktionalen Ausdifferenzierung des städtischen Raums dar. Wie andere ver- und entsorgungspolitische Aufgaben wie die Leichenbestattung oder Erschließung von Industriegebieten wurde auch das Schlachten von Tieren an die städtische Peripherie abseits der Wohngebiete ausgelagert.¹⁸

Der Schlachthof steht pars pro toto für einen umfassenderen wirtschaftspolitischen und infrastrukturellen Wandel von Versorgungsstrukturen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Kommunalpolitische Anforderungen an die sogenannte Daseinsvorsorge¹⁹ einer rapide wachsenden Stadtbevölkerung und die arbeitsorganisatorische, technologische Rationalisierung sowie Beschleunigung fleischproduzierender Arbeiten verhärteten die gesellschaftlich akzeptierte Vorstellung von Nutztieren als „walking larders“²⁰.

Ingenieur- und Architekten-Vereines 51, 1899, 17, S. 273-282; Weyl, Theodor (Hg.): Die Assanierung der Städte in Einzeldarstellungen, Bd. 1, H. 1. Paris/Leipzig 1900 und Bd. 1, H. 2. Wien/Leipzig 1902.

16 Cronon, William: *Nature's metropolis: Chicago and the Great West*. New York/London 1992, S. 211.

17 Wehler, Hans-Ulrich: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1849-1914*, Bd. 3, 2. Auflage. München 2006, S. 511.

18 Vgl. Rella, Die Assanierung der Städte (wie Anm. 15).

19 Gemeint ist die „Ausweitung gesellschaftlicher Basiseinrichtungen sowie all d[er]jenigen Einrichtungen, die eine Voraussetzung für Verkehr und Kommunikation, für Ver- und Entsorgung darstellten“. Laak, Dirk van: „Just in Time“. Zur Theorie von Infrastruktur und Logistik. In: Porombka, Wiebke/Reif, Heinz/Schütz, Erhard (Hg.): *Versorgung und Entsorgung der Moderne. Logistik und Infrastrukturen der 1920er und 1930er Jahre*. Frankfurt/M. [u.a.] 2011, S. 13-23, hier S. 14.

20 Clutton-Brock, Juliet: *A Natural History of Domesticated Mammals*, 2. Aufl. Cambridge 1999, S. 213. Vgl. Wilkie, Rhoda M.: *Livestock/Deadstock. Working with Farm Animals*

Hinzu kam, dass die österreichische Gesetzgebung auf die Ökonomisierung und Verfügbarmachung tierischen Lebens zielte. So wurden im 19. Jahrhundert zwar Tierquälereien aus dem öffentlichen Raum verdrängt. Bis Mitte der 1920er Jahre war in Österreich die Misshandlung von Tieren jedoch nur dann strafbar, wenn diese „öffentlich auf eine Aergerniß erregende Weise“²¹ geschah. Auch in Schlachthöfen und auf Viehmärkten wurden Fleischer, Markthelfer und Aufseher bestraft, wenn sie Tiere prügeln, hungern oder dursten ließen. Die Behörden sorgten sich dabei allerdings kaum um das Wohl der Tiere, sondern äußerten versorgungswirtschaftliche Bedenken, demnach Tierquälereien den Produktionsfluss störten.

Tiere schlachten – Handwerkliches Wissen über das Töten und Zerteilen von Tieren

Trotz oder gerade aufgrund der Möglichkeiten, Tierschlachtungen zunehmend zu technisieren²², blieb diese Arbeit in Wien im gesamten 19. Jahrhundert eine handwerkliche Tätigkeit – und das obwohl gerade in der zweiten Jahrhunderthälfte auf dem Gebiet der Tierschlachtung vielfältige Versuche unternommen und Möglichkeiten erprobt wurden, das Töten

from Birth to Slaughter. Philadelphia 2010, S. 1-16. Während einerseits für das Gros der Stadtbevölkerung Nutztiere aus dem Alltag verschwanden, rückten andererseits Heimtiere als stark individualisierte und emotional aufgeladene Lebenspartnerinnen und Lebenspartner in den Wohnbereich von immer mehr Menschen. Diese Diskrepanz zwischen der gesellschaftlichen Unsichtbarmachung von Nutztieren und der physischen sowie emotionalen Präsenz von Heimtieren verschärfte sich infolge der versorgungswirtschaftlichen und arbeitsorganisatorischen Entwicklungen des 19. Jahrhunderts.

21 Verordnung des Ministeriums des Innern im Einvernehmen mit der obersten Polizeibehörde vom 15. Februar 1855, wirksam für alle Kronländer, mit Ausnahme der Militärgrenze, womit eine gesetzliche Vorschrift gegen Thierquälerei erlassen wird. In: Reichsgesetzblatt, Jg. 1855, X. Stück, ausgegeben und versendet am 21. Februar 1855, Nr. 31, S. 295.

22 Technik wird als ein dreidimensionales Phänomen verstanden: erstens als ein Artefakt, dessen Nutzung zweitens mit einem spezifischen Wissen einhergeht und das drittens in Arbeitspraktiken hinterlegt ist und diese zugleich verändert. Technisierung stellt die Umformung und Bewältigung von Produktionsproblemen unter Zuhilfenahme von neuen Maschinen und Werkzeugen dar, die aus arbeitsorganisatorischen Herausforderungen oder der Widerständigkeit des organischen Materials hervorgehen. Vgl. Radkau, Joachim: Technik in Deutschland. Vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Frankfurt/M. 1989, S. 106; Rammert, Werner: Technik. Stichwort für eine Enzyklopädie. Technical University Technology Studies, Working Papers. Berlin 1999, S. 3-4 (URL: http://www.ts.tu-berlin.de/fileadmin/fg226/TUTS/TUTS_WP_1_1999.pdf [Stand: 08.10.2014]).

schneller, effizienter und zugleich „humaner“²³ zu gestalten, sei es durch das Töten von Tieren mit Starkstrom, Chemikalien oder neuen Apparaturen wie der sogenannten Bouterolle²⁴.

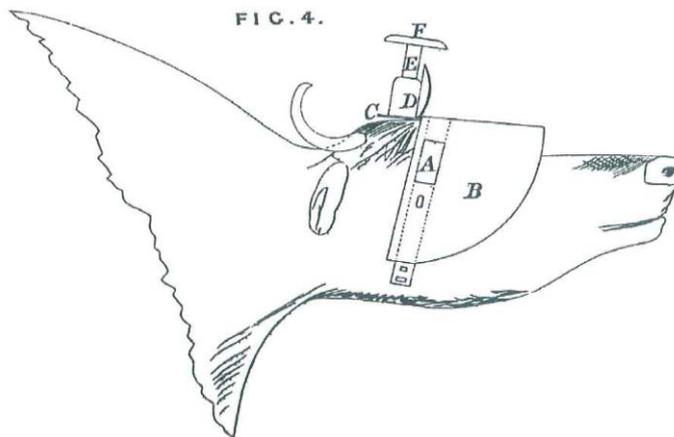
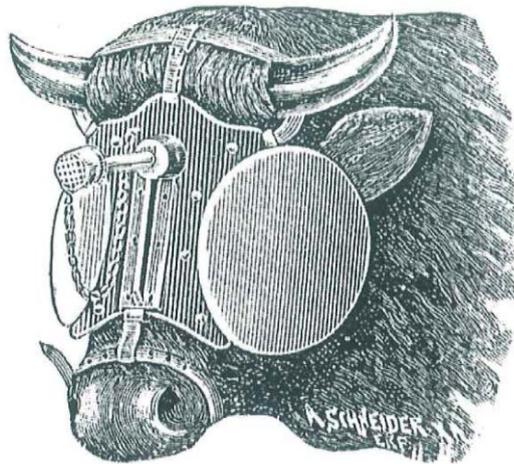


Abb. 1: Die Bouterolle²⁵

Es ist anzunehmen, dass die Technisierung der Schlachtung in der zweiten Jahrhunderthälfte die Erfahrung, Tiere zu töten, veränderte.²⁶ Wäh-

23 Zum Begriff der „Humane Cattle Slaughter“, die ein Streben nach schmerzlosem und schnellem Töten von Tieren durch das Ineinanderfallen von Betäuben und Töten kennzeichnet, vgl. MacLachlan, Ian: Coup de Grâce: Humane Cattle Slaughter in Nineteenth Century Britain. In: Food & History, 3, 2006, 2, S. 145-171, hier S. 149.

24 Wiener Stadt- und Landesarchiv (im Folgenden: WStLA), Marktamt, Altregistratur der Marktamtsdirektion, A 2/1, 51, S (3. Teil), Sch (1. Teil), Mappe 8: Schlachtungsmethoden, Ueber die verschiedenen Methoden der Rinderschlachtungen [4 S., unpag.] [ca. 1890]. Die Bouterolle bestand aus einer Maske, die der Fleischer einem Rind über den Kopf stülpte. In deren Mitte befand sich auf Höhe des Stirnbeines ein röhrenförmiger Eisenstab, auf den der Fleischer mit einem Hammer schlug und dadurch die Schädeldecke des Tieres zertrümmerte. Ebd., S. 3-4. Siehe Abb. A im Anhang.

25 Abb. 1 aus: MacLachlan, Coup, S. 161, Fig. 5. Abb. 2 aus: ders., Fig. 6.

26 Vgl. Kathan, Bernhard: Zum Fressen gern. Zwischen Haustier und Schlachtvieh. Berlin

rend die räumliche Konzentration der Schlachtungen diese Arbeit „hinter die Kulisse des gesellschaftlichen Lebens“²⁷ verlagerte, indem infolge des Schlachthauszwanges das Töten von Großhornvieh aus den Wohngebieten verschwand, ging mit neuen Techniken das Versprechen einher, schneller, sauberer, effizienter zu töten und das Schlachten in eine Arbeit unter vielen anderen zu verwandeln. Die Möglichkeit einer solchen doppelten Unsichtbarmachung des Tötens (in Bezug auf den öffentlichen Raum sowie im Hinblick auf die Arbeitserfahrung des schlachtenden Fleischers) stellte ein Merkmal der großstädtischen Tierschlachtung dar.

Allerdings konnten sich neue Schlachttechniken im Wien des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu keinem Zeitpunkt vollends durchsetzen. Dies lag zum einen am Widerstand Wiener Fleischer, die der Einführung neuer Schlachtwerkzeuge überwiegend mit Skepsis begegneten. Denn sie befürchteten eine Disqualifizierung ihrer auf Erfahrung beruhenden Arbeit, sollten das Schlachten und Zerteilen der Tiere mit neuen Techniken ausgeführt werden, die der Notwendigkeit von Routine und Erfahrung entbehrten und von jedermann ausgeübt werden konnten.²⁸ Zum anderen bildete die Zerteilung des Tierkörpers eine Arbeit, an der die Technisierung an ihre Grenzen stieß. Die Widerständigkeit des organischen Materials setzte einer grenzenlosen Technisierung ihre Schranken.²⁹ Der Stand der Technik und der Grad an Arbeitsorganisation, der in Wien bis weit ins 20. Jahrhundert hinein zu keinem Zeitpunkt ein vergleichbares Ausmaß einer Fließbandschlachtung wie in den Schlachthäusern Chicagos erreichte, erlaubten es nicht, das Zerteilen von Tieren vom handwerklichen

2004, S. 64.

27 Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Bd. 2: Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation, 22. Aufl. Frankfurt/M. 1999, S. 324.

28 Wiener Fleischer lehnten neue Maschinen und Werkzeuge nicht grundsätzlich ab. Vielmehr setzten sie sich mit neuen Techniken zum Beispiel in Fortbildungskursen, die die Genossenschaft organisierte, auseinander. Diese Veranstaltungen waren zudem Selbstbewusstseinsgeneratoren, indem sie den Teilnehmern die Grenzen einer Technisierung von Arbeitsprozessen und damit zugleich den Stellenwert handwerklichen Know-how und Erfahrungswissens vor Augen führten. Vor allem in der Fleischverarbeitung und Wurstherstellung begrüßten Fleischer neue Techniken, insofern sie mit diesen ihr Fleischwarenrepertoire erweitern und verfeinern konnten. Vgl. Fleisch-Würfel-Schneidmaschine. In: Allgemeine Fleischerzeitung, II. Jg., 26.10.1875, Nr. 34, S. 133-134; Vorführung der verschiedenen Schlachtmethoden. In: Wiener Fleischhauer- u. Fleischselcher-Zeitung, XII. Jg., 5.1.1904, Nr. 2, S. 3.

29 Sigfried Giedion beschreibt die Mechanisierung des Schlachtens als ein Ringen der Maschine mit der Widerständigkeit „hochentwickelter organischer Substanz“. Giedion, Mechanisierung und Tod, S. 262. Erst die bei Rindern seit den 1950er Jahren übliche künstliche Besamung und molekularbiologische Verfahren, die seit den 1990er Jahren entwickelt worden sind, sprengten die vormaligen technischen Grenzen der Indienstnahme tierischer Körper.

Know-how der Fleischer zu entkoppeln. Das Schlachten und Zerteilen der Tiere blieben Tätigkeiten, die von dem impliziten Wissen, der handwerklichen Erfahrung und einem routinierten Praxiskönnen des einzelnen Fleischers abhingen.

Wie detailliert das anatomische Wissen eines geübten Fleischers über den Tierkörper war, wird verständlich, wenn man sich den konkreten Ablauf der Tötung eines Tieres und vor allem der Zerteilung seines Körpers vor Augen führt. Um jenes implizite Praxiskönnen und Erfahrungswissen explizit zu machen, das in jeder Körperbewegung und in jedem einzelnen Handgriff zum Ausdruck kamen, wird im Folgenden in längeren Auszügen aus einer Quelle über Tötung und Zerteilung von Rindern zitiert.³⁰ Sie stellt insofern ein einzigartiges historisches Dokument über Tierschlachtungen dar, als entsprechende Quellen über das genaue Vorgehen beim Töten, Enthäuten und Zerteilen von Tieren selten sind.³¹

Bei der üblichen Schlachtung eines Rindes mit dem Beil führte ein Fleischer gewöhnlich „3 Hiebe auf den Schädel in der Art [...], daß durch den 1. Hieb, der zwischen beide Hörner geführt wird, das Oberhauptbein sich spaltet, durch die zwei andern Hiebe aber das Stirnbein rechts und links 3 Zoll ober dem Augenbogen durchgehauen wird.“³² Nachdem der Fleischer anschließend das Rind an Füßen, Rumpf, Schweif und Schulter enthäutet hatte, trennte er den Kopf des Tieres vom Rumpf, um dann das Fleisch vom Fett und von den Knochen zu lösen. Dieser als Auslösen bezeichnete Arbeitsschritt war ein komplexes Verfahren, das genaue anatomische Kenntnisse erforderte und bei dem der Fleischer zahlreiche Details befolgte. So war es zum Beispiel notwendig, dass

„[b]eim Herausschneiden der Zunge [...] die Hinterkieferdrüse [...] und das sie umgebende Fett so gespaltet werden, daß der Schnitt parallel mit ihrem Längendurchmesser geführt wird und dadurch die eine ihrer Hälften an der Zunge, die andere an der innern Fläche der Äste des Hinterkiefers haften bleibt. Dasselbe gilt auch von dem um sie gelagerten Fette. Auch darf die aus dem Grunde des Halses emporragende Thymusdrüse [...] nicht entfernt werden.“³³

Auch beim Ausnehmen und Zerkleinern der inneren Organe in der Brust-, Bauch- und Beckenhöhle waren handwerkliches Geschick und anatomisches Wissen unentbehrlich. Ein Fleischer hatte unter anderem darauf zu achten, dass „[v]om Zwerchfell [...] nur der sehnichte Teil [...] wegge-

30 WStLA, Marktamt, Altregistratur der Marktamtsdirektion, A 2/1, 51, S (3. Teil), Sch (1. Teil), Schlachtungsvorschriften (Mappe 9), 18.7.1903, M. a. Z. 2060 ex 1903 [unpag.].

31 Dies hängt unter anderem damit zusammen, dass Fleischer ihr Handwerk durch Beobachtung und Nachahmung erlernten und nicht einen verschriftlichten Masterplan befolgten. Ebd., S. 5.

32 Ebd., S. 6.

33 Ebd., S. 8.

schnitten werden [muss], der fleischige Teil muß bleiben. Beim Entfernen der Harnröhre [...] und des Mastdarmes [...] darf kein Fleisch weder aus der Schoßgegend noch um den Schweif oder After heraus mitgenommen werden. Der Schweif selbst ist ganz aus der Haut herauszuziehen.“³⁴ Ebenso gingen Fleischer beim Entfernen anderer Organe wie der Luftröhre oder den Mägen mit chirurgischer Präzision vor:

„Da der Wampst [Pansen, L.N.] mit der Haube [Netzmagen, L.N.] für sich und der Löser [Blättermagen, L.N.] mit dem Laube verbunden, aus der Bauchhöhle genommen werden, so wird zuerst der Wampst so niedergelegt, daß die Fläche desselben, an welcher sich das Netz anhaftet unter und jene, an welcher die Einpflanzungsstelle des Magenschlundes ist, oben auf zu liegen kommt. Von der Fläche wird das Fett mit den Händen abgerissen [...] An die Öffnung herum, die durch das Abschneiden des Löser von der Haube entsteht [...] wird das Fett mit dem Wasser abgelöst, hierauf wird der Magen umgedreht, so daß seine Netzfläche obenauf liegt. Hier wird nun das Netz vom anklebenden Blute und Unrat mit dem Rücken des Wassers gut befreit, ordentlich ausgebreitet und dann von der Anheftungsstelle eine schwache Männerhand breit parallel mit demselben durchgeschnitten, der zurückbleibende handbreite Streifen gehört dem Fleischer. [...] Der Löser und der Laub werden in der Art vom Fette befreit, daß der Löser zuerst auf seinen großen Bogen aufgestellt wird, wodurch die Öffnung wo er in die Haube einmündet, oben auf kommt [...] und mit dem Messer am klein [...] und vom Laub ohne sehr zu schinden abgenommen, hierauf wird der Löser auf seinen kleinen, des Fettes schon beraubten Bogen gestellt und vom großen Bogen des Löser und Laubes das Fett abgelöst.“³⁵

Alle diese Einzelheiten, die Kraft, Genauigkeit und ein Geschick im Umgang mit dem eigenen und tierischen Körper erforderten, zeichneten handwerkliches Arbeiten aus. Ein implizites Wissen, das Fleischer sich in Auseinandersetzung mit dem Tierkörper aneigneten, stellte das Töten und insbesondere Enthäuten und Zerteilen von Tieren als handwerkliche Tätigkeiten heraus.³⁶

Das Körperwissen von Fleischern, Viehhändlern und Tierärzten war überaus vielschichtig. Es umfasste anatomische Kenntnisse über die Anordnung und Eigenschaften von Organen, das mit einem spezifischen Wissen darüber einherging, wie diese voneinander zu trennen waren, wie ein bestimmter Schnitt auszuführen war und in welcher Reihenfolge dies zu geschehen hatte. Dieses theoretische und praktische Know-how

34 Ebd., S. 10.

35 Ebd., S. 12-13.

36 Wie fundamental die Aneignung dieses spezifischen Wissens für das berufliche Selbstverständnis von Fleischern war, verdeutlichen Beschwerden von Handwerkern, die fehlendes Know-how und mangelnde Routine bei jüngeren Kollegen beklagten, weil sie infolgedessen die Existenz des ganzen Berufsstandes gefährdet sahen. Vgl. Ein trauriges Zeichen der Zeit. In: Wiener Fleischhauer- und Fleischselcher-Zeitung, XIII. Jg., 7.2.1900, Nr. 6, S. 3.

war mit unterschiedlichen Gewaltpraktiken verbunden. Viehhändler flößten zum Beispiel beim sogenannten „Kälberzapfen“ Tieren zwangsweise Wasser ein, damit diese vorübergehend an Gewicht zunahmen und einen höheren Verkaufspreis erzielten.³⁷ Aus demselben Grund überfütterten Händler die Tiere mit Salz oder ließen sie im Sommer in geschlossenen überhitzten Stallungen stehen.³⁸ Wiederum andere brachen Schweinen Zähne aus, um die Tiere älter oder jünger erscheinen zu lassen, da anhand der Zahnstellung ein Käufer deren Alter bestimmen konnte.³⁹

Derartige Gewaltpraktiken, die auf den tierischen Körper zielten, sind keine Erfindung des 19. Jahrhunderts. Die Darstellungen von Mensch-Nutztier-Beziehungen als ein harmonisches Miteinander, wie fleischhandwerkliche Narrative und bildliche Repräsentationen bisweilen suggerierten,⁴⁰ stellten vielmehr strategische Setzungen einer idealen berufsständischen Wirtschaftsordnung denn eine zeitgenössische Beschreibung von Arbeitsverhältnissen dar.



Abb. 2: Titelseite der Allgemeinen Fleischer-Zeitung⁴¹

37 WStLA, Marktamt, Altregistratur der Marktamtsdirektion, A 2/1, 54, St. (3. Teil), T Sch. 54, Tierquälerei (Mappe 3), Bürgermeister Felder, Kundmachung gegen Kälberzapfen, 5.2.1870.

38 Ebd., 51, S (3. Teil), Sch (1. Teil), Schlachtbrücken-Aufseher, 21.4.1891.

39 Ebd., 58 V (3. Teil), Vieh- und Fleischschau, Magistrat der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien: Instruktion für die Markt-Aufsicht, 20.12.1881. Vgl. Schlachtung unreifer Kälber. In: Allgemeine Fleischerzeitung, II. Jg., 15.5.1875, Nr. 14, S. 53; Barański, Anton: Anleitung zur Vieh- und Fleischschau für Stadt- und Bezirksärzte, Thierärzte, Sanitätsbeamte, sowie besonders zum Gebrauche für Physikats-Candidaten mit gleichmässiger Berücksichtigung der deutschen und österreichischen Gesetzgebung. 4., umgearb. Aufl. Wien/Leipzig 1897, S. 32.

40 Siehe Abb. 2.

41 Abb. 2: Aus: Allgemeine Fleischer-Zeitung, IV. Jg., 6.12.1874, Nr. 150, S. 1.

Zudem ist anzunehmen, dass das Bestreben, einerseits den wachsenden Fleischbedarf der Großstadt Wien zu decken, andererseits dem beruflichen Konkurrenzdruck standzuhalten,⁴² die Konzeption von Tieren als organische Ressourcen intensivierete. Darauf verweisen unter anderem die ehrgeizigen Bemühungen Maschinen zu entwerfen, die Fleisch, das dem Konsum entzogen wurde, in Verbrauchsgüter wie beispielsweise Leim verarbeiteten.⁴³ Die Frage, wie mit Tieren umzugehen sei, wer Anspruch auf was erheben durfte, führte auch hier zu Konflikten zwischen Fleischern und städtischen Behörden. Tiere, deren Körper und ihre Ausscheidungen wurden immer mehr zu einem Politikum. So erhob zum Beispiel seit den späten 1880er Jahren das Wiener Marktamt Anspruch auf die Fäkalien von Tieren (zur Düngerherstellung), über die zuvor Fleischer ausnahmslos verfügt hatten.⁴⁴

Die oben beschriebenen Gewaltpraktiken gegenüber Tieren waren allgegenwärtig und gaben den städtischen Behörden Anlass, das Verhalten von Fleischern, Viehhändlern oder Markthelfern zu kritisieren. Aufseher überwachten sie beim Arbeiten und griffen ein, wenn sie Tierquälereien beobachteten. Im Vordergrund stand dabei jedoch nicht so sehr eine Sorge um das Wohl der Tiere, sondern das Streben, die Produktion aufrechtzuerhalten. Der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts rasant wachsende Fleischbedarf der Wiener Bevölkerung erforderte einen reibungslo-

42 Waren in Wien im Jahr 1860 479 Fleischhauer und Fleischselcher ansässig, stieg deren Zahl bis 1914 um beinahe das Sechsfache auf 2.637. In demselben Zeitraum sank auch die durchschnittliche Fleischverbrauchsproduktion pro Fleischer im Jahr um mehr als die Hälfte. Produzierte ein Wiener Fleischhauer/-selcher im Jahr 1870 im Durchschnitt etwa 293 Kilogramm des täglich in Wien konsumierten Fleisches, waren es 1910 nur noch circa 133 Kilogramm. Berechnet auf Grundlage von: Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger, nebst Handels- und Gewerbe-Adreßbuch für die k.k. Reichshaupt und Residenzstadt Wien und Umgebung. Wien 1859-1942 [Branchenverzeichnis], hier 1861-1915; Österreichisches Statistisches Zentralamt, Tabellenanhang, S. 130, Tabelle A 9.4; Sandgruber, Konsumgüterverbrauch, S. 210; Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 31, 1913, S. 45.

43 Vgl. Der neue Otte'sche Fleisch-Verwertungs-Apparat. In: Wiener Fleischhauer- und Fleischselcher-Zeitung, 29.7.1898, Nr. 60, S. 5.

44 Vgl. Betriebsordnung für die Schlachthäuser der Stadt Wien. Wien, März 1889, §. 16, S. 9. Eine solche Expansion kommunalpolitischer Verfügungsgewalt auf tradierte und rechtlich unbestimmte Bereiche des Arbeitsalltags scheint ein übergreifendes Phänomen der kommunalen Leistungsverwaltung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts darzustellen. Der Soziologe Peter Gleichmann hat zum Beispiel anhand des „Wandel[s] in der Verfügung über die Exkrememente“ im Berlin des 19. Jahrhunderts gezeigt, wie die kommunale Verwaltung im Zuge der Modernisierung städtischer Entsorgungssysteme die Fäkalien ihrer Bürgerinnen und Bürger beanspruchte und dadurch Konflikte mit der Bevölkerung provozierte. Vgl. Gleichmann, Peter: Die Verhäuslichung körperlicher Verrichtungen. In: Ders./Goudsblom, Johan/Korte, Hermann (Hg.): Macht und Zivilisation. Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie, Bd. 1. Frankfurt/M. 1979, S. 254-278, hier S. 261.

sen Ablauf der Schlachtungen, der durch Tierquälereien ins Stocken geraten konnte. Zu dieser ökonomischen und versorgungspolitischen Relevanz von Tierschutz kamen noch volkspädagogische Motive hinzu. Demnach stellte allein der Anblick von Tierquälereien eine Gefahr für die moralische Integrität des Menschen dar. Dem Kant'schen Argument folgend, demnach Grausamkeit gegenüber Tieren die Hemmschwelle zur Grausamkeit gegenüber Menschen senke,⁴⁵ forderte zum Beispiel der Veterinärmediziner Anton Barański, Professor an der k. k. Thierarzneischule in Lemberg, dass „[d]as Unästhetische einer Schlachtung, besonders vor den Augen der Kinder und Frauen“⁴⁶, aus dem öffentlichen Raum verbannt werde.⁴⁷

45 Tierquälerei bzw. Grausamkeit gegenüber Tieren stellte im gesamten 19. Jahrhundert keinen eindeutig definierten Straftatbestand dar. Gesetzlich war Tierschutz nur in Abhängigkeit von seinem Nutzen für den Menschen relevant. Im Allgemeinen markierte er die Grenze zwischen einer übermäßigen Überanstrengung und legitimen Nutzung von Tieren für den menschlichen Bedarf. Die ersten Tierschutzverordnungen, die in den 1840er und 1850er Jahren verabschiedet wurden, darunter ein Dekret der kaiserlich-königlichen Hofkanzlei vom Juli 1846, verboten Tierquälereien in der Öffentlichkeit, ohne jedoch die Privatsphäre zu berücksichtigen. Erst ein Bundesgesetz vom Juli 1925 erklärte Tierquälereien, mochten diese öffentlich oder privat stattfinden, zur strafbaren Handlung. Bis dahin waren zwei Motive ausschlaggebend, Tierquälereien aus dem öffentlichen Raum zu verbannen: Zum einen argumentierten Tierärzte und städtische Behörden, dass das Fleisch misshandelter Tiere an Wert verliere. Zum anderen griffen einige Autoren die oben genannte These Immanuel Kants auf. Vgl. Bundesgesetz vom 21. Juli 1925 zur Einführung der Bundesgesetze über das allgemeine Verwaltungsverfahren, über die allgemeinen Bestimmungen des Verwaltungsstrafrechtes und das Verwaltungsstrafverfahren sowie über das Vollstreckungsverfahren in der Verwaltung, Artikel VIII. e). In: Bundesgesetzblatt für die Republik Österreich, Jg. 1925, 63. Stück, Nr. 273, S. 941-945, hier S. 944; Hofkanzlei-Decret von 2. Julius 1846, Z. 20501. In: Sammlung der Gesetze für das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns. Acht und zwanzigster Theil. Jahr 1846. Wien 1852, Nr. 122, S. 207; Kant, Immanuel: Die Metaphysik der Sitten, Zweiter Teil: Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre, I. Ethische Elementarlehre, I. Teil, Erstes Buch, Zweites Hauptstück, 2, Abschnitt: Von dem ersten Gebot aller Pflichten gegen sich selbst, § 17. In: Ders.: Werke in zwölf Bänden, Bd. 8. Frankfurt/M. 1977, S. 578-579.

46 Barański, Anleitung, S. 49.

47 Die Angst vor einer moralischen und sozialen Verrohung infolge der Misshandlung von Tieren war in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts weit verbreitet. Erziehungsbücher adressierten Eltern darauf zu achten, dass ihre Kinder sich um Tiere kümmerten und diese nicht quälten. Vgl. Grier, Katherine C.: *Pets in America. A History*. Orlando [u.a.] 2007, S. 161-168 und 177-181. Auch heute folgen manche Forscherinnen und Forscher dieser Argumentation und verweisen auf den Zusammenhang zwischen Gewalt gegenüber Tieren und moralischer sowie emotionaler Apathie. Vgl. zum Beispiel: Ascione, Frank/Arkow Phil (Hg.): *Child Abuse, Domestic Violence, and Animal Abuse: Linking the Circles of Compassion for Prevention and Intervention*. West Lafayette 1999; DeMello, Margo: *Animals and Society. An Introduction to Human-Animal Studies*. New York 2012, S. 245-250;

Menschen heilen – Medizinisches Wissen über menschliche und tierische Körper

Die Nutzbarmachung von Tieren als organische Ressourcen, das Streben nach einer schnellen Tötung und vollkommenen Verwertung ihrer Körper sowie die vielfältigen Versuche, diese kurz- oder langfristig zu verändern, setzten ein spezifisches handwerkliches und technisches Wissen voraus, das anatomische und morphologische Kenntnisse umfasste. Fleischer, Techniker, Bauingenieure und Veterinärmediziner eigneten sich ein spezifisches Wissen an, um die Bedürfnisse ihrer jeweils unterschiedlichen Interessenlagen zu befriedigen: Techniker strebten danach, den Widerstand des organischen Materials mithilfe von neuen Maschinen und Werkzeugen zu überwinden. Die kommunale Verwaltung versuchte, Arbeit neu zu organisieren und zu rationalisieren. Fleischern diente das Wissen über tierische Körper als Ausweis ihres handwerklichen Könnens und Quelle beruflichen Stolzes. Schließlich nutzten Ärzte ihr medizinisches Wissen über die Ursachen und den Verlauf von Krankheiten, um gesundheitliche Risiken sowohl für Tiere als auch für Menschen zu verringern. Dies traf nicht nur auf Veterinäre zu. Auch Humanmediziner wie Sigismund Eckstein mit seinen animalischen Bädern suchten nach neuen Wegen in der Therapie und Behandlung von Krankheiten.

Eckstein eröffnete im Januar 1859 im kommunalen Schlachthaus im Wiener Stadtteil Gumpendorf eine „Heilanstalt für animalische Bäder“⁴⁸. Diese verfügte über insgesamt 14 Badezimmer mit metallenen Wannen, „welche während des Badegebrauches mittels Holzdeckel bis zum Halse schliess[en]“ und zwei Gemeinschaftsräume für Frauen und Männer, in denen Patientinnen und Patienten einzelne Körperglieder behandeln lassen konnten.⁴⁹ Eckstein gab an, innerhalb nur eines Jahres (1859) 363 Personen auf diese Weise behandelt, geheilt oder zumindest ihre Beschwerden gelindert zu haben. Bezug nehmend auf den animalischen Magnetismus Franz Anton Mesmers⁵⁰ und die Vorstellung, dass Krankheiten die Folge einer Störung fluidaler Kräfte seien, führte Eckstein die krankheitslindernde und gesundheitsfördernde Wirkung von Tierbädern auf „animalische[] [Factoren]“⁵¹ zurück, die er nicht näher bestimmte,

Lockwood, Randy/Ascione Frank: Cruelty to Animals and Interpersonal Violence: Readings in Research and Application. West Lafayette 1998.

48 Eckstein, Bericht, Sp. 577.

49 Ebd., Sp. 578.

50 Vgl. Barsch, Achim/Hejl, Peter M.: Zur Verweltlichung und Pluralisierung des Menschenbildes im 19. Jahrhundert: Eine Einleitung. In: Barsch, Achim/Hejl, Peter M. (Hg.): Menschenbilder. Zur Pluralisierung der Vorstellung von der menschlichen Natur (1850-1914). Frankfurt/M. 2000, S. 7-90, hier S. 20-21.

51 Eckstein, Bericht, Sp. 582.

sowie auf elektrische Ströme, die der Verdauungsprozess in den Rindermägen freisetzte.⁵² Daher erachtete er es als dringend notwendig, das Blut und den Mageninhalt „von frisch geschlachteten Rindern im lebenswarmen Zustande“⁵³ für die Bäder zu nutzen. Aus diesem Grund waren die Öffnungszeiten der Eckstein'schen Heilanstalt an diejenigen des Schlachthauses angelehnt. Gebadet wurde zwischen 11 und 16 Uhr, wenn die meisten Tiere geschlachtet wurden.⁵⁴

Ecksteins animalische Bäder markieren eine Umbruchszeit des medizinischen Paradigmas, die gekennzeichnet war durch eine konsequente Abkehr vom humoralpathologischen Modell Hippokrates' und Galens, wonach Krankheiten aus einem Ungleichgewicht der vier Säfte Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle entstünden, hin zu einer zellulärpathologischen Perspektive, demnach Zellveränderungen und organische Transformationen krankheitsverursachend seien. Eckstein versuchte nun jene älteren, populäreren Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit zu rehabilitieren und war dazu entschlossen, animalische Bäder mit dem schulmedizinischen Diskurs zu vereinbaren. Dabei forderte er, das subjektive Befinden von Patientinnen und Patienten in die ärztliche Diagnose miteinzubeziehen und implizierte damit zugleich eine Kritik an Ärzten, die ihren Befund mit Verweis auf eine vermeintlich größere Objektivität als endgültiges und einzig legitimes Urteil herausstellten.⁵⁵

Trotz ihres angeblichen Erfolges, den Eckstein und andere Zeitgenossen wie der Schlachthausbauexperte und Architekt Julius Hennicke den Tierbädern bescheinigten, existierten sie nur wenige Jahre. 1866 urteilte Hennicke über die animalischen Bäder im Gumpendorfer Schlachthaus, dass sie „seit einiger Zeit im Rückgange [sind] und [...] sich jetzt in ziemlich vernachlässigtem Zustande [befinden].“⁵⁶ In den folgenden Jahren herrschte die Lehrmeinung vor, dass mögliche Heilresultate lediglich auf Wärme und Feuchtigkeit zurückzuführen seien.⁵⁷ Die These von der Übertragung einer animalischen Lebensenergie auf den menschlichen Körper erklärte die medizinische Fachliteratur hingegen zum präwissenschaftlichen Aberglauben.

52 Vgl. ebd., Sp. 583.

53 Ebd., Sp. 577.

54 Vgl. ebd., Sp. 578.

55 Eckstein verwies darauf, dass viele seiner Patientinnen und Patienten sich gesund fühlten, obwohl ihnen andere Ärzte das Gegenteil bescheinigten. Vgl. ebd., Sp. 582.

56 Hennicke, Julius: Bericht über Schlachthäuser und Viehmärkte in Deutschland, Frankreich, Belgien, Italien, England und der Schweiz. Berlin 1866, S. 23.

57 Vgl. Brockhaus' Konversationslexikon, Bd. 1, 14. Aufl. Berlin/Wien 1894-1896, S. 643-644, s.v. Animalische Bäder; Meyers Großes Konversations-Lexikon, Bd. 2. Leipzig 1905, S. 239, s.v. Bad; Schwarz, Oscar: Bau, Einrichtung und Betrieb von öffentlichen Schlachthöfen. Berlin 1894, S. 104.

Was aber bedeuteten nun der medizinische Paradigmenwechsel und die Abkehr vom humoralpathologischen Modell, als dessen letztes Aufbäumen Ecksteins animalische Bäder angesehen werden können, für die menschliche Vorstellung von Nutztieren und den Umgang des Menschen mit ihnen? Wie weiter oben gezeigt, war die Indienstnahme von Tieren im Schlachthof vielfältig. Sie umfasste verschiedene Praktiken, folgte aber grundsätzlich zwei zentralen Motiven: einem ökonomischen Versorgungsinteresse zur Deckung des großstädtischen Fleischbedarfs und einem medizinischen Erkenntnisdrang, Körper von Nutztieren zu untersuchen und die Ursachen von Krankheiten zu ermitteln, um so gesundheitlichen Gefahren sowohl für Menschen als auch für Tiere vorzubeugen. Beide Triebfedern, Nutztiere in den Blick und in Beschlag zu nehmen, waren weder getrennt noch lösten sie einander ab. Vielmehr waren sie eng miteinander verwoben. Tiere erschienen unter dem Aspekt ihres Nutzens für menschliche Bedarfe, handelte es sich dabei um das Bestreben der kommunalen Verwaltung, die städtische Bevölkerung mit Fleisch zu versorgen oder um das Bedürfnis, medizinische und heiltherapeutische Erwartungen zu erfüllen. Auch Ecksteins Vorstellung von animalischen Bädern als demokratische und sozialhygienische⁵⁸ Behandlungsmethode, die sich ärmere Bevölkerungsschichten leisten konnten, stand unter dem Aspekt einer Versorgungs- und Fürsorgepolitik. Eckstein hob hervor, „nicht nur ein Heilinstitut, sondern eine Humanitätsanstalt im engeren Sinne des Wortes gegründet zu haben“⁵⁹.

In beiden Fällen stellten Nutztiere organische Ressourcen für den menschlichen Bedarf dar. Der medizinische Paradigmenwechsel änderte nichts Grundsätzliches an dieser Funktionalisierung. Vielmehr verengte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Ver(natur)-wissenschaftlichung medizinischer Theorien und Methoden einerseits und technischer Entwicklungen andererseits den Blick auf Nutztiere auf ihre forcierte Bestimmung als organische Ressourcen für die großstädtische Versorgungsökonomie. Die Moderne führte damit letztendlich auch zu ihrer Versachlichung und Entzauberung.⁶⁰ Der Blick auf Tiere als Roh-

58 Zum Begriff der „Sozialhygiene“ bzw. „sozialen Hygiene“ vgl. Grotjahn, Alfred: Vorwort. In: Jahresbericht über die Fortschritte und Leistungen auf dem Gebiete der Sozialen Hygiene und Demographie 3, 1904, S. I-XV; Weidner, Tobias: Die unpolitische Profession. Deutsche Mediziner im langen 19. Jahrhundert. Frankfurt/M. 2012, S. 289 ff.

59 Eckstein, Bericht, Sp. 578.

60 Vgl. Wiedenmann, Rainer E.: Tierbilder im Prozeß gesellschaftlicher Differenzierung. Überlegungen zu Struktur und Wandel soziokultureller Ambivalenzkonstruktion. In: Luthe, Heinz Otto/Wiedenmann, Rainer E. (Hg.): Ambivalenz. Studien zum kulturtheoretischen und empirischen Gehalt einer Kategorie der Erschließung des Unbestimmten. Opladen 1997, S. 185-221, hier S. 201-203.

stoffe für menschliche Bedarfe und Bedürfnisse beraubte sie einer mystischen Aura und ihrer vorgestellten Wirkmächtigkeit, welche die historischen Akteure mit einer transzendentalen und metaphysischen Verankerung begründet hatten.⁶¹ Menschen „verdiessseitigten“⁶² Nutztiere und legten ihre Funktion eindeutig auf diejenige von organischen Roh- und Werkstoffen fest. In einer solchen Auslöschung alternativer tierischer Existenzweisen⁶³ lag schließlich auch der zentrale Grund für die Aufgabe der animalischen Bäder in den 1860er Jahren.

Körperregime Schlachthof und die Neu-Entdeckung des Mensch-Seins

Der Schlachthof stellte einen Ort dar, an dem sich ein Körperregime herausbildete, das Tiere und Menschen mit jeweils unterschiedlichen Vorzeichen in Beschlag nahm. Das Streben der kommunalen Verwaltung nach Kontrolle und Regulierung zielte dabei nicht nur auf die Manipulation tierischer Körper. Die Politik adressierte auch die Arbeitenden sowie die gesamte Stadtbevölkerung. Aufseher überwachten die Arbeit von Markthel-

61 Der Glaube an die gesundheitsfördernde Wirkung von Fleisch und tierischen Stoffen zeigt eine bemerkenswerte historische Kontinuität. Neben der Fleisch- und Agrarindustrie schreiben gegenwärtig auch Ernährungs- und Gesundheitsratgeberinnen und -ratgeber sowie mitunter Ärztinnen und Ärzte tierischen Stoffen ein entsprechendes Potential zu. 2011 sendete die Agrarmarkt Austria (AMA), eine landwirtschaftliche Institution in Österreich, die unter anderem mit dem Marketing von Agrarprodukten betraut ist, im österreichischen Rundfunk die Werbekampagne „Fleisch bringt's“. URL: <http://www.ama-marketing.at/ama-marketing/aktuelle-werbelinien/fleisch-und-fleischwaren/> [Stand: 08.10.2014]. Die Internetseite „gesund.co.at“, nach eigenen Angaben das „umfassende österreichische Gesundheitsportal!“, fordert zum Fleischkonsum auf, wenn die Autorinnen und Autoren schreiben: „Fleisch liefert nicht nur alle lebenswichtigen Eiweißstoffe, es enthält darüber zahlreiche Vitamine und Mineralstoffe. Und wie bei allen Genüssen gilt auch hier: die Menge macht's aus.“ URL: <http://gesund.co.at/fleisch-gefluegel-ente-lamm-11127/> [Stand: 08.10.2014]. Ein alternatives Heilverfahren in der Humanmedizin stellt die umstrittene Frischzellentherapie dar. Sie bezeichnet „die Verwendung von lebenden tierischen Zellen, die den Patienten mit dem Ziel der Erreichung einer belebenden Wirkung injiziert werden. Diese Zellen werden in der Regel aus dem Fötus von Schafen gewonnen“. URL: <http://www.gklinik.de/german/what-is-fresh-cell-therapy.html> [Stand: 08.10.2014]. Vgl. URL: <http://www.sueddeutsche.de/wissen/alternative-heilverfahren-frische-zellen-zur-verjuengung-1.907876> [Stand: 08.10.2014]; URL: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-8650058.html> [Stand: 08.10.2014].

62 Zum Begriff der „Verdiessseitigung“ vgl. Wiedenmann, Tierbilder, S. 203.

63 Der Soziologe Rainer Wiedenmann spricht in diesem Zusammenhang von einer „Ambivalenzauslöschung“, womit er eine Tendenz zur Versachlichung und Entzauberung von Tieren in der Moderne benennt. Vgl. ebd., S. 202.

fern und Fleischern, und diese disziplinierten sich wiederum selbst, weil sie neue Vorschriften und Anforderungen an ihre Arbeit wie zum Beispiel die Anweisung der Schlachthof- und Viehmarktdirektion, höflich zu sein oder in sauberer Kleidung zur Arbeit zu erscheinen, allmählich verinnerlichten. Überhaupt bildete das kommunalpolitische Streben nach Hygiene, das Behörden in Publikationen und auf Ausstellungen in Anbetracht von neuen gesundheitlichen Herausforderungen im Zuge von Urbanisierungsprozessen als notwendig propagierten,⁶⁴ eine Möglichkeit, Städterinnen und Städter als verantwortungsbewusste und soziale Bürgerinnen und Bürger zu moralisieren.⁶⁵

Tierbäder markieren dabei die paradigmatische Wende eines neuen Umgangs mit Tierkörpern, in dem sich der Wandel des veterinär- und humanmedizinischen Wissenshorizontes sowie die Genese neuer gesundheitlicher Gefahren verdichteten. Die Errichtung von Tierbädern war mit der Rationalisierung der Tierschlachtung in kommunalen Schlachthöfen untrennbar verbunden. Hier entstanden neue epistemische Möglichkeitsräume, das Mensch-Sein, das sich vom Tier nun nicht mehr als dem immanent Anderen unterschied, neu zu entdecken ebenso wie Geschlechtervorstellungen anders zu denken.

Die Rationalisierung des Gewerbes infolge arbeitsorganisatorischer Reformen und einer zunehmenden Technisierung der Arbeit sowie die Versachlichung und Entzauberung von Tierkörpern gingen mit einer Neuordnung von Geschlechtergrenzen einher. Zwar blieben Vorstellungen naturalisierter Geschlechterstereotype unangefochten – Fleischerzeitungen erklärten zum Beispiel Einfühlsamkeit und Sorgfalt für das Detail zu spezifisch weiblichen Attributen, hingegen seien Vorstellungen von körperlicher Stärke, einer Bereitschaft zur anstrengenden Arbeit und dem routinierten Einsatz von Kraft und Geschick vermeintlich genuin männliche Eigenschaften.⁶⁶ Jedoch verflüssigten sich die Grenzen zwischen diesen vergeschlechtlichten Qualitäten als Voraussetzungen zur Ausübung des fleischhandwerklichen Berufs. Seit 1911 – in diesem Jahr legte Hermine

64 Vgl. Das Fleisch auf der Hygiene-Ausstellung. In: Allgemeine österreichische Fleischhauer- und Fleischselcher-Zeitung, XIX. Jg., 9.6.1911, Nr. 23, S. 2; Illing, Georg: Internationale Hygieneausstellung: Sonder-Katalog für die Gruppe Fleischversorgung der wissenschaftlichen Abteilung der Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1911. Dresden 1911, S. 53-99 und 100-136.

65 Vgl. Gally, Josef (Hg.): Offizieller Katalog der unter dem höchsten Protektorate Sr. k. u. k. Hoheit des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Leopold Salvator stehenden Allgemeinen Hygienischen Ausstellung Wien–Rotunde 1906, 2. Aufl. Wien 1906, S. 3.

66 Vgl. Meisterprüfung einer Frau. In: Allgemeine österreichische Fleischhauer- und Fleischselcher-Zeitung, XIX. Jg., 14.4.1911, Nr. 15, S. 3; Der erste weibliche Fleischergehilfe in Oesterreich. In: Allgemeine österreichische Fleischhauer- und Fleischselcher-Zeitung, XIX. Jg., 2.6.1911, Nr. 22, S. 4.

Reisinger als erste Frau in Österreich erfolgreich die Gesellenprüfung im Fleischhauergewerbe ab⁶⁷ – betonten Fleischerzeitungen vermeintlich weibliche Attribute wie Sorgfalt und haushälterische Fähigkeiten als gewinnbringend für den gesamten Berufsstand. Zwar blieb das Gewerbe zweifelsohne eine Männern vorbehaltene Domäne, für das vermeintlich männliche Eigenschaften charakteristisch waren. Dennoch zeigt die Öffnung des Gewerbes für Frauen einen Wandel an, der nicht nur die Geschlechterheteronormativität (wenn auch nur im zaghaften Ansatz) infrage stellte.

Darüber hinaus ging die Austarierung vergesellschaftlichter Handwerksideale mit einem Wandel einher, der die Grenzen des Tier- und Mensch-Seins neu zog und mit dem medizinischen Paradigmenwechsel im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts zusammenhing. Seitdem stieg die Furcht vor Bakterien, die „mikroskopische[] Thierlein“⁶⁸ seien, wie die in Wien erscheinende Allgemeine Fleischer-Zeitung im April 1875 berichtete. Diese übertrügen sich unbemerkt über die Atemwege oder durch Blut von einem Organismus auf den anderen. Die Angst vor dem Eindringen fremder Stoffe in den eigenen Körper steht pars pro toto für ein zeitgenössisches Gefühl gesellschaftlicher Unsicherheit im *Fin de Siècle*, das sich auch in anderen Kontexten zeigte. Insbesondere in der Massenpsychologie des 19. Jahrhunderts war die Angst vor Ansteckung zum Erklärungsmodell für Gruppendynamiken geworden.⁶⁹ Ebenso verdeutlicht die Forderung von Veterinären und Kommunalbeamten, Tierschlachtungen aus den Wohngebieten auszulagern, weil allein deren Anblick eine verrohende Wirkung haben könne, dass die menschliche Moral durch krankmachende Ansteckung ebenso gefährdet sei wie der menschliche Körper. Gerade die Forderung, Tiere „human“ zu schlachten, zeigt, wie fragil das Humane eigentlich war. Gesundheitliche Gefahren (in der Vorstellung winziger Tiere) drangen nunmehr von außen ins Innere des Menschen, und dieses Animalische wurde aus dem Inneren nach außen verdrängt. Der Ausschluss des Animalischen aus dem Mensch-Sein verdichtete sich im Schlachthof, der einen Raum schuf, an dem Nutztiere auf ihr „nacktes Leben“⁷⁰ reduziert und vereinnahmt werden konnten – ein Leben, das

67 Ebd.

68 Virchow, Trichinenentdecker. In: Allgemeine Fleischer-Zeitung, II. Jg., 9.4.1875, Nr. 10, S. 38.

69 Gamper, Michael: Massen als Schwärme. Zum Vergleich von Tier und Menschenmenge. In: Horn, Eva/Gisi, Lucas (Hg.): Schwärme. Kollektive ohne Zentrum. Eine Wissensgeschichte zwischen Leben und Information. Bielefeld 2009, S. 69-84, hier S. 83. Zur Vorstellung Gustave Le Bons von Mikroben als „Ideen, Gefühle, Erregungen, Glaubenslehren“ vgl. ebd., S. 83-84.

70 Vgl. Agamben, Giorgio: Homo sacer. Die Souveränität der Macht und das nackte Leben. Frankfurt/M. 2002, einleitend S. 11-22.

keines mehr war, weil hier ein Objekt produziert wurde, das seiner tierischen Existenz und Identität beraubt war;⁷¹ ein „geschichtsloses Material“⁷², wie Bernhard Kathan bemerkt hat.

Der Schlachthof war ein Ort des Todes, und er war zugleich, wenn auch nur für einen begrenzten Zeitraum, ein Ort der Heilung. Die räumliche Konzentration der Tierschlachtungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ermöglichte die Verfügbarmachung von Nutztieren als organische Ressourcen für den menschlichen Bedarf in einem bis dahin nicht gekannten Ausmaß. Der medizinische Paradigmenwechsel veränderte den Umgang des Menschen mit Nutztieren und den Blick auf tierische Körper. Das zellulärpathologische Modell verlagerte gesundheitliche Gefahren in das Innere des Tierkörpers, die sich zunehmend der sinnlichen und auf Erfahrung beruhenden Einschätzung durch Fleischer entzogen und der vermeintlich objektiveren und kompetenteren Diagnose des Arztes Platz machten. Hinzu kam, dass seit den späten 1860er Jahren organische Stoffe tierischer Körper nicht mehr unter ihrem heiltherapeutischen Nutzen für den Menschen betrachtet wurden, sondern ausschließlich im Hinblick auf die Produktion von Fleisch und Verarbeitung der Nebenprodukte, das heißt derjenigen Körperteile, die Behörden aufgrund gesundheitlicher Bedenken vom menschlichen Verzehr ausgeschlossen hatten.

Dies änderte jedoch nichts an der Spezifik des Mensch-Nutztier-Verhältnisses, das ein Streben des Menschen nach Verzehr, Verwertung und einer allgemeinen Verfügbarmachung von Tieren kennzeichnete. Die Gewalt des Menschen über den tierischen Körper kam nirgends anschaulicher und erbarmungsloser zum Vorschein als in dessen Manipulation und Transformation durch menschliche Eingriffe.⁷³ Der Nutzung von Tieren im Kontext der großstädtischen Fleischversorgung war das Streben nach einer möglichst restlosen Verwertung ihrer Körper inhärent. Das Verbot, Tiere zu quälen und grausam zu behandeln, hatte dabei nicht ihr Wohlergehen zum Gegenstand, sondern zielte immer auf einen produktiven Nutzen für die Versorgung der Stadt: Tierschutz im 19. Jahrhundert ging immer nur so weit, wie dieser der Produktion nutzte. Überhaupt scheint es, dass sich die Tiernutzung im Rahmen der großstädtischen Fleischproduktion immer am Rand des gesetzlich Erlaubten bewegte und die Grenze zwischen dem Zulässigen und Anstößigen markierte.⁷⁴

71 Vgl. DeMello, *Animals*, S. 129-131; Vialles, *Noëlie: Animal to Edible*. Cambridge 1994, S. 127.

72 Wie Anm. 26.

73 Wie Anm. 38-40.

74 Der Philosoph und Tierethiker Herwig Grimm kommt in einer Einschätzung über den gegenwärtigen gesetzlichen Tierschutz in Österreich zu einer vergleichbaren Schlussfolgerung. Vgl. Grimm, Herwig: *Ethik in der Nutztierhaltung: Der Schritt in die Praxis*. In: Ders./Otterstedt, Carola (Hg.): *Das Tier an sich. Disziplinübergreifende*

Die Einhaltung einer solchen produktionsrelevanten Grenze und ökonomischen Umsicht bedurfte lückenloser und kontinuierlicher Kontrollen. Im Schlachthof und auf dem angrenzenden Viehmarkt kontrollierten Aufseher nicht nur die Arbeit der Fleischer, Marktdiener und des weiteren Personals. Sie und vor allem Veterinärmediziner achteten zudem auf den gesundheitlichen Zustand der Tiere. Kontrollen begleitete immer ein Streben nach Sichtbarkeit. Fleischer, Aufseher, Marktdiener und Tierärzte versuchten, Tiere über körperliche Merkmale zu identifizieren. Händler und Fleischer kupierten zum Beispiel die Schwänze von Rindern und schrieben die Initialen ihrer Namen oder eine Nummer auf die Körperseiten der Tiere, um sie in den Stallungen und Hallen auf dem Wiener Viehmarkt wiederzuerkennen.⁷⁵ Einige Händler gaben ihren Tieren auch Namen, wobei es sich keineswegs um Formen von Zuneigung oder um einen liebevollen Umgang handeln musste. Die Namensgebung bei Rindern stellte keine individualisierende Praxis dar, sondern war eine Möglichkeit, Tiere aufgrund bestimmter körperlicher Merkmale voneinander zu unterscheiden⁷⁶ und zugleich eine verkaufsstrategische Maßnahme, mit der Fleischer ihre Produkte bewarben.⁷⁷

Messtabellen teilten den tierischen Körper in verschiedene Regionen und entwarfen eine hierarchisierte Körperlandschaft unterschiedlicher Fleischqualitäten.⁷⁸

Perspektiven für neue Wege im wissenschaftsbasierten Tierschutz. Göttingen 2012, S. 276-296, hier S. 292.

75 WStLA, Marktamt, B 54/4, Vorfällenheiten-Protokoll, 5., 6., 9.11.1905, S. 13-14.

76 Vgl. Münch, Paul: Tiere und Menschen. Ein Thema der historischen Grundlagenforschung. In: Ders. (Hg.): Tiere und Menschen: Geschichte und Aktualität eines prekären Verhältnisses. Paderborn [u.a.] 1998, S. 7-34, hier S. 22.

77 Auf das Fehlen einer emotionalen Zuneigung von Menschen zu Tieren um der Tiere willen verweist zudem das weitaus geläufigere Sprechen von Tieren als „Fracht“ oder der „Genußtauglichkeit der Schlachtungsprodukte“. WStLA, Marktamt, Altregistratur der Marktamtsdirektion, A 2/1, 54, St. (3. Teil), T Sch. 54, Tierquälerei (Mappe 3), Magistrat Wien, Referent Wenzel, 4.2.1875, S. 10 [unpag.]; Wiener Magistrat, Abt. IX, Vorschrift für den Dienst in den städtischen Schlachthäusern in Wien (Entwurf). Wien 1909, I., §. 2, S. 1.

78 WStLA, Marktamt, Altregistratur der Marktamtsdirektion, A 2/1, 58, V (3. Teil), Vieh- und Fleischschau, Entwurf einer Vieh- und Fleischschau-Ordnung für die k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, 1900, §. 10, S. 5.

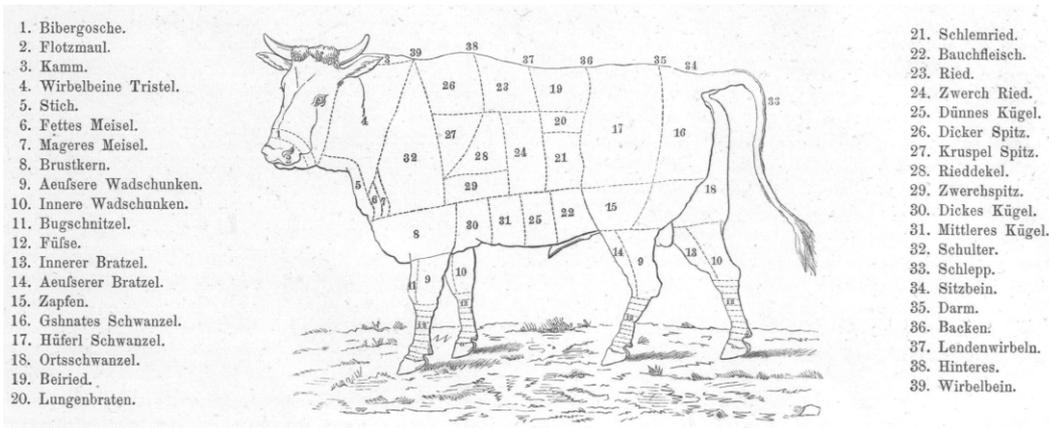


Abb. 3: Rind, nach unterschiedlichen Fleischstücken klassifiziert⁷⁹

Diese Praktiken einer Markierungsgewalt über den tierischen Körper stellten kein Novum des 19. Jahrhunderts dar. Bildliche Darstellungen von in unterschiedliche Zonen untergliederten Tierkörpern finden sich auch in frühneuzeitlichen Kochbüchern. Das Neue an der visuellen Klassifizierung von Tierkörpern im 19. Jahrhundert war die Verschränkung von vielfältigen Praktiken, mit denen Fleischer, Händler und Ärzte sich ein spezifisches Wissen aneigneten. Dies betraf haptische (Befühlen und Betasten der Tiere mit bestimmten Griffen)⁸⁰, visuelle (die sogenannte Viehbeschau)⁸¹ und abstrakte Umgangsformen (Messtabellen), Tiere zu klassifizieren. Allesamt waren sie Ausdruck des Bedürfnisses und Strebens danach, ein neues umfangreicheres Wissen über den Tierkörper zu generieren und sich anzueignen.

Die räumliche Bündelung der Tierschlachtungen in öffentlichen Schlachthäusern schuf einen Möglichkeitsraum für unterschiedliche Praktiken, Wissen über Tiere, ihre Körper, ihr Verhalten, ihre Widerständigkeit zu generieren. Hier gestaltete sich das Mensch-Nutztier-Verhältnis zunehmend asymmetrisch, und die Logik eines nach Rationalität und Effizienz ausgerichteten Arbeitssystems verstetigte dieses Herrschaftsverhältnis. An einem Ort, an dem Tiere als organische Rohstoffe en masse verfügbar waren, entgrenzte der in einer nach Ökonomie und Effizienz ausgerichteten Produktionsorganisation verflochtene Mensch seine Verfügungsgewalt über Tiere. Hier entwickelte und intensivierte er die vielfältigen Formen einer transformativen Gewaltförmigkeit, die auf den tierischen Körper zielten und ihn nach den Kriterien einer ökonomischen und wissenschaftlichen Vernunft vereinnahmten.⁸² Zudem kolonialisierte

⁷⁹ Abb. 3 aus: Hennicke, Bericht über Schlachthäuser, S. 23.

⁸⁰ Vgl. Barański, Anleitung, S. 39-40; Kardosi, Verkehrswirtschaftliche Wechselwirkungen, S. 16, Fußnote 2.

⁸¹ Vgl. Barański, Anleitung, S. 78.

⁸² Zur Unbarmherzigkeit der Vernunft gegenüber dem scheinbar Vernunftlosen vgl. Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W.: Mensch und Tier. In: Dies.: Dialektik der

der wissenschaftliche Blick des Forschers den tierischen Körper und verwandelte ihn in einen Gegenstand seines Erkenntnisinteresses. Mit dem wissenschaftlichen Blick auf den Tierkörper, der, sofern es die technischen Mittel erlaubten, zunehmend in diesen drang, verband sich nicht nur das Bedürfnis, etwas Neues sehen zu wollen, sondern immer auch die Fähigkeit, etwas sehen zu können. Beides, das Sehen-Wollen und Sehen-Können, setzte Macht und das Vermögen voraus, den tierischen Körper zu besitzen.⁸³ Die Möglichkeit, über Tiere verfügen zu können, genügte Menschen als Legitimation, über sie zu verfügen und mit ihnen das zu tun, was sie mit ihnen taten.

Der wissenschaftliche Blick auf Nutztiere war produktiv, denn in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es zunehmend möglich geworden, Tiere und vor allem den tierischen Körper mit plausiblen, logischen, naturwissenschaftlichen Modellen zu deuten. Mit seinem Drang nach Wissen- und Verstehen-Wollen, das, sobald befriedigt, nach Neuem gierte, bemächtigte sich der Mensch der Tiere immer mehr. Das ökonomische Versorgungsinteresse stützte die wissenschaftliche Inbeschlagnahme des tierischen Körpers, weil es dadurch möglich wurde, sogar Teile von Tieren in Fleisch zu verwandeln und dem menschlichen Konsum zuzuführen, die ohne die entsprechende technische Übersetzung zuvor als Abfall gegolten hatten. Hinzu kam die Produktion von Verbrauchsgütern aus Tierkadavern, tierischen Nebenprodukten und den sogenannten Schlachtabfällen. Ein wissenschaftliches Erkenntnisinteresse sowie ökonomisches Streben nach schneller, reibungsloser und effizienter Fleischproduktion und Tierverwertung verstärkten einander. Die Verwertungslogik, das Forschungsinteresse und die Prämissen der großstädtischen Versorgungspolitik bedurften der Tiere als Ressourcen – und nur in wenigen Momenten vermochten die Tiere ihrer Degradierung zu organischen Rohstoffen zu entfliehen, in dem sie Menschen verletzten oder Absperrgitter durchbrachen und dadurch den Arbeitsprozess vorübergehend unterbrachen. Die einzigen Spuren ihrer Wirkmächtigkeit, von der Widerständigkeit des organischen Materials einmal abgesehen, zeigten sich *ex negativo*. Zugleich ordneten und hierarchisierten sie die Beziehungen zwischen Fleischern, Ärzten, Markthelfern, Beamten und dem Aufsichtspersonal, indem sich neue Wissensfelder herausbildeten und mit ihnen Kompetenzmonopole entstanden, die wiederum neue Experten hervorbrachten.⁸⁴

Aufklärung der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt/M. 1969, S. 262-271, hier S. 262 ff.

83 Zum wechselseitigen Verhältnis vom Sehen-Wollen, Sehen-Können sowie der Fähigkeit und Macht über das, was man sieht und sehen will, verfügen zu können, vgl. Derrida, Jacques: *The Beast & the Sovereign*, Bd. 1, Eleventh Session, March 13, 2002. Chicago 2009, S. 372-405, hier S. 376-379.

84 Zur Hygiene als einem Praxis-Wissen-Komplex, der nicht so sehr auf eine

Die Konzentration, Verwissenschaftlichung und Rationalisierung der Arbeit schufen eine produktive Ökonomie, die ein Körperregime etablierte, das sowohl Menschen als auch Tiere in Beschlag nahm, wenn auch mit jeweils unterschiedlichen Motivationen und Intentionen. Nicht nur der Tierkörper wurde zum Gegenstand wissenschaftlicher Neugier und versorgungsökonomischen Interesses. Der Schlachthof disziplinierte zugleich die in ihm Arbeitenden. Weil die Direktion des Schlachthauses in Verstößen gegen die Hausordnung und die Dienstvorschriften Störungen des Arbeitsprozesses sah, versuchte sie Fleischer sowie auch das eigene Schlachthof- und Marktpersonal zu kontrollieren. Die unterschiedlichen Formen sozialer Kontrolle umfassten die Überwachung durch Aufseher, das Führen von sogenannten Qualifikationslisten zur Beurteilung von Angestellten sowie die Dokumentation von Verstößen gegen die Hausordnung und anderen Vorkommnissen.

Aufseher gingen pflichtbewusst und gewissenhaft ihrer Arbeit nach. Auch gegenüber den eigenen Kollegen zeigten sie sich unnachgiebig und erstatteten Anzeige, wenn diese gegen die Hausordnung oder die Dienstvorschriften verstießen. Aufseher überwachten sich gegenseitig, sammelten Informationen über Vorkommnisse auf dem Viehmarkt und im Schlachthof und setzten darüber ihre Vorgesetzten in Kenntnis. Sie überwachten bestimmte Räume auf dem Central-Schlacht- und Viehmarkt, denen sie die Direktion zugewiesen hatte. Die Beurteilung ihrer Arbeit durch andere Aufseher stellte dabei immer auch eine Bewertung ihrer Fähigkeiten und ihrer Eignung für den Beruf dar. Die Blicke der Kollegen disziplinierten, weil Aufseher sich bei ihrer Arbeit selbst beobachteten und kontrollierten.

Auch Fleischer achteten darauf, wie sie arbeiteten. Aufgrund der räumlichen Gestaltung des Viehmarktes und der Schlachthallen waren sie nicht nur den Blicken der Aufseher ausgesetzt, auch andere Fleischer beobachteten die Arbeit ihrer Kollegen. Für Fleischer war es wichtig, routiniert und fehlerlos ein Rind zu schlachten, zu enthäuten und zu zerlegen, weil sie andernfalls befürchten mussten, bei ihren Handwerkskollegen an beruflichem Ansehen einzubüßen. Ein handwerkliches Know-how und Routine beim Arbeiten fassten Fleischer im Begriff des „handwerksmäßig[en]“⁸⁵ Arbeitens zusammen, wohingegen Ärzte und städtische Beamte damit vor allem ein Streben nach Hygiene verbanden. Indem Fleischer

gesundheitliche Prophylaxe zielt, sondern vielmehr der Aufrechterhaltung und Reproduktion einer bestimmten Ordnung sozialer Beziehungen dient vgl. Douglas, Mary: Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. 1. Aufl. Frankfurt/M. 1988, S. 12, 208.

85 WStLA, Marktamt, Altregistratur der Marktamtsdirektion, A 2/1, 51, S (3. Teil), Sch (1. Teil), Schlachtungsvorschriften (Mappe 9), Äußerung des Marktamtes über Schlachtungsvorschrift, Marktdirektor Karl Kainz [ca. 1900], S. 2, unpag.

das *Handwerksmäßige* ins Zentrum ihrer Berufsethik rückten und zugleich die Forderung der Behörden berücksichtigten, „hygienisch“ und „sauber“ zu arbeiten,⁸⁶ akzeptierten sie den behördlichen Anspruch, in die Ausübung ihres Gewerbes regulierend einzugreifen. Sie erkannten im Handwerksmäßigen ein vom wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Wandel unberührtes Überbleibsel aus Zunftzeiten, verkannnten die Neubesetzung dieses Begriffs durch Behörden, Ärzte und Reformpolitiker und erkannten damit deren Machtanspruch an. Hygiene stellte eine soziale Praxis dar, mit der die Schlachthof- und Viehmarktdirektion Arbeitsabläufe und Arbeitsbeziehungen zwischen Aufsehern, Fleischern sowie auch Markthelfern ordnete. Das Streben nach Hygiene verband sich mit dem Streben nach Produktivität der Arbeit.

Die kontinuierliche Verfügbarmachung von Fleisch und die Selbstverständlichkeit dieser Verfügbarkeit zeichneten die Erwartungshaltung vieler Großstädterinnen und Großstädter in der Moderne aus. Die räumliche Bündelung ermöglichte es, den tierischen Körper in einem bis dahin nicht gekannten Ausmaß zu nutzen. Indem Menschen die räumliche Konzentration und die technischen Mittel als die Möglichkeitsbedingung verkannnten, über Tiere scheinbar grenzenlos verfügen und sie und ihre Körper in Dienst zu nehmen, etablierten sie einen unhinterfragten speziezistischen Standpunkt, der zum zentralen Bestandteil des Körperregimes Schlachthof wurde.

Nachbemerkung – Epistemologischer Speziezismus

Eine Kritik an der Genese und Etablierung speziezistischer Perspektiven und Praktiken, wie ich sie hier abschließend versucht habe zu formulieren, entgeht nie einem epistemologischen Speziezismus. Ich habe dem Menschen eine privilegierte und mitunter exklusive Handlungs- und Wissensmacht zugeschrieben. Dies ist zwei Umständen geschuldet: der Quellenlage und einer erkenntnistheoretischen Setzung. Die Fokussierung auf Praxis/Agency stellt im Feld der Human-Animal Studies nicht zwangsläufig ein wissenschaftliches Novum dar. Vielmehr vereinnahmt die Praxisperspektive „nur“ andere Akteure, die nicht-humanen. In Bezug auf die historische Schlachthofforschung lassen die Quellen kaum detaillierte Einblicke auf eine Wirkmächtigkeit von Tieren zu. Selbst eine Annäherung an die emische Perspektive von Fleischern, Veterinären oder Markthelfern bleibt in vielen Fällen verwehrt, weil Quellen mit selbstthematizierenden und selbstreflektierenden Bezügen fehlen.⁸⁷

⁸⁶ Ebd., S. 1.

⁸⁷ Ich folge hier der Definition von Selbstzeugnissen von Benigna von Krusenstjern und

Hinzu kommt, dass das Mensch-Tier-Verhältnis im Schlachthof als ein besonders rigides Herrschafts- und Gewaltverhältnis zutage trat und nahelegt, die hier von mir entworfene Schlachthofgeschichte als anthropozentrische Repräsentation zu lesen. Tiere wurden als Dinge konzeptualisiert und als solche erfahren. Die Hervorhebung der Wirkmächtigkeit und Handlungsfähigkeit von Tieren im Kontext der rationalisierten Schlachthofarbeit kann daher ungewollt als Argument für das Fortbestehen von Ausbeutungsstrukturen missverstanden werden; ähnlich einer Perspektive, die es erlaubt, in auch noch so erdrückenden strukturellen Settings die Kreativität der Not und des Mangels zu entdecken. Vor allem ist es ein erkenntnistheoretischer Irrtum zu glauben, der anthropozentrischen Falle entgehen zu können. Außerhalb der gesellschaftlich etablierten diskursiven Ordnung ist es nicht möglich, der/m „Anderen“ Gehör zu verschaffen und sich dieser/m anzunähern.⁸⁸ Eine anthropozentrische Geschichte der Tierschlachtung kann vielleicht auf dem Papier ein größeres emanzipatorisches Potential entfalten als die Apotheose tierischer Agency.

Dr. Lukasz Nieradzik, Kontakt: <https://euroethnologie.univie.ac.at/personal/wissmitarbeiterinnen/nieradzik/>, studierte Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie und Mittlere und Neuere Geschichte an der Georg-August-Universität Göttingen und Mittlere Geschichte an der Uniwersytet Mikołaja Kopernika Toruń. 2015 promovierte er mit der Arbeit „Der Wiener Schlachthof St. Marx 1851–1914: Transformation einer Arbeitswelt“ an der Universität Wien. Zu seinen Forschungsinteressen zählen Schlachthofforschung, Kinship Studies, Konflikt- und Protestforschung, Human-Animal Studies, Museumstheorie, historische Gefühlswelten, historisch-anthropologische Stadtforschung. Aus diesem Kontext sind unter anderem erschienen: Geschichte der Nutztiere. In: Borgards, Roland (Hg.): Tiere. Kulturwissenschaftliches Handbuch. Stuttgart: Metzler; (gem. mit Elisabeth Timm) Familien machen – eine Ausstellung. Retrospektive eines Experiments im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien mit Anmerkungen zu Krise und Kritik der Repräsentation. In: Berliner Blätter – Ethnographische und ethnologische Beiträge 67, 2014, S. 90-104; „Dämon der modernen Zeit“ – Der Konflikt um die Wiener Großschlächtereien im 19. Jahrhundert. In: Schmidt-Lauber, Brigitta [u.a.] (Hg.): Wiener Urbanitäten. Kulturwissenschaftliche Ansichten einer Stadt. Wien/Köln/Weimar 2013, S 94-108.

Sabine Schmolinsky. Vgl. Krusenstjern, Benigna von: Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen? aus dem 17. Jahrhundert. In: Historische Anthropologie 2, 1994, S. 462-471; Schmolinsky, Sabine: Selbstzeugnisse im Mittelalter. In: Arnold, Klaus/Schmolinsky, Sabine/Zahnd, Urs Martin (Hg.): Das dargestellte Ich. Studien zu Selbstzeugnissen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Bochum 1999, S. 19-28.

⁸⁸ Vgl. Spivak, Gayatri Chakravorty: Can the Subaltern Speak? In: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence (Hg.): Marxism and the Interpretation of Culture. London 1988, S. 271-315, hier S. 275, 280 und 285-287.

Co-constitutive Relationships in Modern Medicine: Körper-Werden um die Geburtsstunde der modernen Chemotherapie

Dominik Merdes

English abstract: Early modern chemotherapy made an enduring impact on the human body and on current practices of medical research. Contrary to the widespread myth that locates the origins of modern chemotherapy in the mind of man, this paper analyses its emergence from material assemblages comprising trypanosomes, dyestuffs, physicians, and nonhuman animals at the turn of the century. Anti-infective drugs were not the only bodies that arose from these complex meshworks – assemblages as bodies and bodies of assemblages shaped each other in “co-constitutive relationships” (Donna Haraway). Drawing on neo-materialist theory, this article cartographizes these productive assemblages on the basis of scientific papers by David Bruce and Paul Ehrlich/Kiyoshi Shiga. Finally, these texts are juxtaposed with an 1858 article by the missionary and physician David Livingstone to reflect on the contingency of the animal-human-relationship in medical science.

Die Geburtsstunde der modernen Chemotherapie

Heutige Praxen und Auffassungen der Schulmedizin werden vom Mythos der modernen Chemotherapie gestützt, sowohl von der Überzeugung der gezielten Bekämpfung von Krankheiten als auch durch ihre Legitimierung mittels deren Erfolg. In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wurde der Begriff „Chemotherapie“ noch nicht zur Bezeichnung von Arzneimitteln zur Behandlung von Krebserkrankungen verwendet, er bezog sich auf die Therapie von Infektionskrankheiten, deren Ursache und Angriffspunkt man mit diversen Mikroorganismen glaubte klar benennen zu können. Ausgehend vom 1910 auf den Markt gebrachten Salvarsan, einer organischen Arsenverbindung, die zur Behandlung der Syphilis eingesetzt wurde, und insbesondere über die in den 1930er Jahren aufkommenden Sulfonamid-Antibiotika etablierte sich deren Mythos. In populärwissenschaftlichen Schriften wie in medizingeschichtlichen Darstellungen wurden dessen Ursprünge oft im menschlichen, männlichen, europäischen Geist lokalisiert, insbesondere im Geist Paul Ehrlichs. Chronologisch und geographisch werden die Anfänge der modernen Chemotherapie meist im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts in den Räumlichkeiten des Königlichen Instituts für experimentelle Therapie und im Georg-Speyer-Haus in Frankfurt am Main verortet. Bei genauerem Hinsehen, bei der Lektüre der Texte, die sie hervorbrachte, wird deutlich, dass neben

dem menschlichen Wissenschaftlerkörper eine breite Körpervielfalt in die Entwicklungsprozesse involviert war: u. a. Trypanosomen, Ratten, Mikroskope, Mäuse, „Vieh“, die Bewohner_innen kolonialisierter Gebiete und Farbstoffe. Das macht diese Praktiken auch aus einer körpergeschichtlichen Perspektive interessant, denn es ist davon auszugehen, dass die Interaktionen zwischen den Agent_innen¹ nicht ohne Auswirkungen auf deren Konturen geblieben sind. Insbesondere gilt das im Hinblick auf die Trypanosomen, einzellige Mikroorganismen, die damals noch nicht lange bekannt waren und zwischen dem Pflanzen- (Plantae) und dem Tierreich (Animalia) changierten bzw. mit Ernst Haeckel in ein separates Reich der Einzeller (Protista) eingegliedert wurden. Trypanosomen erschienen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts als einzellige „Parasiten“ im europäischen medizinischen Diskurs. Durch die westliche Hegemonialmedizin² im 19. Jahrhundert als Erreger von „Tierseuchen“ markiert, wurden sie mit dem 20. Jahrhundert in zweifacher Hinsicht auch für den

1 Da ich vorrangig an queerfeministische, postkoloniale und neomaterialistische Theorie und Wissenschaftskritik anschließe, verwende ich den Begriff „Agent_in“ und nicht „Akteur_in“. Für eine Kritik der Tier-Mensch-Verhältnisse scheint mir die an Latour anknüpfende Akteur-Netzwerk-Theorie außerdem wenig geeignet. Einerseits finden Subjektivierungsprozesse der Agenten_innen (Netzwerke in sich selbst) kaum Beachtung (vgl. Braidotti, Rosi (2013): *The Posthuman*, Cambridge/Malden: Polity Press, S. 39 f.), andererseits blendet die Fokussierung des „Technischen“ die Machtstrukturen der Netzwerke aus (vgl. Haraway, Donna (1995): *Monströse Versprechen. Coyote-Geschichten zu Feminismus und Technowissenschaft*, Hamburg: Argument, S. 188 ff.). Die vom „Technischen“ nicht zu trennenden Machtasymmetrien wurden zu oft unhinterfragt fortgeschrieben. In diesem Zusammenhang verwendet Donna Haraway den Begriff der „*malestream* Wissenschaftsforschung“ (vgl. Haraway, Donna (1996): *Anspruchsloser Zeuge@ Zweites Jahrtausend. FrauMann© trifft OncoMouseTM. Leviathan und die vier Jots: Die Tatsachen verdrehen*, in: Scheich, Elvira (Hg.): *Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*, Hamburg: Hamburger Edition, S. 356, Hervorhebung i. O.). Auch aus einer postkolonialen Perspektive erfährt Latours Werk Kritik, u. a. für seine eurozentrische Aneignung und Dekontextualisierung einer Passage aus Anantha Murthys Roman *Bharathipura* (vgl. Wahrig, Bettina (2010): „Eine Frage der Politik: Wissenschaft und Ideologie im 21. Jahrhundert“, *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte*, Vol. 33, No. 2, S. 193-210; vgl. auch Ray, Amit; Selinger, Evan (2008): „Jagannath's Saligram: On Bruno Latour and Literary Critique After Postcoloniality“, *Postmodern Culture*, Vol. 18, No. 2, URL: http://0-muse.jhu.edu.clark.up.edu/journals/postmodern_culture/v018/18.2.ray.html, letzter Zugriff: 29.1.2013).

2 Gemeint sind jene medizinischen Diskurse, Praktiken und Institutionen, die sich im 19. Jahrhundert formiert und in Allianzen mit Nationalstaaten und Kolonialismen die Kontrollgewalt über weite Teile der Bevölkerung erlangt hatten. Das hegemonialmedizinische Gefüge umfasste sowohl die Forschung in Laboratorien als auch den Patient-Arzt-Kontakt. Die „westliche“ Hegemonialmedizin entstand weder abgekapselt auf einem umrissenen Kontinent, noch sollte sie auf diesen und seine kolonisierenden „europäischen“ Ausläufer beschränkt bleiben; beispielsweise fand sie Einzug in die indische Unabhängigkeitsbewegung.

menschlichen Körper virulent: als Erreger der Schlafkrankheit und, in ihrer Rolle als Modellorganismus, als entscheidendes (den Mythos ihres „europäischen“ Ursprungs entzauberndes) Moment der modernen Chemotherapie. In ihrer Gestalt wurden Trypanosomen durch Texte, Zeichnungen und fotografische Bilder vermittelt. Schon alleine die vielen vermittelnden Schritte, die ihrer Repräsentation vorausgingen, Färbungen, Vergrößerungen und der Zeichner bzw. die fotografische Anordnung, entkräften die positivistische Vorstellung eines direkten Abbildes, einer „Entdeckung“. Doch zugleich können Trypanosomen nicht als Schöpfungen ihres menschlichen Beschreibers gelten. Anhand der Analyse dreier Texte männlicher Wissenschaftler widmet sich dieser Artikel den Körper-Werdungen um die „Geburt der modernen Chemotherapie“, um den ins erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts datierten Mythos des Ursprungs der gezielten Bekämpfung von Infektionskrankheiten. Die David Bruce, David Livingstone sowie Paul Ehrlich/Kiyoshi Shiga zugeschriebenen Texte sind die Ausgangspunkte meiner kartographischen³ Analyse. Die Abgrenzungen moderner Disziplinen wie Geschichte, Pharmazie, Philosophie, Politik und Medizin schneidend, ist es das Ziel, diese konstituierenden Elemente der linearen Erfolgsgeschichte der modernen Chemotherapie als singuläre Ereignisse zu analysieren. Meine Absicht ist es nicht, die Geschichte der frühen modernen Chemotherapie als Ganzes repräsentativ zu erfassen bzw. zu (re)konstruieren, denn diese an sich ist nicht greifbar. Vielmehr möchte ich den Interaktionen zwischen Körpern folgen, die nicht einfach an festen Grenzen voneinander abprallten, sondern sich gegenseitig formten, sich durchdrangen, über multiple Relationen miteinander verbunden waren – den „co-constitutive relationships“⁴ zwischen Körpern, die als Trypanosom, Hund, Ratte, Mensch klassifiziert wurden.

Posthumane Körper

Die Frage nach der Materialität von Körpern muss in Verbindung mit den sie durchziehenden Machtrelationen gestellt werden. Im hegemonialmedizinischen Diskurs um die Wende zum 20. Jahrhundert bedeutete die Zuordnung einer Art, Gattung, Rasse, Klasse nicht nur eine Verortung und Platzzuweisung im System des Gekanntes, sondern auch eine folgen-

3 Im Anschluss an Rosi Braidotti verstehe ich unter Kartographie „a theoretically based and politically informed reading of the process of power relations.“ Braidotti, Rosi (2011): *Nomadic Theory*. The Portable Rosi Braidotti, New York: Columbia University Press, S. 4.

4 Haraway (2003), S. 12.

schwere Hierarchisierung. Die speziesierten, sexualisierten und rassifizierten Objekte der Wissenschaft wurden entlang ihrer Kategorisierungen ausgebeutet, angeeignet, getötet, sie waren die vermeintlichen Ressourcen, das Rohmaterial der Wissenschaft.⁵ Um der determinierenden und hierarchisierenden Matrix der Moderne zu entgehen, müssen die Grundstrukturen ihrer Erkenntnismethoden hinterfragt und auch der Körper anders gedacht werden. Poststrukturalistische Theorien und insbesondere die feministische Kritik der Wissenschaft haben, in erster Linie in Bezug auf den menschlichen Körper, die Vorstellung von einem abgeschlossenen, autonomen und stabilen Körper erschüttert. Einen weniger hierarchisierenden, homogenisierenden, eingrenzenden und aneignenden Zugang zum Körper bieten neomaterialistische Theorien, die an Gilles Deleuze und Félix Guattari sowie an Baruch de Spinoza anschließen und einen Körper nicht klassifikatorisch, als Wiederholung derselben Klasse/Ordnung/Familie/Gattung/Art, betrachten, sondern als Gefüge, singulär und radikal eingebunden in seine Mitwelt. Demnach wäre ein Körper keine abgegrenzte, autonome Entität, sondern ein Prozess, ein maschinelles Gefüge, das in Verbindungen heterogener Elemente fortlaufend entsteht. Im Körper fallen „Natur“ und „Kultur“ in eins und er bleibt nicht auf das Organische beschränkt:

A body is composed and decomposed by the activity of molecules and particles, forces and energies. It is not simply biological or cultural. A body is defined by metastable relations between microcellular and multicellular bodies, the bodies of animals and humans, the bodies of society and technological bodies merging and unleashing new mutating compositions (differential difference).⁶

Ein Körper ist abgelöst von seiner materiellen Eingebundenheit nicht existent, er entwickelt sich nicht autonom aus einem inneren Kern. Körper materialisieren sich in Gefügen; sie werden übercodiert in Gefügen; sie umfassen heterogene Gefüge wie Zellen und Mitochondrien; und sie wandeln sich mit Gefügen.

Für Deleuze und Guattari lässt sich ein Körper besser über seine Affekte, räumliche Bewegungen und Geschwindigkeiten beschreiben.⁷ Indem sie nicht danach fragen, was ein Körper ist, sondern, im Gefolge von Spinoza, was ein Körper vermag, unterlaufen Deleuze und Guattari bestehende biologische Systematiken: „Zwischen einem Rennpferd und einem

5 Vgl. Haraway, Donna (1995 a): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 92 f.

6 Parisi, Luciana (2004): Abstract Sex. Philosophy, Bio-Technology and the Mutations of Desire, London/New York: Continuum, S. 27.

7 Vgl. Deleuze, Gilles; Guattari, Félix (1992): Kapitalismus und Schizophrenie. Tausend Plateaus, Berlin: Merve, S. 354.

Arbeitspferd gibt es mehr Unterschiede als zwischen einem Arbeitspferd und einem Ochsen.“⁸ Gesellschaftliche Unterjochung ist eine körpergenerierende Kraft, ihre Stärke vermag eine ganze Systematik zu begründen. Aber in Deleuze' und Guattaris Ontologie des Werdens sind Körper nicht in einem Sein festgesetzt. Ihre Ontologie des Werdens richtet den Blick auf neue Möglichkeiten, die sich aus der Modifizierung metastabiler Relationen ergeben können. Körperliche Gefüge sind unbeständig und flüchtig. Der Anschein einer fixen Identität resultiert aus Prozessen der Reproduktion, doch wirken Verschiebungen, Affekte und Begehren dem entgegen, hin zu körperlicher Transformation. Im Gegensatz zu bestehenden Systematiken, deren Möglichkeiten sich stets auf den Rahmen des Bekannten beschränken, bewegt sich die Ontologie des Werdens zum Unbekannten, Unvorhersehbaren, zum Virtuellen, das nicht mit dem Möglichen zu verwechseln ist:

The possible, in fact, is often the reflected image of an already determined reality contained in a closed set of choices. Possibilities do not have a reality, as their reality is already determined. Instead of denoting a possible reality, the virtual *is* reality in terms of strength or potential that tends towards actualization or emergence. Thus, the virtual does not have to become real. It is already real. It has to become actual.⁹

Die Notwendigkeit einer posthumanen Ethik in Bezug auf die Hegemonialmedizin ergibt sich aus deren Anthropozentrismus, der sich im Verlaufe des 20. Jahrhunderts auch über nationale und internationale Gesetzgebungen verfestigt hat. Die Bemühungen der modernen Medizin galten und gelten der Frage, wem der Status Mensch zukommt, des ausgeschlossenen Nichtmenschlichen bemächtigt sie sich *für* den Mensch. Doch ist der moderne Mensch keine in der Natur begründete Essenz, sondern ein Herrschaftsverhältnisse legitimierendes Konstrukt. Die Geschichte der modernen Hegemonialmedizin selbst offenbart die Plastizität des modernen Menschen. War der europäische Arzt des ausgehenden 19. Jahrhunderts, männlich, wohlhabend und *weiß*, ein Mensch, kam dieser Status seinen kolonisierten Objekten – Menschen in den Kolonien, an denen experimentiert wurde, und auch Menschen in den innereuropäischen Peripherien¹⁰ – oft nicht zu. Unentwirrbar mit dem europäischen hegemonialmedizinischen Diskurs verstrickt ist das grundlegende Problem des Humanismus, die Ausrichtung am universalen Mensch/Mann: „Universal Man, in fact, is implicitly assumed to be masculine, white, urbanized, speaking a standard language, heterosexually inscribed in a reproductive unit, and

8 Deleuze; Guattari (1992), S. 350.

9 Parisi (2004), S. 14, Hervorhebung i. O.

10 Beispielsweise infizierte Albert Neisser in Experimenten Prostituierte mit Syphilis und Paul Ehrlich erprobte die Wirkung von Methylenblau an Häftlingen.

a full citizen of a recognized polity.“¹¹ Zwar wurde die Kategorie Mensch im letzten Jahrhundert ausgedehnt bzw. zerstreut, doch die Verschiebung der Grenzen schaffte ihre inhärenten Ausschlussmechanismen nicht ab. Auch heute ist die Hegemonialmedizin ein exklusives Unternehmen für wohlhabende europäisierte Menschen, ausgebeutete „Nutztiere“ und ödi-palisierte Haustiere. Und auch heute basiert sie auf aneignenden und ho-mogenisierenden Klassifikationen. Doch wie lässt sich die posthumane Perspektive mit medizinischen Praxen des Heilens vereinbaren? Erfordert das Heilen die Benennung? Sind Kategorien notwendige Vorausset-zungen für die Entwicklung von Arzneimitteln wie für die Kommunika-tion im Allgemeinen? Ist eine Medizin ohne aneignende Repräsentation überhaupt denkbar? In ihrem Buch „Dispossession: The Performative in the Political“ diskutieren Judith Butler und Athena Athanasiou das „pre-dicament of names“:

if naming runs the risk of wounding, refraining from naming is not immune to such a danger, either. Would not the avoidance of appropriative naming (the other, the dis-possessed, those rendered precarious) produce an appropriative regime of no-naming – with all its implications of idealization, exoticization, romanticization, and discursive piety – and thus reiterate the sovereign logic of silencing? As we know from identity designations, perhaps this is precisely the predicament of names: they are always troubling and yet necessary.¹²

Aus diesem Dilemma kann es auch in den Wissenschaften des Heilens kei-nen einfachen Ausweg geben. Doch bietet die kartographische Analyse der mannigfaltigen Gefüge um die Entstehung der modernen Chemothe-rapie Anknüpfungspunkte für ein Ahuman-Werden der Medizin, für ein multiples Werden, das den Menschen als alleinigen Schöpfer und Nutzer deterritorialisiert. Teil dieses Werdens ist es, Kategorien nicht als fest und unwandelbar zu denken, sondern als nie abgeschlossene Prozesse, die mit dem, was „Selbst“ genannt wird, zusammenhängen. Um lebbare Alterna-tiven zu kreieren, muss man sich die Unmöglichkeit des Akts der Benen-nung bewusst machen. Namen verweisen nicht eindeutig auf ein festste-hendes Signifikat, sondern sie sind temporäre Konstrukte, die ständig überdacht und neu verhandelt werden müssen.

11 Braidotti (2011), S. 133.

12 Butler, Judith; Athanasiou, Athena (2013): *Dispossession: The Performative in the Po-litical*, Cambridge/Malden: Polity Press, S. 136.

Parasitäre Zyklen

Die Entstehung der modernen Chemotherapie im frühen 20. Jahrhundert lässt sich nicht auf Europa beschränken, es war das Zusammenwirken von „Zentrum“ und „Peripherie“, das diese Form der Therapie überhaupt erst ermöglichte. Europäische Wissenschaftler experimentierten mit Mikroorganismen, die die aufstrebende Disziplin der Tropenmedizin lieferte, und die Kolonien waren bevorzugte Experimentierfelder. Ferner waren kolonisierte Subjekte (wenn auch zumeist in untergeordneten Positionen) aktive Agenten der frühen modernen Chemotherapie, beispielsweise war das Anfang der 1920er Jahre von Upendranath Brahmachari synthetisierte Ureastibamin lange Zeit das Standardtherapeutikum zur Behandlung der in Britisch-Indien epidemisch auftretenden Parasitose Kala-Azar. Dennoch wurde die moderne Chemotherapie in der europäischen Öffentlichkeit zu einer Errungenschaft der europäischen Zivilisation stilisiert. Als Teil der europäischen Zivilisierungsmission, über die imperiale Unternehmungen gerechtfertigt wurden, half sie den Anspruch auf die Kolonien im Spätkolonialismus aufrechtzuerhalten. Obgleich die „Peripherie“ wesentlichen Anteil an der Formierung der modernen Chemotherapie hatte, war es der *weiße* Arzt, der die als rückständig angesehenen Bewohner_innen kolonisierter Gebiete von ihrem Elend befreien und zur Gesundheit erziehen musste.

Doch wo beginnt die moderne Chemotherapie, jener Garant für das universale Projekt der europäischen Zivilisierungsmission? Meine kartographische Analyse interessiert sich weniger für die Festsetzung von Zeitpunkten, sie fragt nach den Gefügen, die Körper hervorbrachten – Wirkstoffkörper, aber auch nichtmenschliche Tier- und Menschenkörper. Konstitutive Elemente der modernen Chemotherapie waren Trypanosomen, Wissenschaftler und Labortiere in Anordnungen, wie sie sich in der tropenmedizinischen Forschung materialisiert hatten.

Die „Tropenmedizin“, als einzige Disziplin der europäischen Medizin geographisch definiert und permanent beteiligt an der Konstruktion der Dichotomie Tropen/gemäßigte Zonen, operierte am Rand des europäischen Wissens. An den Grenzen des Gekannten kam es zu Begegnungen mit dem Unbekannten. Wie wirkten sich diese Kontakte auf die Verkörperungen des „Selbst“ und des „Anderen“ der modernen Medizin aus? Wie entstanden beispielsweise Trypanosomenkörper in dieser Kontaktzone?

Trypanosomiasis – Der Apparat der körperlichen Produktion

Dem Diskurs der Biologie sind Trypanosomen seit Mitte des 19. Jahrhunderts bekannt. An ihren frühen Beschreibungen waren immer auch Kör-

per nichtmenschlicher Tiere, in denen die Trypanosomen lebten, beteiligt, z. B. Frösche und Ratten. Während die ersten beschriebenen Trypanosomen als harmlose Bewohner_innen von Tierkörpern aufgefasst wurden, wurden sie im Zusammenhang mit den „Tierseuchen“ Surra und Nagana als lebenszerstörend begriffen. 1880 beanspruchte der Tierarzt Griffith Evans vom Army Veterinary Service, der damals das Veterinary Department in Madras leitete, den Erreger der Surra in erkrankten Pferden gefunden zu haben. Mitte der 1890er Jahre wurde dieser, nachdem Evans zwischenzeitlich unter anderen den Spirochäten und den Trichomonaden zugeordnet worden war, als *Trypanosomum evansi* klassifiziert. Und Nagana oder die, wie Martini 1903 schreibt, „Tsetsekrankheit“ wurde bekanntlich 1895 von Bruce [.] in Zululand als eine durch besondere Parasiten erzeugte und durch Vermittlung einer Stechfliege, der Tsetsefliege (*Glossina morditans* [sic!]), auf Pferd, Rind und Hund übertragbare Seuche erkannt.“¹³

Die relativ schnelle Beschreibung eines parasitären Zyklus durch den Bakteriologen David Bruce entstand nicht aus dem Nichts. Karen Brown nennt zwei wichtige Pfeiler seiner Arbeit.¹⁴ Zum einen weist sie auf medizinische Entwicklungen hin. Beispielsweise habe Patrick Manson 1878 Filarien, fadenförmige Würmer, als spezifischen Erreger und *Culex*-Mokitos als Überträger der Elephantiasis bestimmt und Theobald Smith und Frederick Kilborne hätten 1893 einzellige Piroplasmen als Erreger und Zecken als Überträger des Texas-Fiebers postuliert. Zum anderen habe auch das Wissen der Einwohner_innen Zululands, die schon länger eine Verbindung zwischen Nagana und der Stechmücke sahen, Bruce' Vorgehen beeinflusst.¹⁵ Dem hinzufügen möchte ich bakteriologische und immunologische Techniken. 1888 hatte David Bruce einige Zeit im Labor Robert Kochs verbracht und die exakte zelluläre Analyse des Bluts, in deren Rahmen Bruce auf die Trypanosomen stieß, war verbreitet, laut E. E. Vella eine Mode, die insbesondere auf Paul Ehrlich zurückging.¹⁶ Die Einbeziehung bestehender Wissensstrukturen, ausgefeilter Praktiken und der aktiven Partizipation der indigenen Bevölkerung führt hinein in ein körpergenerierendes Gefüge, das sich nicht auf die Entdeckungskräfte eines autonomen *weißen* Pionierarztes beschränken lässt.

13 Martini, Erich (1903): „Ueber die Entwicklung der Tsetseparasiten in Säugethieren“, Zeitschrift für Hygiene und Infektionskrankheiten, Vol. 42, S. 341.

14 Vgl. Brown, Karen (2008): „From Ubombo to Mkhuzi: Disease, Colonial Science, and the Control of *Nagana* (Livestock Trypanosomosis) in Zululand, South Africa, c. 1894-1953“, Journal of the History of Medicine and Allied Sciences, Vol. 63, No. 3, S. 285-322.

15 Vgl. Brown (2008), S. 294 f.

16 Vgl. Vella, E. E. (1973): „Major-General Sir David Bruce, K.C.B.“, Journal of the Royal Army Medical Corps, Vol. 119, No. 3, S. 135.

Auf der Grundlage von Bruce 1907 veröffentlichten und linear strukturierten Erzählung dieser Geschichte in William Oslers „Modern Medicine“ möchte ich die Analyse fortführen.¹⁷ Durch seinen Dienst im britischen Army Medical Service war der Bakteriologe David Bruce explizit in militärische und kolonialistische Strukturen eingebunden. In Folge seiner Identifizierung eines bakteriellen Erregers des Malta-Fiebers genoss er bereits einen guten Ruf. Auf Ersuchen des Gouverneurs der Kolonie Zululand sei er 1894 angereist, um die von den Autochthonen Nagana genannte Erkrankung, die einen „severe loss“ an „native cattle“ verursacht habe, zu untersuchen.¹⁸ Nicht der Wunsch zu Heilen veranlasste den Militärarzt Bruce zu seiner Reise, sondern ein Projekt kolonialer Biopolitik; denn das Land sollte für *weiße* Siedler nutzbar gemacht werden, um dort Viehzucht zu etablieren.¹⁹ Davon erfährt man in Bruce' Artikel von 1907 allerdings nichts. Seine Eingebundenheit in die gewaltvolle Kolonialisierung Zululands ausblendend, gibt er sich paternalistisch, besorgt um die Autochthonen und deren abgemagertes, an Fieber und manchmal auch an Ödemen im Nackenbereich leidendes „Vieh“ (cattle).²⁰

In Bruce' Selbstverständnis war er der „Entdecker“ der Krankheitsursache der Nagana oder Tsetse-Krankheit, die er als identisch einstuft, und ihrer Übertragungswege.²¹ Bruce' Rückblende beschreibt die Geschehnisse als Erfolgsgeschichte und sich selbst als deren hart arbeitenden, pionierhaften Helden. Den Erreger habe er gefunden, nachdem er das „Vieh“ in einem zu diesem Zweck eingerichteten kleinen Labor untersucht habe. Bei der von ihm routinemäßig durchgeführten Analyse des Blutbilds habe er zwischen den roten Blutkörperchen feinen auffällig gefärbten Körper beobachtet, den er als „artistic dolphin“²² umschreibt. In dieser anachronistischen Schilderung – durch die Probenaufbereitung waren die Körper im gefärbten Präparat fixiert – greift er schon auf das nächste Experiment voraus, das er auf den Gedanken hin angestellt habe, der potentielle Parasit könne sich eventuell bewegen. Auf das nur sporadische Auftreten der Hämatozoa im Blutkreislauf verweisend, präsentiert er seinen „Fund“ als das Ergebnis seiner mühsamen Arbeit: „A long search was rewarded by finding a very active body, wriggling and twisting about

17 Vgl. Bruce, David (1907): Trypanosomiasis, in: Osler, William (Hg.): Modern Medicine. Its Theory and Practice. Volume I, Philadelphia/New York: Lea Brothers & Co.

18 Bruce (1907), S. 462.

19 Vgl. Brown (2008), S. 290.

20 Vgl. Bruce (1907), S. 462.

21 Im zu Ehren tragen die Erreger der Nagana und der Schlafkrankheit heute den Namen *Trypanosoma brucei*.

22 Vgl. Bruce (1907), S. 462.

with great energy and dashing in and out among the red blood corpuscles.“²³ Bruce hatte zu diesem Zeitpunkt keinerlei Erfahrung mit Trypanosomen: „It was the first time the writer had seen a trypanosome, and, as then there was little or no literature on the subject of these parasites, it was difficult to know how to place it.“²⁴ Nach Missinterpretationen als färbungsbedingtes Artefakt und als Fadenwurm habe er ihn über den Vergleich mit Zeichnungen in einem Buch von Lewis schließlich den Trypanosomen zugeordnet.²⁵

Um das Ungekannte kontrollier- bzw. auslöschar zu machen, forderten die wissenschaftlichen Methoden der Tropenmedizin die Eingliederung unbekannter Körper in bestehende Wissensstrukturen. Die Zoomorphismen Delfin und Schlange, letzteren verwendet Bruce in seinem an den Gouverneur von Natal und Zululand gerichteten vorläufigen Bericht von 1895²⁶, fungierten als Werkzeuge, das Ungekannte bekannt zu machen, es bestehenden Strukturen näherzubringen. Festgesetzt wurden dessen Formen, Fähigkeiten und Eigenschaften schließlich durch das in Einklangbringen mit bestehenden Taxonomien. Laut den Angaben Bruce' geschah dies zuerst über ein Buch von Timothy Richard Lewis, einem Arzt des Indian Medical Service, der 1888 später den Trypanosomen zugeordnete Protozoen als Bewohner_innen von Ratten beschrieben hatte.²⁷ Über den Bezug auf jene Trypanosomen, die Griffith Evans als Erreger der Surra festgemacht hatte, wurden sie noch feiner definiert. Denn diese galten als „Blutparasiten“, als Erreger der Krankheit Surra, die vor allem in Indien bei Pferden, Hunden, Rindern und Kamelen auftrat. In körpergenerierenden Prozessen der Klassifizierung wurde der „entdeckte“ Organismus mit der Kategorisierung zugleich mit Eigenschaften und (Un)Fähigkeiten der Klasse versehen. Die Systematik bildete eine Ebene der Übercodierung²⁸, Wissen und Körper des (menschlichen) Wissens resul-

23 Ebd.

24 Ebd.

25 Vgl. Bruce (1907), S. 462 f.

26 Vgl. Bruce, David (1895): Preliminary Report on the Tsetse Fly Disease or Nagana, in Zululand, Durban: Bennett & Davis, S. 8.

27 Unter Protozoen verstand man vorrangig einzellige Lebewesen, die als „Urtiere“ aufgefasst bzw. zwischen dem Tier- und dem Pflanzenreich angesiedelt wurden. Auch kolonienbildende Einzeller und Schwämme wurden teilweise zu den Protozoen gezählt. Einerseits galten sie auf Grund von Merkmalen wie Beweglichkeit und Zellkern den „höheren“ Organismen nahestehend, andererseits wurden sie der Abwesenheit von Organen und Geweben wegen als nieder eingestuft.

28 Deleuzes und Guattaris Konzept der Übercodierung bedeutet einen nichtrepräsentativen Prozess der Übersetzung bestehender Codes auf eine andere Ebene, in einen anderen Code: „It involves an abstraction (virtualization or potentialization) of particle-signs on a new level of relations, producing a new organization (decodification and

tierten aus Überlagerungen und Durchdringungen mit dieser semiotischen Ebene. Mit dem Vorgang des „Entdeckens“ der Trypanosomen wurden Analogien zu schon bekannten und klassifizierten Lebewesen gezogen. Potentiell mögliche Strukturen gingen in deren Körper ein wie die vorgefertigten Elemente eines Baukastens. Insofern war das „Entdeckte“ nichts Neues, sondern schon bekannt. Es war schon bekannt, dass das Wesen von niederer Natur ist, weder über Organe noch über einen Willen verfügt. Die medizinisch-biologische Klassifikation bewegte sich in den Grenzen des Möglichen, ihre Methodik versperrte den Weg für das Virtuelle, für ahumane Begegnungen des Werdens. Auf diese Weise wurde das „Objekt“ geformt, das, was das geschulte und voreingenommene Auge des Wissenschaftlers sah, wurde mit bestimmten mit der Systematik verhafteten Eigenschaften ko-prozessiert. Die vielen Erscheinungsformen der unter anderen als Hämatozoa bezeichneten Körper wurden verschleiert und ein gekannter, gegebener und konstanter Organismus markiert. Und gleichzeitig wurde das Untersuchungsobjekt hierarchisiert, in dem es den über ihm stehenden Elementen der Stufenleiter, an deren Spitze der europäische Mann stand, unter- und den unter ihm stehenden Elementen übergeordnet wurde. Schon Jean-Baptiste Lamarck sah die Infusorien²⁹ am des Menschen anderen Ende der Seinskette, für ihn markieren sie das „Ende der Tierheit“³⁰. Und auch Bruce zählt sie zu den niederen Tieren:

These parasites evidently belong to a very low form of animal life, namely the infusoria, and simply consist of a small mass of protoplasm surrounded by a limiting membrane, and without any differentiation of structure, except in so far as the membrane is prolonged to form the longitudinal fin and flagellum.³¹

Bruce' Erzählung präsentiert den Entdeckungsvorgang nach dem einem dichotomen Bestimmungsschlüssel folgenden Sehen und Ordnen Prinzip, auf dem beispielsweise zoologische und botanische Bestimmungsbücher basieren – er sah den Trypanosomenkörper und über den Vergleich mit Lewis' Buch ordnete er ihn richtig zu. Doch Bruce und Lewis verband mehr als eine gedruckte Schrift. Die Wissenschaftler waren Gefüge in sich

deterritorialization) of forms and substances of content and expression.“ Parisi (2004), S. 89.

29 „Infusorien“ (lat. infundere „ein-, aufgießen“) oder „Aufgusstierchen“ waren weitere Bezeichnungen für ein- und mehrzellige Mikroorganismen. Die aus den 1760er Jahren stammenden Begriffe rührten von der mikroskopischen Beobachtung dieser Wesen in Aufgüssen organischer Materie her.

30 Lamarck, Jean-Baptiste de (1990): Zoologische Philosophie. Teil 1, Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften Bd. 227, Leipzig: Akademische Verlagsgesellschaft Geest & Portig, S. 171 ff.

31 Bruce (1895), S. 8.

selbst, in ihrer Subjektivität schlugen sich spezifische Arbeits- und Sehweisen nieder, die, wie die Sprache,³² niemals dem Erkennenden selbst gehören.

Der Körper, den Bruce mit Visualisierungen und Worten umschreibt, ist keine einfache Repräsentation des Gesehenen. Er ist das Produkt eines spezifischen, heterogenen Gefüges. Mit Donna Haraway gesprochen eines „Apparat[s] der körperlichen Produktion“, der nicht entdeckt, sondern „materiell-semiotische Erzeugungsknoten“ generiert.³³

Bezüglich der Produktion der Hämatozoa liefert Bruce' „Preliminary Report on the Tsetse Fly Disease or Nagana, in Zululand“ von 1895 weitere Hinweise. Dass die Hämatozoa Bruce' nicht dergestalt vorhergingen, wird schon deutlich, wenn er die vielen vermittelnden Schritte beschreibt, die sein Sehen voraussetzte: Infektionen, Probenentnahmen, Praktiken der Probenaufbereitung wie das Aufbringen eines dünnen Blutfilms auf Deckgläser, Trocknungsprozesse, das Fixieren mit Osmiumsäure, Waschschritte, vom Farbstoff und der Färbedauer abhängige Färbemethoden, der Einschluss in Kanadabalsam und nicht zuletzt die mikroskopischen Sehprozesse an sich.³⁴ In jeder dieser anscheinend objektive Fakten generierenden Praktiken hatten sich bereits soziale Interaktionen materialisiert.³⁵

Ein Körper, wie er schließlich in einem Lehrbuch vermittelt wird, ist nicht, was er zu sein scheint. Er ist der Effekt, der Niederschlag vielfach und niemals gleich reproduzierter Diskurse und Praktiken. In Bruce' Bericht von 1895 waren die Umriss der Nagana-Trypanosomen noch schwammig: „The hæmatozoon vary among themselves a good deal in size and shape, and seem to take on slightly different forms in different species of animals.“³⁶ Bruce injizierte Trypanosomen in diverse „Tierkörper“, was sein Trypanosomenbild vorerst destabilisierte, es dann über ihr Verhalten gegenüber verschiedenen nichtmenschlichen Tierkörpern aber auch wieder reterritorialisierte. Die diskursive Überschreibung dieser Körperensembles verfestigte dann neue Grenzen, ihre wechselseitige

32 Vgl. Butler; Athanasiou (2013), S. 137 f.

33 Haraway (1995 a), S. 170 f. Nach Haraway entsteht ein Körper „in der sozialen Interaktion zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Wesen, inklusive der Maschinen und anderer Instrumente, die an wichtigen Schnittstellen Austauschvorgänge vermitteln und als Delegierte für die Funktionen und Zwecke anderer Akteure fungieren.“ Haraway, Donna (1995 b): Monströse Versprechen. Coyote-Geschichten zu Feminismus und Technowissenschaft, Hamburg: Argument, S. 17.

34 Vgl. Bruce (1895), S. 8.

35 Vgl. Latour, Bruno; Woolgar, Steve (1986): Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts, Princeton/Chichester: Princeton University Press, S. 238.

36 Bruce (1895), S. 8.

Konstituierung verschleiern. Trypanosomen veränderten „den Tierkörper“, schon allein in seiner zellulären Zusammensetzung, und heterogene Ansammlungen von Zellen namens Tierkörper wirkten sich auf die Gestalt der Trypanosomen, die Klassifikation der Trypanosomen im menschlichen Diskurs und auf den Körper von David Bruce aus, der das Gefüge als seine Experimente vermarktete.

Für Bruce waren die Hämatozoa nicht leicht zu greifen, das Medium der Sprache schien ihm unzureichend, sie waren nicht sagbar: „But as a written description of such things is tedious and after all gives very little information, I refer the reader of this Report to the various figures [...] illustrating the parasite as it appears in the horse, donkey, ox and dog.“³⁷ Bruce erschienen sie in einer ungeordneten Mannigfaltigkeit, die er in Zeichnungen (Abb. 1) visualisierte.

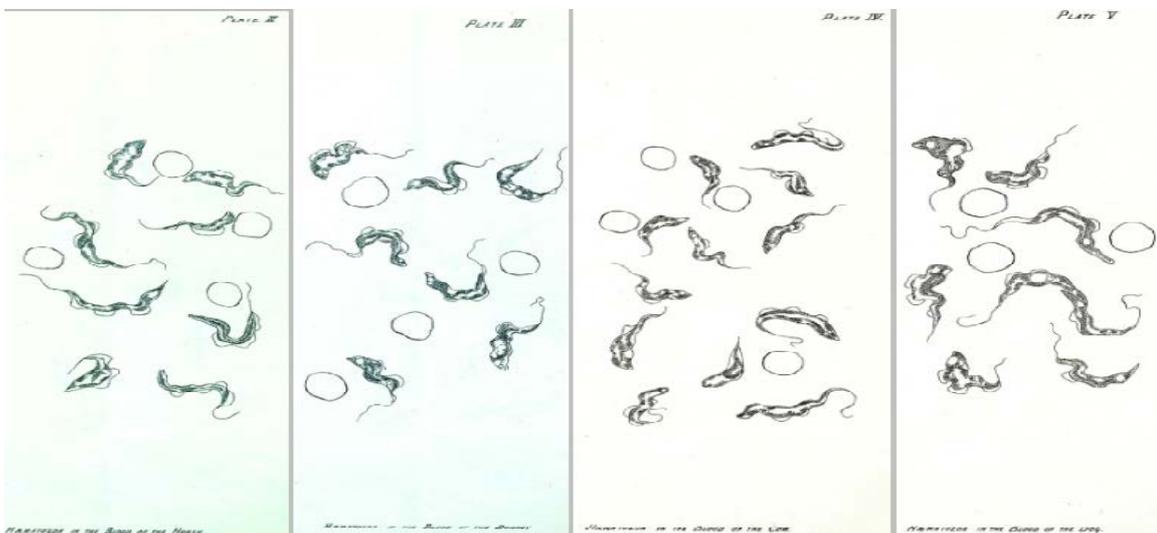


Abb. 1: Bruce (1895), Plates II-V.

V. l. n. r. Plate II: Hæmatosoma in the Blood of the Horse, Plate III: Hæmatosoma in the Blood of the Donkey, Plate IV: Hæmatosoma in the Blood of the Cow, Plate V: Hæmatosoma in the Blood of the Dog.

Im Laufe der Zeit, durch die ständige Wiederholung dieses Trypanosomen-Diskurses in Gesprächen, Berichten und schließlich Lehrbüchern materialisierte sich der Körper in einer standardisierten, idealisierten Form, die nicht die Referenz war, sondern ein materiell-semiotischer Erzeugungsknoten wie bei Haraway beschrieben. Er war nichts Vordiskursives, das einfach „entdeckt“ wurde, und nicht der Repräsentant für eine Gruppe gleicher Körper. Der Körper der Hämatozoa ereignete sich in den materiellen Verhältnissen um den Ubombo Hill im südafrikanischen Zululand – aber nicht ausschließlich. Seine Formung war nicht zu trennen von vorhergehenden Beschreibungen und materialisierten Forschungspraxen. Weder waren die Hämatozoa mit dem bloßen Auge sichtbar, noch

war ihre Sichtbarkeit mit dem Ensemble Auge/Mikroskop gegeben. Der biologisch-medizinische Trypanosomenkörper war verstrickt mit menschlichen Diskursen, mit semiotischen Fäden, die den Agentenkomplexen Bedeutungen zuschrieben und im komplexen Körpergeflecht nicht mehr unterschieden werden konnten.

Dass die Hämatozoa dem Diskurs nicht vorausgingen, bedeutet keineswegs ihre rein diskursive Konstruiertheit. Eine posthumanistische Perspektive macht deutlich, dass Agency nicht dem Menschen vorbehalten ist, dass sie kein Gehirn voraussetzt, nicht einmal einen organisierten Zellverband. Die Hämatozoa waren keine passive Einschreibefläche der Tropenmedizin.

In Bruce' Artikeln geht die parasitäre Aktivität in seiner pionierhaften Selbstdarstellung unter. An mehreren Stellen seiner Erzählung hebt er seine persönliche Leistung hervor, die Körper „entdeckt“ (discovered) zu haben³⁸, was den aktiven Teil des wissensgenerierenden Prozesses seinem Geist zuschreibt, die männliche, wissenschaftliche, ärztliche Ratio als alleinigen und autonomen Urheber der Beschreibung einer objektiv eindeutig benennbaren Entität erscheinen lässt. Mag er die Hämatozoa auch als „aktiv“, gar als „very active body“³⁹ bezeichnen, der Held seiner Geschichte ist er selbst, die aktiven Körper, die ihm immer wieder entrinnen, bleiben lediglich Objekte seines Blickes und somit passiv. Am wissensgenerierenden Prozess kommt ihnen kein Anteil zu, ihre „Entdeckung“ bleibt dem Forschergeist vorbehalten. Da diese anthropozentrische Erzählung die involvierten Körper, die dem Tierreich und dem Technischen zugeschrieben wurden, und die durch diese bewirkten Modifikationen und Widerstände vergisst, kann sie der Komplexität des wissensgenerierenden Gefüges nicht gerecht werden. Die Aktivität der Trypanosomen, die durch ihre Bewegungen, ihre Geschwindigkeit die Handlungen des mit dem Mikroskop verbundenen Forschers ständig mitkonstituierten, bezeugt auch Erich Martini in seinem Bericht „Ueber die Entwicklung der Tsetseparasiten in Säugethieren“:

Bruce gelang auch der Nachweis der Seuche bei Kuduantilopen, Wildebeeste⁴⁰, Buschbock, Büffel und Hyäne, freilich nicht dadurch, dass er in dem Blute dieses Wildes selbst die Tsetseparasiten fand, wohl aber dadurch, dass es ihm glückte, durch subcutane Einspritzung von Blut solcher Thiere bei Hunden die tödtliche, durch das Vorhandensein der Parasiten charakterisirte Seuche zu erzielen.⁴¹

38 Vgl. beispielsweise Bruce (1895), S. 7; u. Bruce (1907), S. 462.

39 Bruce (1907), S. 462.

40 Afrikanische Antilopenart.

41 Martini, Erich (1903): „Ueber die Entwicklung der Tsetseparasiten in Säugethieren“, Zeitschrift für Hygiene und Infektionskrankheiten, Vol. 42, S. 341 f.

Wenn Bruce auch immer wieder betont, die Erreger gesehen zu haben, verweisen andere seiner Aussagen und das Zitat Martinis auf die Schwierigkeit, die Körper aufzuspüren, was deren Aktivität untermauert. Aktivität darf an dieser Stelle nicht mit Intention verwechselt werden. Der Begriff der Intention ist verstrickt mit humanistischen Komplikationen, mit der Idee eines unabhängigen, autonomen Willens des Menschen/Mannes. Aktivität dagegen entsteht im Gefüge, nicht die Trypanosomen „wollten“ sich verstecken, sondern im Zusammentreffen von Farbstoffen, Wissenschaftlern, „Wirtstieren“, Mikroskopen, „Viehseuchen“ und Biopolitiken materialisierte sich „deren“ Form, die nicht eine Essenz der Trypanosomen umriss, sondern in einem spezifischen, singulären Gefüge entstand und nur in diesem, niemals identisch, reproduziert wurde und wird. In ihrer multiplen Eingebundenheit waren der Wissenschaftler und das Trypanosom nicht gleich, aber die Aktivität beider ergab sich aus Verbindungen, aus Relationen und nicht aus einem ursprünglichen inneren Kern.

Sind Hämatozoa nichtmenschliche Tiere?

Trypanosomen stellten die biologische Systematik in Frage – und das von ihrem größten Grad an. Bruce bezeichnete die Körper anfangs als „haematozoa“, als Bluttiere, und auch taxonomisch zählt er sie zu den Tieren. Doch können einzellige Mikroorganismen dem Tierreich zugeordnet werden? Auch heute ist ihre Stellung vage, in den meisten Klassifikationen werden sie allerdings nicht den Metazoa, den „echten“ Tieren, zugeordnet, da diese unter anderen einen multizellulären Zellverband voraussetzen.

Im späten 19. Jahrhundert war ihr Status umstritten, sie changierten zwischen dem Tier- und dem Pflanzenreich. In biologischen und medizinischen Systematiken wurden sie den (tierischen) Infusorien oder, nach der Einteilung Ernst Haeckels, einem gesonderten Protistenreich⁴² zugeordnet. Doch offenbart das Beispiel der Trypanosomen die Beschränktheit der klassifikatorischen Systeme der modernen Biologie. An einer oft zitierten Stelle seines Romans „Erewhon“ fragt Samuel Butler nach dem Fortpflanzungsapparat des roten Klees:

42 Neben dem Pflanzen- und Tierreich postulierte Haeckel 1866 ein Protistenreich, das einzellige Lebewesen und auch als nieder, organlos und undifferenziert angesehene vielzellige Körper umfasste.

Does any one say that the red clover has no reproductive system because the humble bee (and the humble bee only) must aid and abet it before it can reproduce? No one. The humble bee is a part of the reproductive system of the clover.⁴³

Ohne die Hummel ist die Beschreibung des Klees völlig unzureichend. Und ebenso wenig werden Trypanosomen durch ihre zusammenhangslose Beschreibung als Einzeller erfasst. Denn, folgt man den aktuellen Erzählungen der Biologie, was wären sie ohne „Wirt“ und „Reservoir“? Sie wären nicht, denn sie sind nur in diesem komplexen Geflecht – ob man es nun als Symbiose oder verkürzt als Parasitose auffasst. Aus einer posthumanen Perspektive ist die Parasitose kein einseitiges Aussaugen, sondern ein Agglomerat verwickelter Interessen, das ständig in Bewegung ist. Der Parasit ist aktiv, er stellt die Systematiken der Moderne in Frage. Wenn ein Körper in seinen Fähigkeiten, Formen und Eigenschaften radikal von ihm hervorbringenden Gefügen abhängt und andere Körper wiederum von ihm abhängen, macht es dann überhaupt noch Sinn, von Spezies zu sprechen?

„Tier“-Körper – Verletzungen, Reifizierungen und Überschreibungen

Trypanosomenkörper waren nicht die einzigen Elemente des Gefüges, die Veränderungen erfuhren. Durch Bruce' medizinische Eingriffe kam es buchstäblich zu Durchdringungen von Körpern, Durchlöcherungen von Körpern, zu Verletzungen und Tötungen von Körpern. Durch die Injektion von Trypanosomen in die Körper von Hunden und Pferden glaubte er die Krankheit reproduziert und die Hämatozoa als Erreger der Nagana bestätigt zu haben. Bruce zufolge wurde die Nagana damals nicht mit der Tsetse-Krankheit, die abseits der Siedlungen unter „wilden“ (wild) Tieren auftrat, in Verbindung gebracht. Die Übereinstimmung der beiden Tierkrankheiten stellte er in Experimenten auf dem Berg Ubombo fest, indem er gesunde Rinder, Hunde und ein Pferd für zwei Wochen in das an den Berg anschließende, von ihm als „Fly country“ bezeichnete, Tiefland, in dem die Tsetse-Krankheit auftrat, brachte, zurück auf dem Berg die Krankheit diagnostizierte, die Leichen seziierte und anschließend den, seiner Ansicht nach einzigen, Überträger bestätigte, indem er nichtmenschliche Tiere durch aus dem Tiefland auf den Berg gebrachte Fliegen infizierte. Aus dieser Beobachtung leitet er die Ursache der Nagana des „Viehs“ (cattle) ab, die durch die Fliege *Glossina morsitans* ausgelöst sei, nachdem sie ihre „natürlichen Grenzen“ (natural bounds) überschritten habe. Durch weitere Experimente, ebenfalls auf der Basis mikroskopischer Untersuchungen und des Transfers von Blut, erschuf er die „wilden“

43 Butler, Samuel (2013): *Erewhon and Erewhon Revisited*, o. O.: Digireads.com Publishing, S. 100.

Tiere des Tieflands als „Reservoir“, als Ort, an dem die Trypanosomen als „harmlose Gäste“ (harmless guests) leben. Und durch mikroskopische Untersuchungen der Trypanosomen in der Fliege legte er *Glossina morsitans* als bloß „mechanischen Träger“ (mechanical carrier) fest.⁴⁴ Bruce' Forschung wirkte sich also massiv auf die Formen der Körper des Gefüges aus. Ganze Spezies wurden übercodiert, zu „Trägern“, „Reservoirs“ und „Parasiten“ gemacht.

In den komplexen Relationen um die Naganabeschreibung gab es keine feststehenden Körper. Und gleichfalls gab es keine feststehenden Funktionen, lediglich feste Formen und Funktionen der Übercodierung. Hält man an der negativen Definition des Parasiten fest,⁴⁵ muss auch der Mensch als Parasit gelten. Denn die menschliche Beschäftigung mit den Tierseuchen Surra und Nagana entstand insgesamt erst aus der materiellen Ausbeutung nichtmenschlicher Spezies. Nicht das Heilenwollen (das die Medizin in der öffentlichen Wahrnehmung wie in ihrer Selbstlegitimierung definierte) der nichtmenschlichen Tiere war der Auslöser der Forschungen, sondern der Verlust an tierlicher Arbeitskraft und an tierlichen Waren beispielsweise in Form von Fleisch, Milch und Leder. So waren die Untersuchungsobjekte meist „Nutztiere“ wie Kühe, Pferde und Kamele. Hier offenbart sich eine andere Seite des Heilens. Das Heilen wurde zur reinen Biopolitik. Im Zusammenwirken epistemischer und materieller Gewalt wurden nichtmenschliche Tiere geheilt, bzw. vor Krankheiten bewahrt, um sie dann effektiver ausbeuten und töten zu können.

Mit Bruce' „Aufklärung“ der Ätiologie der Nagana waren diese Experimente noch lange nicht beendet, das Körpernetz dehnte sich aus. Über einen mit Trypanosomen infizierten Hund, den Bruce aus Zululand geschickt hatte, erstreckte es sich bis nach England. Dort waren die Forscher Alfredo Antunes Kanthack, Herbert Edward Durham und Walter Fielding Holloway Blandford durch ein von der Royal Society zusammengestelltes Komitee, das mit David Bruce zusammenarbeitete, beauftragt worden, Nagana an „gewöhnlichen Labortieren“ (ordinary laboratory animals) systematisch zu untersuchen, den Lebensweg des Hämatozoons zu erforschen und mögliche Präventions-, Heilungs- oder Immunisierungsmethoden zu „entdecken“ (discover).⁴⁶ Ihre Forschung konzentrierte sich im

44 Vgl. Bruce (1907), S. 463 f.

45 Für eine vielseitigere Auffassung des Parasiten vgl. Loon, Joost van (2000): *Parasite-Politics: On the Significance of Symbiosis and Assemblage in Theorizing Community-Formations*, in: Pierson, Chris; Tormey, Simon (Hg.). *Politics at the Edge*, London: Mac-Millan.

46 Vgl. Kanthack, A. A.; Durham, H. E.; Blandford, W. F. H. (1898): „On Nagana, or Tsetse Fly Disease. (Report, made to the Tsetse Fly Committee of the Royal Society, of Observations and Experiments carried out from November, 1896, to August 1898.)“, *Proceedings of the Royal Society of London (1854-1905)*, Vol. 64, S. 100-

Raum des Labors, während diese bei Bruce ständig zwischen Labor und Feld changierte. Ihr Bericht „On Nagana, or Tsetse Fly Disease“ wurde 1898 veröffentlicht. Katzen, Hunde, Mäuse, Kaninchen, Ratten, ein Igel, ein Esel, zwei Pferde, ein Buschbock, zwei Hybride zwischen Pferd und Zebra, ein Hybrid zwischen Pferd und Esel, Meerschweinchen, ein Affe, ein Wiesel, Tauben, junge Katzen, Welpen und auch Feten von Ratten, Kaninchen und Meerschweinchen wurden in den Jahren 1896-1898 in den Laboren zweier englischer Krankenhäuser mit infiziertem Blut intravenös, subkutan, intraperitoneal, intraokular, über angekratzte Haut oder durch Injektion in Lymphdrüsen infiziert. In Vergleichen ihres „Hämatozoons“ mit *Trypanosoma sanguinis*, *Trypanosoma evansi* und einer durch J. Rouget beschriebenen Form diente neben der Morphologie und den hervorgerufenen Symptomen die Anfälligkeit verschiedener Spezies als Kriterium.

Über die Körper nichtmenschlicher Tiere wurden Trypanosomenkörper charakterisiert und umgekehrt wirkten sich Trypanosomen auf die Körper, auf den Gesundheitszustand nichtmenschlicher Tiere aus. Neben ihrer Funktionalisierung zur Charakterisierung von Trypanosomen und Krankheiten steht die Reifizierung nichtmenschlicher Tiere als Gefäße. Der Körper des von Bruce geschickten Hundes wurde zum Transporteur von Trypanosomen gemacht. Diese Reifizierung wurde in den folgenden Jahren intensiviert – in den Gefügen der „experimentellen Trypanosomose“ als Gefäße zur Erprobung chemischer Substanzen.

Paul Ehrlich – Der Vater der modernen Chemotherapie?

Körperensembles aus Trypanosomen, sogenannten Labortieren und menschlichen Ärzten/Wissenschaftlern waren einer der Grundpfeiler der modernen Chemotherapie, deren Anfänge ins erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts datiert werden. Folgt man dem in humanistischen⁴⁷ medizin- und pharmaziehistorischen Ausführungen reproduzierten Mythos der modernen Chemotherapie scheint diese Methode der Therapie von Infektionskrankheiten direkt dem Geiste ihres „Vaters“ Paul Ehrlich entsprungen.⁴⁸ Überbetont wird ein Strang der gezielten Synthese von Arzneistoffen, der oft mit Paul Ehrlichs Rede vom „Chemischen Zielen lernen“

118.

47 Gemeint sind Ansätze, die die Ereignisse einseitig vom Ideal des europäischen Mensch/Manns der Aufklärung her lesen, in den teleologischen Strang *der* (europäischen) Moderne zwängen, bzw. unreflektiert (neo)positivistischen historiographischen Methoden verhaftet sind.

48 U. a. in Folge der ihm zugeschriebenen „Entdeckung“ der unter dem Namen Salvarsan vermarkteten Substanz 606 wurde Ehrlich zum Helden gemacht. Unmittelbar nach der

begründet wird.⁴⁹ Ehrlich machte bereits in den 1880er Jahren mit selektiven Färbetechniken für Bakterien und Blutzellen – bestimmte Farbstoffe reagieren spezifisch mit bestimmten Körpern – auf sich aufmerksam. Dies hätte ihn dann, so die Erzählung, zur Idee geführt, bestimmte, als Krankheitserreger klassifizierte Mikroorganismen selektiv abtöten zu können, ohne die Zellen des als abgeschlossen konstruierten Menschenkörpers zu treffen. In Ehrlichs militärischer Metaphorik „zielte“ der männliche, zivilisierte Verstand mit „Zauberkegeln“⁵⁰ auf körperfremde Eindringlinge. Doch entsprang diese Form der Therapie nicht der transzendenten männlichen Ratio, sondern innerhalb materieller Gefüge, die an die Versuchsanordnungen der Bakteriologie und der Tropenmedizin anschlossen und später mit „experimentelle Trypanosomose“ bezeichnet werden sollten.

Basierend auf ihren 1904 in zwei Teilen in der Berliner Klinischen Wochenschrift veröffentlichten Artikel „Farbentherapeutische Versuche bei Trypanosomenerkrankung“⁵¹ rücken im Folgenden die co-constitutive relationships im Labor Paul Ehrlichs und Kiyoshi Shiga, einem japanischen Bakteriologen, der von 1901 bis 1905 mit Paul Ehrlich zusammenarbeitete⁵², in den Fokus. Voranstellen möchte ich Überlegungen zur Agency

öffentlichen Bekanntmachung der Substanz 606 wurde er von Berufskollegen und Presse zum Teil überschwänglich gefeiert (vgl. Sauerteig, Lutz (1996): Salvarsan und der „ärztliche Polizeistaat“. Syphilistherapie im Streit zwischen Ärzten, pharmazeutischer Industrie, Gesundheitsverwaltung und Naturheilverbänden (1910-1927), in: Dinges, Martin (Hg.): *Medizinkritische Bewegungen im Deutschen Reich (ca. 1870 - ca. 1933)*, Stuttgart: Franz Steiner, S. 163 f.). Im Verlauf des 20. Jahrhunderts wurde Ehrlichs Körper in weiteren Heroisierungsprozessen an die westliche Zivilisation (vgl. z. B. die Hollywood Produktion „Dr. Ehrlich's Magic Bullet“) und, auf Grund seiner jüdischen Konfession verstärkt nach dem Zweiten Weltkrieg, an die deutsche Nation gekoppelt. Sein Antlitz zierte den 200-DM-Schein und das heutige Bundesinstitut für Impfstoffe und biomedizinische Arzneimittel trägt den Namen Paul-Ehrlich-Institut.

49 Vgl. beispielsweise Friedrich, Christoph (2004): „Paul Ehrlich. Von der Immunologie bis zu Salvarsan“, *Pharmazeutische Zeitung*, Nr. 11, S. 808-812. Für einen neueren Forschungsbeitrag, der sich bemüht die Heroisierung Ehrlichs zu vermeiden, vgl. Hüntelmann, Axel (2011): *Paul Ehrlich. Leben, Forschung, Ökonomien, Netzwerke*, Göttingen: Wallstein.

50 Ehrlich, Paul (1909): „Über den jetzigen Stand der Chemotherapie“, *Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft*, Vol. 42, S. 21.

51 Vgl. Ehrlich, Paul; Shiga, Kiyoshi (1904): „Farbentherapeutische Versuche bei Trypanosomenerkrankung“, *Berliner Klinische Wochenschrift*, Nr. 13, S. 329-332 u. Nr. 14, S. 362-365.

52 Da ich mich hier auf den in Westeuropa prävalenten Mythos der modernen Chemotherapie konzentrieren möchte, werde ich auf Shiga nicht weiter eingehen – was nicht heißen soll, dass es nur einen Mythos der modernen Chemotherapie gibt. Eine Kartographie von Shigas Beitrag zur modernen Chemotherapie zwischen rassistischen und nationalistischen Ausblendungen und Hervorhebungen, dem japanischen Imperialismus und „westlicher“ medizinischer Forschung böte Anlass für weitere Überlegungen.

nichtmenschlicher Agent_innen und ihrer Repräsentation im wissenschaftlichen Diskurs.

Agency nichtmenschlicher Agent_innen und ihre Repräsentation im medizinischen Diskurs

Wichtige Agent_innen der hegemonialeuropäischen Medizin um die Wende zum 20. Jahrhundert waren synthetische Farbstoffe. Sie waren ein weiteres konstituierendes Element der modernen Chemotherapie und ebenso wesentliche Agentien der ihr zu Grunde liegenden mikrobiologischen Wissenschaften. Als Reagenzien für die Mikroskopie produzierten sie neue Sichtbarkeiten, in der Bakteriologie und in der Parasitologie neue Mikrokörper. Selbst waren sie die Produkte der chemischen Industrie, mit der die genannten Disziplinen unentwirrbar verstrickt waren. Die Teerfarbenindustrie, die seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Farbstoffe synthetisierte, entsprang wiederum der Industrialisierung. Sie verwertete Steinkohleteer, ein (Abfall)produkt der Koksgewinnung. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, unter anderen mit der Gründung der Teerfarbenfabrik Meister, Lucius & Co (später Hoechst AG) und der Firma Friedr. Bayer et comp. im Jahr 1863, entwickelte die Teerfarbenindustrie ein Eigenleben, ihre synthetischen Produkte reorganisierten die Textilfärbung, indem sie aus Pflanzen gewonnene Farbstoffe wie Alizarin und Indigo verdrängten. Und aus den Farbwerken entfaltete sich eine machtvolle Maschine moderner Arzneimittelproduktion.

Der Mediziner Paul Ehrlich genoss im Jahre 1904 bereits hohes Ansehen, unter anderem auf Grund der ihm zugesprochenen Erfolge bezüglich der Färbung von Bakterien und Blutzellen. Es waren nicht zuletzt Bakterien und Farbstoffe, die den heldenhaften Körper Paul Ehrlichs formten.⁵³ Er war der Mann, der Körper sichtbar machen konnte – doch nicht ohne die gesellschaftliche Maschine der chemischen Industrie, die Farbstoffe produzierte. Farbstoffe, in ihrer naturwissenschaftlichen Klassifikation organische Stoffe, aber keine Organismen, beeinflussten den Körper von Bakterien. Sie definierten diese gar, wirkten normativ. Noch heute unterteilt man gramnegative Bakterien und grampositive Bakterien über ihr Verhalten gegenüber bestimmten Farbstoffen.⁵⁴ Farbstoffe waren aktive Agent_innen, jedoch nicht in sich selbst, sondern in Gefügen. Und ebenso produzierte Paul Ehrlich seine wissenschaftlichen Artikel nicht aus sich

53 Ähnlich argumentiert Latour bzgl. Pasteur, vgl. Latour, Bruno (2007): Krieg und Frieden. Starke Mikroben – schwache Hygieniker, in: Sarasin, Philipp; Berger, Silvia; Hänseler, Marianne; Spörri, Myriam (Hg.): Bakteriologie und Moderne. Studien zur Biopolitik des Unsichtbaren 1870-1920, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

54 Bakterien, die sich mit Gentianaviolett blau färben, werden grampositiv genannt, jene, die sich mit Fuchsin oder Safranin T rot färben, gramnegativ.

selbst, sondern in Gefügen, die sich im Raum des Labors konzentrierten, durch ihr Eingebundensein in koloniale und kapitalistische Gefüge unter anderen aber weit darüber hinaus gingen. Agency entstand in Interaktionen heterogener, unabgeschlossener Körper und nicht aus einer abgekapselten Essenz.

Die Ereignisse im Labor Ehrlichs und Shigas beschränkten sich nicht auf das Linguistische, auf die in den Diskurs einfließenden Berichte. Wie in den Science Studies und in den Human-Animal Studies gezeigt wurde, wirken sich Praktiken und soziale Interaktionen des Laboralltags massiv auf das fabrizierte Wissen aus.⁵⁵ Meine Kartographie fragt nach diesen Praxen und Kontakten, allerdings lassen sich, bedingt durch die Art der Quellen, karnophallozentristische Schriften vornehmlich *weißer* (Kolonial-)Ärzte, in Alltagspraktiken von nichtmenschlichen auf menschliche Körper wirkende Kräfte nur eingeschränkt behandeln; denn diese Richtung der Interaktion fiel zum größten Teil durch das Raster der hegemonialen Vorstellungen von Objektivität und blieb folglich vom Text ausgeschlossen. Durch dieses strukturelle Problem gerät im Folgenden die Reifizierung der „Labortiere“, die sich durch „Vervielfältigung ö.öder Praktiken“⁵⁶ verfestigende Naturalisierung von Anordnungen, die „Tierversuch“ genannt werden, in den Vordergrund. Dennoch scheint die aktive Rolle von als „Nutzvieh“ und als „Parasit“ klassifizierten Körpern in der Wissensproduktion und ihr erheblicher Einfluss auf die Formung des menschlichen Leibes immer wieder durch den hoch regulierten Text.

Die Experimente von Ehrlich und Shiga im Jahre 1904

1904 veröffentlichten Paul Ehrlich und Kiyoshi Shiga einen Artikel, in dem sie, im Anschluss an die 1902 publizierte Arbeiten von Alphonse Laveran und Félix Mesnil am Institut Pasteur,⁵⁷ die Wirkung diverser Farbstoffe der „Benzopurpurinreihe“, von arsenigsäurem Natrium und Menschenserum auf Trypanosomen in Mäusen, Ratten, Meerschweinchen und Hunden beschrieben.⁵⁸ Ein konstituierendes Element dieser Experimente

55 Vgl. beispielsweise Latour; Woolgar (1986); u. Birke, Lynda; Bryld, Mette; Lykke, Nina (2004): „Animal Performances. An Exploration of Intersections Between Feminist Science Studies and Studies of Human/Animal Relationships“, *Feminist Theory*, Vol. 5, S. 167-183.

56 Vgl. Stengers, Isabelle (1998): *Wem dient die Wissenschaft?*, München: Gerling Akademie Verlag, S. 51.

57 Die Experimente waren Teil der Trypanosomenforschung am Institut Pasteur. Der Effekt diverser Substanzen auf Trypanosomen, v. a. Naganatrypanosomen, wurde u. a. in Mäusen geprüft, als am wirkungsvollsten wurde arsenigsäures Natrium befunden.

58 Vgl. Ehrlich; Shiga (1904).

waren mehrere von Trypanosomen bewohnte Meerschweinchen, die Ehrlich und Shiga von Edmond Nocard erhalten hatten.⁵⁹ Den Ersteren wurde nachgesagt, die in Südamerika auftretende Pferdekrankheit Mal de Caderas zu verursachen.

Im Gegensatz zu David Bruce ist in diesem Fall eine dauerhafte räumliche Arbeitsteilung zwischen Labor und Feld zu konstatieren. Die Trypanosomenforschung Ehrlichs und Shigas fand ausschließlich im Labor statt. Einen schlafkranken Menschen oder ein an Mal de Caderas erkranktes Pferd hatten sie möglicherweise nie zu Gesicht bekommen. Die Wahl des untersuchten Organismus begründen Ehrlich und Shiga folgendermaßen:

Bei der Bedeutung, welche die Trypanosomen als die Erreger tropischer Thierseuchen und neuerdings auch als die wahrscheinliche Ursache der Schlafkrankheit besitzen, hat sich das allgemeine Interesse dahin gewandt, Heilstoffe gegen diese Parasiten ausfindig zu machen.⁶⁰

Indem sie im Namen der Allgemeinheit sprechen, verleihen sie ihrer abstrakten Arbeit Gewicht, die sie in den Zusammenhang konkreter Probleme integrieren. Doch fragt sich, wem das „allgemeine Interesse“ galt, wen es heilte und wem es schadete. Das Unternehmen war anthropozentrisch im zweifachen Sinne. Erstens widmete es sich direkt dem erkrankten Mensch, begriffen als Spezies. Zweitens war es in seinen biopolitischen Verwicklungen auf die Maximierung von „Vieh“ gerichtet. Aber schon auf „den Mensch“ bezogen war das „allgemeine Interesse“ zwispältig, kontrovers, ein aneignendes Konstrukt. Das „allgemeine Interesse“ bezog sich hier auf ein kapitalistisch-kolonialistisches, europäisches Projekt. Dennoch fiel dieses „allgemeine Interesse“ nicht mit imperialistischer Politik in eins, es handelte sich nicht um ein von oben, von nationalen Regierungen bzw. kolonialen Administrationen organisiertes Vorhaben. Doch überschritten sich Kolonialismen und Nationalismen in der Subjektivität des Naturwissenschaftlers/Arztes. Folgt man dem Text, resultierte die Äußerung des „allgemeinen Interesses“ aus dem kapitalisierenden Kalkül der in Frankfurt forschenden Wissenschaftler. Bewegt durch die Wirksamkeit von Chinin bei der Malaria, die nach Laverans Beschreibung eines protozoischen Erregers im Jahr 1880 als Parasitose klassifiziert wurde, und die Experimente Laverans und Mesnils, malten sich Ehrlich und Shiga in der Protozoologie günstigere Erfolgsaussichten aus als in der Bakteriologie.⁶¹

59 Vgl. Ehrlich; Shiga (1904), S. 330.

60 Ehrlich; Shiga (1904), S. 329.

61 Vgl. Ehrlich; Shiga (1904), S. 329 f.

Der primäre Antrieb dieser Experimente war also nicht das Heil nicht-menschlicher oder menschlicher Tiere, sondern die Kapitalisierung der Farbstoffe bzw. die Selbstkapitalisierung der Wissenschaftler. Dem Artikel zu Folge strukturierte die Verwertbarkeit des Trypanrots die experimentellen Anordnungen:

Für die Beurtheilung der Verwerthbarkeit des Farbstoffes kamen nun insbesondere folgende Fragen in Betracht: 1. ist die Heilung der inficirten Mäuse bei allen Versuchsthiere eine definitive, 2. ist auch bei anderen Thierspecies eine solche Heilung zu erreichen und 3. ist bei anderen Trypanosomenarten der Heileffect ebenfalls ein guter?⁶²

Nicht einer konkreten Krankheit, z. B. der Schlafkrankheit, galt das Interesse, multiple Körperkonstellationen wurden auf ihr gewinnbringendes Potential ausgelotet. In ihrer Zusammenarbeit mit den Farbwerken Hoechst werden ihre Verwicklungen in kapitalistische Gefüge offensichtlich. Diese Zusammenarbeit war keine Wohltätigkeitsaktion der Farbwerke, sie rechneten mit der Verwertbarkeit ihrer Investitionen. Im Jahre 1904 war die Verwertbarkeit begrenzt, doch sollten sich diese Praxen für die Farbwerke noch auszahlen.⁶³

Das „allgemeine Interesse“, das Ehrlich und Shiga für ihre Experimente beanspruchten, muss einerseits noch enger eingegrenzt werden, es konnte sich nur auf eine Gruppe elitärer Forscher der hegemonialen europäischen Medizin beziehen. Und andererseits stand es für eine ganze kapitalistisch-kolonialistische Arzneimittelmachine, zu deren konstituierenden Element die Körperensembles um die Geschehnisse im Königlichen Institut für experimentelle Therapie in Frankfurt am Main wurden.

Konsolidierung der experimentellen Anordnung Forscher – Maus/Ratte – Trypanosom – chemisches Agens

Ihrem 1904 publizierten Text nach war das Ziel der Wissenschaftler die Erprobung der Wirkung von Farbstoffen auf Trypanosomen und die Maximierung ihres Effekts durch chemische Modifikation. In Zusammenarbeit mit dem Chemiker Arthur Weinberg versuchten sie effektive Wirkstoffkörper zu formen. Über die Sprache der Chemie erscheinen diese Formungsprozesse als bewusste und gezielte Molekülkonstruktionen. Beispielsweise hätten sie über die Einführung von Sulfogruppen in Benzopurpurinfarbstoffe versucht die Löslichkeit und Diffusionsfähigkeit in

62 Ehrlich; Shiga (1904), S. 330.

63 Bereits kurz nach Markteinführung durch die Firma Hoechst löste der Verkaufspreis des Salvarsans, über den auch die Forschung im Georg-Speyer-Haus finanziert wurde, heftige Kritik aus (vgl. Sauerteig (1996). Axel Hüntelmann beziffert den Gewinn für das Geschäftsjahr 1910/11 auf etwa drei Millionen Mark (vgl. Hüntelmann (2009), S. 33).

ihrem Sinne zu verbessern. Im Zentrum ihres Artikels steht der Farbstoff Trypanrot, ein Vertreter der von ihnen untersuchten Klasse der Benzopurpurine, den sie „durch die Combination von 1 Mol. tetrazotirter Benzidinmonosulfosäure und 2 Mol. Naphtylamindisulfo-sauren Natrium“⁶⁴ erhalten hatten. Im Text wird er visuell mittels einer chemischen Strukturformel (Abb. 2) sowie durch sein charakteristisches Verhalten gegenüber Lösungsmitteln, Säuren und Mäusen repräsentiert.⁶⁵

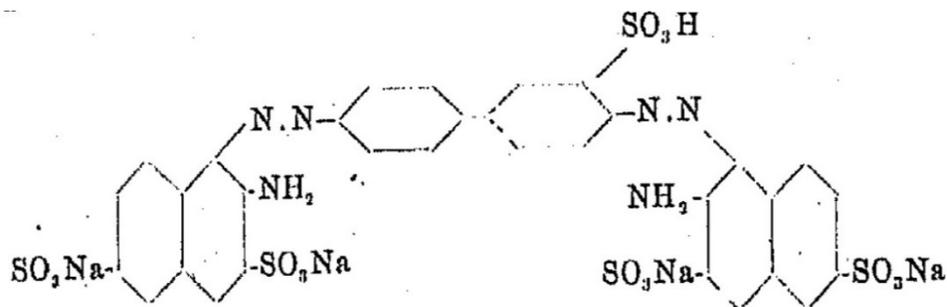


Abb. 2: Ehrlich; Shiga (1904), S. 330.

Zum einen erfolgten die Versuche über die Verabreichung von Injektionen. Um die Wirkung des „Heilstoffs“ Trypanrot zu erproben, spritzten Ehrlich und Shiga Mäusen, Ratten, Meerschweinchen und Hunden Caderas-Trypanosomen und Trypanrot. Außerdem testeten sie den Farbstoff an Nagana-Trypanosomen in Mäusen sowie, die Versuche Laverans und Mesnils nachahmend, arsenigsaures Natrium und Menschenserum an Trypanosomen ebenfalls in Mäusen. Durch Variation der Zeitpunkte, des Volumens und der Abfolge der Injektionen sollte die „Heilwirkung“ verifiziert werden. Die meisten Versuche wurden mit Mäusen durchgeführt, denen zur „Infection [...] 0,2 ccm von einer etwa 10proc. Verdünnung des Blutes einer stark inficirten Maus“⁶⁶ eingespritzt wurden. Zum anderen wurde die orale Verabreichung des Farbstoffs in Fütterungsversuchen untersucht. Auch durch die achttägige Fütterung von Mäusen mit „Cakes“, die jeweils 0,2 g Trypanrot enthalten hätten, sei sowohl ein heilender als auch ein prophylaktischer Effekt nachweisbar.⁶⁷

64 Ehrlich; Shiga (1904), S. 330.

65 Vgl. Ehrlich; Shiga (1904), S. 330.

66 Ehrlich; Shiga (1904), S. 330.

67 Vgl. Ehrlich; Shiga (1904), S. 330 ff. u. S. 362. Eine Beschreibung der Herstellung und Anwendung der Cakes sowie weitere Hintergründe zu den Tier-Mensch-Verhältnissen in den Frankfurter Laboren finden sich bei Axel Hüntelmann (vgl. Hüntelmann, Axel (2012): „Füttern und gefüttert werden. Versorgungskreisläufe und Nahrungsregimes im Königlich Preußischen Institut für experimentelle Therapie, ca. 1900 bis 1910“, Berichte zur Wissenschaftsgeschichte, Vol. 35, No. 4, S. 300-321). Allerdings zeigt dieser Text auch einige Schwachpunkte wissenschaftsgeschichtlicher Auseinandersetzungen mit den Tier-Mensch-Verhältnissen auf. So werden die einseitigen Herrschaftsverhältnisse dieser Konstellationen verschleiert, wenn nichtmenschlichen Tieren Kooperation

Wie schon bei Laveran und Mesnil wurde der Erfolg durch das Wiederauftreten der Krankheit, durch Rezidive, geschmälert, allerdings in geringerem Ausmaß. Im Endeffekt sei Trypanrot, was allerdings nur in der Beziehung mit Mäusen und Mal de Caderas-Trypanosomen zutrefte, Arsen und Menschenserum überlegen.

Mit den Experimenten im Frankfurter Institut für experimentelle Therapie wurde die Reifizierung nichtmenschlicher Tiere als „Labortiere“ forciert und gefestigt. In asymmetrischen Performanzen wurden Ratten und Mäuse zu lebendigen Gefäßen, die beliebig mit Trypanosomen befüllt werden konnten, um den trypanoziden Effekt chemischer Substanzen zu verifizieren und zu quantifizieren. Der singuläre Körper ging unter im reifizierten und organisierten „Labortier“, was in wissenschaftlichen Texten besonders deutlich wird. In ihrer Analyse des Methodenteils wissenschaftlicher Artikel aus den frühen 1990er Jahren charakterisieren Lynda Birke und Jane Smith diese Schriften unter anderem durch Auslassungen, die Verschleierung von Tötungsprozessen über Euphemismen und passive, die gewaltvolle Partizipation des Wissenschaftlers ausblendende, Satzkonstruktionen.⁶⁸ Insbesondere die beiden erstgenannten Elemente finden sich auch bei Ehrlich und Shiga. Die Verdinglichung der involvierten nichtmenschlichen Tiere (und) Trypanosomen wird im Text durch Umschreibungen wie „Controlthiere“, „pro Kilo Maus“, „Parasiten“, „Infektionsstoff“, „residuale Keime“ und „Dépôt von Parasiten“ greifbar.⁶⁹ Subsumiert unter diesen Begriffen wurden sie durch die moderne Medizin angeeignet und zur leeren Leinwand gemacht, die durch die Wissenschaft besinnt werden musste. Legitimiert über ihren gesellschaftlichen Stellenwert, hierarchisiert entlang evolutionistischer Theorien und Rollenzuschreibungen, konnten sie beliebig infiziert, durchstoßen und getötet, im euphemisierenden Sprachgebrauch Ehrlichs und Shigas „chloroformiert“⁷⁰, werden. Erwähnt wurden sie nur, wenn sie der „wissenschaftlichen“ Argumentation zuträglich waren. Viele der beteiligten Agent_innen erschienen nur am Rande als Daten, beispielsweise in tabellarischer Form (Abb. 3).

und quasi Konsensualität zugeschrieben wird. Ferner werden der euphemisierende Sprachgebrauch der Wissenschaftler und die rigide Tier-Mensch-Grenze (Tiere handeln im Gegensatz zum Menschen „instinktiv“) perpetuiert.

68 Vgl. Birke, Lynda; Smith, Jane (1995): „Animals in Experimental Reports: The Rhetoric of Science“, *Society and Animals*, Vol. 3, No. 1, S. 23-42.

69 Ehrlich; Shiga (1904), S. 330, 365, u. 332.

70 Ehrlich; Shiga (1904), S. 332.

Tabelle I.

Laufende Nummer	Maus gr		T a g																
			1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14			
1	18,0	Parasiten	T.-I.	†	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	Recidivfrei; am 56. Tag neu inficirt, am 60. Tag †
		Farbstoff		0,8															
2	18,0	Parasiten	T.-I.	†	††	†	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	Recidivfrei; am 47. Tag an Pseudodiphtherie †
		Farbstoff			0,8														
3	14,0	Parasiten	T.-I.	†	††	††	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	Recidivfrei; am 45. Tag neu inficirt, am 49. Tag †
		Farbstoff			0,8														
4	18,0	Parasiten	T.-I.	†	††	†††	††	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	Recidivfrei; am 44. Tag neu inficirt, am 54. Tag †
		Farbstoff			0,8														
5	14,0	Parasiten	T.-I.	†	††	†††	††	†	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	Am 27. Tag Recidiv, am 30. Tag †
		Farbstoff			0,8														
6	18,0	Parasiten	T.-I.	†	††	†††	†												Controle 1.
		Farbstoff																	Controle 2.

T.-I. = Trypanosomen-Infektion. Parasiten = Trypanosomen im Blut, und zwar: † wenig, †† viel, ††† reichlich, 0 negativ und — nicht untersucht. Farbstoff = Trypanroth (1 proc. Lösung). † = Tod.

Abb. 3: Ehrlich; Shiga (1904), S. 331.

Auch auf die Bedingungen, unter denen die Dosis letalis für Trypanrot bestimmt wurde – 0,5 g pro kg Maus⁷¹ – wird nicht eingegangen. Die Daten, die letztendlich Eingang in wissenschaftliche Berichte fanden, blendeten die Prozesse ihrer Produktion aus, sie verschleierte die vielen eingeflossenen Körper. An diesem Punkt darf auch nicht vergessen werden, dass Trypanrot nicht der Ausgangspunkt der Untersuchung war. Neben einer „Reihe von anderen Stoffen“ wurden „[h]underterte von Farbstoffen [...] ohne Erfolg einer Prüfung unterworfen.“⁷² Der Plan der gezielten Krankheitsbekämpfung erscheint einfach, doch die Ausführung uferete aus in unzähligen Versuchsreihen. Mäuse fungierten als bloßes Material, das der Wissenschaft ad libidum zur Verfügung stand. In Ehrlichs und Shigas Versuchen wurden einige Mäuse zuerst krank gemacht, um „geheilt“ zu werden, andere bekamen die Trypanrot-Injektion schon vor der Trypanosomen-Injektion, um einen prophylaktischen Effekt auszumachen. „Controlthiere“ wurden infiziert, aber nicht „behandelt“, sie starben am 4. oder am 5. Tag. Den „normalen“, d. h. von ihnen mitkonstruierten, Infektionsverlauf beschreiben sie folgendermaßen:

Nach 24 Stunden waren gewöhnlich spärliche Trypanosomen im Blut der inficirten Mäuse nachweisbar, am 2. Tage waren dieselben erheblich vermehrt, am 3. Tage sehr reichlich. Der Tod erfolgte am 4., spätestens am 5. Tage.⁷³

Mit den „Controlthieren“ und den Mäusen zur Bestimmung der Dosis letalis wurden deren Körper buchstäblich zu Wegwerfkörpern; unwert, beliebig verletzt- und tötbar durch die „medizinische“ Forschung. Sich mit den hegemonialen, modernen Diskursen über „Tiere“ bewegend, dienten die Körper nichtmenschlicher Tiere Ehrlich und Shiga als reines Material:

71 Vgl. Ehrlich; Shiga (1904), S. 330.

72 Ehrlich; Shiga (1904), S. 362.

73 Ehrlich; Shiga (1904), S. 330.

Wir haben keinen besonderen Werth darauf gelegt, alle unsere Thiere zu heilen. Nach den Eindrücken, die wir gewonnen haben, scheint es uns, dass wir die Mehrzahl der recidivirenden Thiere zur definitiven Heilung gebracht hätten, wenn wir uns nicht mit einer einmaligen Injection begnügt hätten.⁷⁴

Bedingt durch ihren Erfolg bestärkte die experimentelle Trypanosomose die Naturalisierung von Versuchsanordnungen Forscher – Maus/Ratte – „Krankheitserreger“ – pharmakologisches Agens. Die Durchführung von Tierversuchen an Mäusen und Ratten etablierte sich als Standard, nach wie vor gilt sie auch in weiten Teilen der Gesellschaft als selbstverständlich. Begründet war diese „Objektwahl“ in ihrem geringen gesellschaftlichen Stellenwert sowie in ihrer Praktikabilität – Mäuse und Ratten wurden, platzsparend, in sehr kleinen Käfigen untergebracht, sie vermehrten sich im Labor schnell und standen somit in großer Zahl zur Verfügung. Im Falle Ehrlichs und Shigas lag die Präferenz für Mäuse auch in den weniger „günstigen“ Ergebnissen, die sie mit Ratten, Meerschweinchen und Hunden erhalten hätten, begründet.⁷⁵ Zugleich verweist die Beiläufigkeit dieser Aussage wiederum auf die zahlreichen an der Wissensproduktion beteiligten Agent_innen, die im Artikel nicht erwähnt werden.

Selektive Toxizität?

Das Alleinstellungsmerkmal der modernen Chemotherapie war das Postulat der selektiven Toxizität, die Behauptung der gezielten Tötung spezifischer Krankheitserreger, ohne den kranken Körper zu schädigen. Hervorgegangen ist dieses Postulat aus dem Konzept der selektiven Färbung bakteriologischer, parasitologischer, hämatologischer und immunologischer Diskurse, das auf Untersuchungen des Färbeverhaltens diverser Farbstoffe auf vielzellige Gewebe und einzellige Mikroorganismen gründete. Im Einklang mit der zeitgenössischen Privilegierung des Sehens produzierten Farbstoffe Differenzen bezogen auf die Sehfähigkeiten ausgewählter menschlicher Augen – sichtbar wurden durch das einer spezifischen Subjektivierung verhafteten Auge registrierte Differenzen. Entgegen dem oberflächlich einleuchtenden Konzept erforderten chemotherapeutische Entwicklungen (un)selektives Ausprobieren im großen Maßstab – vielleicht in einem größeren Ausmaß als jemals zuvor.

In den Versuchen mit Trypanrot erwies sich dessen Selektivität für Trypanosomen als begrenzt. Der Farbstoff wirkt laut Ehrlich und Shiga zwar kurzfristig effektiv auf Trypanosomen, doch ebenso werden die Mäuse, in deren Körpern die Experimente durchgeführt wurden, angefärbt. Das Konzept der selektiven Färbung bzw. Toxizität ging nicht ganz

74 Ehrlich; Shiga (1904), S. 332.

75 Vgl. Ehrlich; Shiga (1904), S. 362.

auf. Bereits nach wenigen Minuten trete, an den Ohren beginnend, eine Hautfärbung ein, die sechs bis zehn Wochen fortbestehe, in den „parenchymatösen Organen“ noch länger. Dies sei auf „ausserordentlich schwer lösliche in Form rother körniger Ablagerungen nachweisbare Verbindungen“ zurückzuführen, die sich zwischen Trypanrot und Zellbestandteilen bilden würden.⁷⁶

Die Idee der Selektivität fußte auf klassifikatorischen Systemen. Auf der Grundlage von Arten ist eine absolute Selektivität immer äußerst fragwürdig. Denn zwischen in einer Art homogenisierten Vertretern besteht niemals absolute Gleichheit, die zusammengefassten Elemente sind immer in sich selbst different. Und das Konzept der Selektivität wird noch löchriger, wenn man bedenkt, dass die Affinität zu Farbstoffen Arten definiert, Körper erst hervorbringt. Kristallviolett ist nicht selektiv für grampositive Bakterien, sondern es definiert grampositive Bakterien. Antibiotika sind nicht nur selektiv für bestimmte Bakterienarten, sie definieren auch resistente Stämme.

Posthumane Begegnungen?

Konform mit gesellschaftlichen Machtstrukturen waren die Experimente Ehrlichs und Shigas geprägt von einem Speziesismus, der die Anderen des Menschen zur bloßen Ressource machte. Zugleich war ihr chemisch-medizinischer Zugang aber außerordentlich offen und kreativ, ihre Konzepte gingen über bestehende Wissensstrukturen hinaus. Ihre Arbeitsweisen unterliefen die Grenzen abgeschlossener Körper und folgten dem Gefüge. So postulierten sie nicht den Farbstoff, das Trypanrot, an sich als aktiv, sondern Trypanrot in einer spezifischen Konstellation: „Die Vernichtung der Trypanosomen durch das Trypanroth erfolgt ausschliesslich innerhalb des Thierkörpers unter Bedingungen, die in vitro nicht zu reproduciren sind.“⁷⁷ Nicht der Farbstoff alleine vernichtete Trypanosomen, sondern der Farbstoff tötete im Gefüge aus Farbstoff, Tierkörper und Trypanosom. Auch der vom „Parasiten“ befallene Körper war aktiv am „Heilprozess“ beteiligt: „Es schienen diese Versuche darauf hinzuweisen, dass sich unter dem Einfluss des Trypanroths im Organismus antiparasitäre Stoffe entwickeln, deren Existenz aber nur von kurzer Dauer ist.“⁷⁸ Andererseits reduzierten die „Autoren“ das komplexe Geflecht erneut auf eine Dreiheit. Die Involviertheit ihres eigenen Fleisches, ihrer eigenen Körper, blendeten sie aus, ebenso wie ihre Verstricktheit mit politischen Gefügen, zum Beispiel den sie mit Trypanosomen versorgenden Kolonien, und kapita-

76 Ehrlich; Shiga (1904), S. 330.

77 Ehrlich; Shiga (1904), S. 363.

78 Ehrlich; Shiga (1904), S. 364.

listischen Gefügen wie der farbstoffproduzierenden chemischen Industrie. Nicht der Wirkstoff an sich war pharmazeutisch wirksam, sondern der Wirkstoff war aktiv im Gefüge. Der Ehrlich/Shigaschen Dreieck Farbstoff/Trypanosom/nichtmenschliches Tier müssen der injizierende Wissenschaftler/Arzt, die chemische Industrie, Kolonialisierungsprozesse und Speziesismen hinzugefügt werden.

Das Verhältnis der Wissenschaftler zu ihren Untersuchungsobjekten war ambig. Auf der einen Seite boten sie dem Untersuchten die Möglichkeit zu handeln. Auf der anderen Seite erfolgte dieses Zugeständnis nur, um es im nächsten, bestehende Konzepte erweiternden, Schritt wieder anzueignen, es zu kontrollieren oder auszulöschen. Ihre Vorgehensweise bot ein Zeitfenster für das Virtuelle, das allerdings nur kurz geöffnet war. In ihrem humanistisch-anthropozentrischen Anliegen bedienten sie sich posthumaner Methoden, sie dachten über den abgeschlossenen Körper hinaus, was im Hinblick auf das Paul Ehrlich zugeschriebene Werk auch in den immunologischen Theorien und im Rezeptorkonzept deutlich wird. Das Körperensemble Farbstoff/Trypanosom/nichtmenschliches Tier präsentierten sie als überaus produktiv:

Diese Resultate sind kaum anders zu deuten, als dass hier eine *active* Immunität vorlag, die dadurch zu stande gekommen ist, dass die unter dem Einfluss des Farbstoffes abgetöteten Trypanosomen zur Bildung von Immunsustanzen – Amboceptoren und ähnlichen Reactionsproducten – Anlass gegeben haben.⁷⁹

Einerseits beschrieben Ehrlich und Shiga die einzelligen Trypanosomen als aktive Agent_innen. Doch andererseits blieben sie, wie schon Bruce, einer mechanischen Auffassung des mikrobiologischen Lebens verhaftet. Die produzierten Immunsustanzen fassten sie eher als passive Reaktionsprodukte, eher als Produkte einer geistlosen Mechanik denn eines belebten maschinischen Gefüges, auf.

Mit den Arbeitsweisen Ehrlichs und Shigas zeichnete sich ein Posthuman-Werden der biologischen Naturwissenschaften ab, das mit der Evolutionstheorie Darwins einen heftigen Anstoß erhalten hatte und in der Folgezeit weitergeführt werden sollte. Paradoxerweise blieben die Grenzen des Menschlichen dennoch weitgehend unverletzt. Oder besser gesagt wurden sie erneut reproduziert – dienten sie doch der Legitimierung bestehender Herrschaftskonfigurationen.

Auswirkungen auf den menschlichen Körper

In den Körperensembles der frühen modernen Chemotherapie hatten Ehrlich und Shiga massiven Einfluss auf die Konturen von Trypanosomen

79 Ebd., Hervorhebung i. O.

(und) nichtmenschlichen Tieren. Doch die körperformenden Kräfte wirkten nicht einseitig. Um noch einmal auf Paul Ehrlichs Heldenkörper zurückzukommen, was wäre dieser ohne Farbstoffe? Die ersten Produkte der modernen Chemotherapie hatten erhebliche Auswirkungen auf den Menschenkörper, nicht nur auf den Paul Ehrlichs. Hervorgegangen ist die moderne Chemotherapie aus der Praxis der experimentellen Trypanosomose. Ihr erster großer Erfolg war das Salvarsan, in der Nomenklatur des von Ehrlich geleiteten Labors die Substanz 606, das ab 1910 zur Behandlung der Syphilis eingesetzt wurde. Zwar wurde, nachdem die Syphilis 1905 den damals den Protozoen zugerechneten *Spirochaeta pallida* (heute zählen sie zu den Bakterien) zugeschrieben wurde, parallel ein Spirochäten-Modell herangezogen; doch beruhten die Versuchsreihen zu einem guten Teil auf der experimentellen Trypanosomose. Weitere Erzeugnisse der experimentellen Trypanosomose waren Arsenverbindungen zur Behandlung der Schlafkrankheit und auch der Nagana sowie die Antimonialien – organische Antimonverbindungen, die unter anderem zur Behandlung der Kala-Azar, einer Parasitose, deren Ursache in einzelligen Leishmanien gesehen wurde, eingesetzt wurden. Und auch die Herstellungsprozesse der breit wirksamen Sulfonamid-Antibiotika, mit denen eine Vielzahl bakterieller Infektionen behandelt wurde, schlossen an diese Praktiken an.

Einerseits formten diese Produkte Menschenkörper über die pharmakologischen Wirkungen, für die sie gefeiert wurden. So konnten die Beschwerden an Syphilis erkrankter Patient_innen gelindert werden. Äußerst zwiespältig sind die „Erfolge“ in den kolonisierten Gebieten. In Assam wurden Kala-Azar-Patient_innen mit Antimonialien behandelt, was die Letalität von ca. 90 % auf unter 20 % gesenkt haben soll. Für die Patient_innen bedeutete dies allerdings mehrmonatige, oft unfreiwillige und zudem schmerzhaft Injektionen dieser Substanzen. Selbiges trifft auch auf Robert Kochs, in Zusammenarbeit mit Paul Ehrlich durchgeführte Experimente mit Atoxyl und anderen Arsenverbindungen in Ostafrika zu. Diese waren allerdings noch zweifelhafter, die Wirksamkeit seiner unter erheblichem Zwang, teilweise an in Lagern internierten Schlafkranken bzw. Trypanosomenträgern durchgeführten Therapien war auch unter europäischen Medizinern umstritten, zumal sie mit erheblichen Nebenwirkungen, z. B. Erblindungen, einhergingen.⁸⁰

80 Vgl. Bauche, Manuela (2007): Trypanosomen und Tinbeef – Medizinisches Wissen um Schlafkrankheit zwischen Kamerun und Deutschland, 1910-1914, in: Egert, Markus; Heerbaart, Fabian; Kolossa, Kathrin u. a. (Hg.): Beiträge zur 1. Kölner Afrikawissenschaftlichen Nachwuchstagung (KANT I), URL: http://www.uni-koeln.de/phil-fak/afrikanistik/kant/data/BM1_kant1.pdf, letzter Zugriff: 20.1.2014; vgl. auch Gradmann, Christoph (2005). Krankheit im Labor. Robert Koch und die medizinische Bakteriologie, Göttingen: Wallstein.

Andererseits formte die moderne Chemotherapie den menschlichen Körper auch ohne direkten physischen Kontakt. Wie Axel Hüntelmann am Beispiel des Salvarsans aufzeigt, war sie beteiligt an der Normalisierung des Patient_innenkörpers.⁸¹ Und weiterhin gingen die neuen Vorstellungen vom Heilen, von Sicherheit und Fortschritt in den immer von seinem Außen durchdrungenen materiell-semiotischen Erzeugungsknoten namens Menschenkörper ein. Der „zivilisierte“ Körper wurde in Negierung seiner als feindlich konstruierten Umwelt, der „Natur“, konstruiert. Antinfektiva wurden zu Waffen im Kampf gegen die „Natur“ stilisiert, sie erhöhten den Anteil der „Zivilisation“, was sich in einem widerstandsfähigeren, abgesicherten Menschenkörper niederschlug. Beispielsweise resultierte die moderne Chemotherapie in effektiveren Arbeitskörpern auf den Teeplantagen Assams, wo die Behandlung der Kala-Azar mit Antimonialien die Arbeitskraft steigerte, oder in erhöhter Kampfkraft kolonisierender Soldatenkörper. Im hegemonialeuropäischen Selbstverständnis bestärkte sie den Überlegenheitsanspruch des *weißen* Menschenkörpers gegenüber seinen konstitutiven Anderen. Wie Judith Butler überzeugend dargelegt hat, geht ein Körper dem Diskurs nicht voraus.⁸² Veränderungen im Diskurs resultieren in anderen Körpern, maschinisch betrachtet bewirken Veränderungen in der Zusammensetzung der Ströme des körperschaffenden Gefüges andere Körperformen. Körper materialisieren sich in Gefügen und sie wandeln sich mit Gefügen. Über die Produkte der modernen Chemotherapie, die – als Anzeiger eines höheren Zivilisationsgrads fungierend – die Überlegenheit des europäischen Menschenkörpers bekräftigten, ist dieser verwoben mit jenen „unzivilisierten“ Körpern, denen in der Moderne der Status Mensch nicht zugesprochen wurde, seinen animalisierten, rassifizierten und feminisierten Anderen.

1858 – Eine wahrhaft posthumane Begegnung?

Sämtliche der bisher betrachteten Untersuchungen basierten auf der hemmungslosen Ausbeutung nichtmenschlicher Tiere. Ihr Wegwerfstatus galt schon um die Wende zum 20. Jahrhundert als selbstverständlich und unverzichtbar. Um deutlich zu machen, dass es auch innerhalb des europäischen medizinischen Diskurses andere Möglichkeiten gegeben

81 Vgl. Hüntelmann, Axel (2009): 1910 – Transformationen eines Arzneistoffes – vom 606 zum *Salvarsan*, in: Eschenbruch, Nicholas; Balz, Viola; Klöppel, Ulrike; Hulverscheidt, Marion (Hg.). Arzneimittel des 20. Jahrhunderts. Historische Skizzen von Lebertran bis Contergan, Bielefeld: transcript, S. 30.

82 Vgl. Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp; u. Butler, Judith (1997): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

hätte, möchte ich kurz auf den Artikel „Arsenic as a Remedy for the Tsetse Bite“ von David Livingstone aus dem Jahre 1858 eingehen.⁸³ Als Missionar und „Entdecker“ penetrierte der Arzt David Livingstone den afrikanischen Kontinent, was ihn in Großbritannien zum Nationalhelden machte und die weitere Kolonialisierung Afrikas unterstützte. Der Artikel war eine Reaktion auf einen über das *British Medical Journal* an ihn gerichteten Aufruf James Braids, Arsen bei Rindern auszuprobieren, die infolge des Bisses der Tsetsefliege erkrankt waren.⁸⁴ Es geht mir weniger darum, dass Livingstone Arsen schon 50 Jahre vor seiner chemotherapeutischen Verwendung, wie er angibt unabhängig von Braids Aufruf, zur Behandlung einer im Nachhinein als Trypanosomose diagnostizierten Krankheit eingesetzt hat. Ohne den Missionar verklären zu wollen, ist an dieser Stelle das Verhältnis zu einer von ihrem „Besitzer“ (owner) zurückgelassenen erkrankten Stute von Interesse. Er habe ihr etwa eine Woche lang zwei grain Arsen mit der Mahlzeit verabreicht, bis pockenähnliche Symptome ihn zum Abbruch der Therapie veranlasst hätten. Das Fell der Stute diente Livingstone als Indikator für ihren Gesundheitszustand. Nach dem Abklingen des Hautausschlags sei das Fell so geschmeidig und glänzend geworden, dass er angenommen habe, die Krankheit sei geheilt. Jedoch änderte sich die Beschaffenheit des Fells nach zwei Monaten wieder zum Negativen:

I tried the arsenic again; but the mare became like a skeleton, and refused to touch the barley. When I tried to coax her, she turned her mild eye so imploringly, and so evidently meaning, 'My dear fellow, I would rather die of the disease than of the doctor,' that I could not force her. I got her lifted every morning to feed, and saw her at last perish through sheer exhaustion; and this was nearly *six months* after the bite was inflicted.⁸⁵

Handelte es sich bei Livingstones Kommunikation mit einer domestizierten Stute um eine posthumane Konversation wie Donna Haraway sie fordert, um eine Konversation als „vielversprechende Lebensform“, die sich „der Autonomisierung des Selbst ebenso wie der Vergegenständlichung des Anderen“⁸⁶ widersetzt? Oder war sie eher die anthropomorphisierende Vorstellung einer Konversation, ein aneignender Monolog? Wer weiß, denn überliefert ist die Konversation nur in ihrer verschriftlichten,

83 Vgl. Livingstone, David (1858): „Arsenic as a Remedy for the Tsetse Bite“, *The British Medical Journal*, S. 360-361.

84 Vgl. Braid, James (1885): „The Bite of the Tsetse: Arsenic Suggested as a Remedy“, *The British Medical Journal*, S. 135.

85 Livingstone (1858), S. 360, Hervorhebung i. O.

86 Haraway (1995 b), S. 107.

übercodierten Form. Im wissenschaftlichen Diskurs erscheint die Begegnung unter Ausschluss des Außerdiskursiven, des Nichtsagbaren, als Monolog. Dennoch übte Livingstone nicht nur Macht auf die Stute aus, er reagierte auch auf ihr Verhalten. Mag er ihr Verhalten auch anthropomorphisieren, er blickte zumindest zurück, laut Haraway eine Bedingung gemeinsamen Werdens.⁸⁷ Livingstones Artikel aus dem Jahr 1858 vermittelt eine andere Tier-Mensch-Beziehung als die Schriften von Bruce und Ehrlich/Shiga. In diesem Verhältnis war die Tier-Mensch-Grenze weniger fest, durchdringbarer. Dennoch war die Situation eingebettet in ein asymmetrisch strukturiertes Machtgeflecht, in dem Livingstone über das „Tier“ herrscht. In den extrem asymmetrischen Tier-Mensch-Beziehungen, die sich aus der cartesianischen Auffassung vom Tier in der Moderne entwickelt haben, scheint eine egalitäre Konversation mit nichtmenschlichen Tieren schwer vorstellbar. Einen anderen und vielleicht vielversprechenderen Zugang bietet Patricia MacCormack. Wie sie ausführt, ist der menschliche Diskurs unzugänglich für nichtmenschliche Tiere und umgekehrt liegt der Diskurs nichtmenschlicher Tiere außerhalb der menschlichen Wahrnehmung.⁸⁸ Folglich erfordert ein Posthuman-Werden mit nichtmenschlichen Tieren nicht die Konversation mit, sondern die Abkehr vom „Tier“: „Recognition is the turning away with grace, making no demands of the addressee's face, exchange comes from disanchoring the parasitic human and reciprocity is human absence.“⁸⁹ Nicht zuletzt in Reaktion auf die späteren Schriften Haraways, auf die Gefahren, die in der anthropozentrischen Auslegung zwischenartlicher Konversationen liegen, fordert MacCormack:

Posthuman ethics of grace requires nothing more than leaving all animals alone; in interacting with them, in thinking them, in involving them at all with a human world. Our becomings-inhuman do not devolve us toward more interaction with the natural world humanism and metaphysics cleave from us. It delivers us from the inevitable destruction we wreak on that world.⁹⁰

MacCormack darf an dieser Stelle nicht missverstanden werden, ihr geht es nicht um die Rekonstruktion einer unüberwindbaren Tier-Mensch-Grenze. Ihre Intervention ist eher als taktischer Schritt in Prozessen der Deterritorialisierung von „Tier“ und „Mensch“, für MacCormack beides

87 Vgl. Haraway, Donna (2008): *When Species Meet*, Minneapolis/London: University of Minnesota Press, S. 19 ff.

88 Vgl. MacCormack, Patricia (2012): *Posthuman Ethics*, Farnham/Burlington: Ashgate, S. 74.

89 MacCormack (2012), S. 76.

90 MacCormack (2012), S. 69.

menschliche Einbildungen, zu verstehen.⁹¹ Angesichts der epistemischen und materiellen Gewaltbeziehungen, in denen nichtmenschliche Tiere unterjocht werden, ist ein „turning away with grace“ eine wesentliche Voraussetzung für ahumane, herrschaftskritische Körperwerdungen; inklusive der ödipalisierten Haustiere, die Haraway zur Arbeit verpflichten möchte.⁹² Diese Abkehr bedeutet keineswegs die Aufgabe jeglicher Konversationen mit nichtmenschlichen Tieren, vielmehr ist sie die Bedingung egalitärer, posthumaner Begegnungen jenseits der menschlichen Konzepte „Tier“ und „Mensch“.

Indem Livingstones Artikel sowohl die Konversation mit als auch die Abkehr vom Tier andeutet, hebt er sich stark von den beschriebenen Kontakten zwischen nichtmenschlichen Tieren und Bruce bzw. Shiga/Ehrlich ab. Das ist eine Folge nicht nur der zeitlichen Differenz, sondern auch der anderen Verortung des Tieres – ein Reitpferd ist kein Laborpferd; das Ansehen, das einem nichtmenschlichen Tier zukommt, variiert mit raum- und zeitabhängigen Gefügen.

Becoming Ahuman – Becoming Animal

Meine kartographische Analyse der frühen modernen Chemotherapie auf der Grundlage der Artikel von Bruce, Ehrlich/Shiga und Livingstone verdeutlicht erstens die Kontingenz dieser wissensproduzierenden Gefüge, die sich bis in heutige Labore erstrecken und nach wie vor wirkmächtig sind. Zweitens bestärkt sie körperliche Unabgeschlossenheit, relationale und multipel eingebundene Körper. Körper formten sich in co-constitutive relationships – die Elemente der analysierten Anordnungen de- und reterritorialisierten sich in heterogenen Interaktionen, in Interaktion konstituierten sie ein arzneimittelproduzierendes Gefüge, das wiederum auf die Konturen seiner Elemente rückwirkte. Was sie aber drittens auch zeigt und was nach wie vor von großer Relevanz ist, sind die asymmetrischen Machtstrukturen dieser Anordnungen – das „co“ steht weder für Gleichheit noch für gegenseitiges Einverständnis in diesen Relationen. Die der Analyse zu Grunde liegenden Texte sind Ausdruck der Übercodierung dieser Gefüge im *menschlichen* Diskurs. Das Wissen der modernen Chemotherapie entstand aus der hemmungslosen Ausbeutung nichtmenschlicher Tiere (und) Trypanosomen. Ihre Produkte, Antiinfektiva und Antibiotika, sind unentwerrbar mit diesen Machtbeziehungen verknüpft. Doch wie Livingstones Artikel erahnen lässt, gibt es egalitärere Möglichkeiten für die medizinische Forschung. Eine posthumane Ethik

91 Vgl. MacCormack (2012), S. 64.

92 Vgl. Haraway (2008), S. 45 ff.

fordert eine kritische Revision des Wissens und der Praktiken des Heilens. Die Elemente der modernen parasitologischen Lebenszyklen⁹³ haben weder eine endgültige Form angenommen, noch einen festen Platz im Nicht-Zyklus eingenommen. Hinsichtlich der „parasitären Zyklen“ lassen sich die Auswirkungen einer posthumanen Ethik bestenfalls erahnen, bezüglich der medizinischen Forschungspraxen dagegen muss körperliche Veränderung aktiv eingefordert werden und – ganz wichtig – beim Menschen selbst beginnen. Eine posthumane Ethik erfordert die Deterritorialisierung des menschlichen Subjekts und nicht die Zuerkennung des Subjektstatus an andere Spezies. Sehr bedeutungsvoll für dieses Projekt sind die Theorien Donna Haraways, die wichtige Werkzeuge zur Vermeidung von Identitätspolitik in den Naturwissenschaften liefern und den (kritischen) Human-Animal Studies bedeutsame Impulse geben.⁹⁴ Jedoch sind ihre späteren Schriften auch einem ödipalen Verhältnis zu nicht-menschlichen Tieren verhaftet⁹⁵, was Haraways Speziesismuskritik untergräbt. Aus einer bioegalitaristischen Perspektive erscheint mir ihre, die Wirkmächtigkeit des Konstrukts Tierversuch unterstreichende, Bemerkung des „*animal well-being in the lab*“⁹⁶, den sie in ihrem Buchkapitel „Sharing Suffering: Instrumental Relations between Laboratory Animals and Their People“ verwendet, besonders problematisch. Es fragt sich, inwieweit dieser Text, der von einer „common necessity“⁹⁷ des Experimentierens mit nichtmenschlichen Tieren ausgeht, speziesistische Hierarchisierungen erneut einführt. Vielversprechender erscheint es mir mich mit Lynda Birke und Luciana Parisi sowie mit Rosi Braidotti gegen ausschließende Identitätspolitik zu wenden und für eine „politics of affiliation“, beziehungsweise für einen „biocentered egalitarianism“ einzutreten.⁹⁸ Beide Konzepte schließen an das Konzept des Werdens von

93 Wie am Beispiel der Nagana aufgezeigt, können diese Zyklen Vektoren (Tsetsefliege), Wirtstiere („Vieh“), Reservoirs („wilde Tiere“) und diverse Erscheinungsformen des Parasiten (Beispiel Malaria: Sporozoiten, Blut- u. Leberschizonten, Merozoiten, Gametozysten, Zygoten, Ookineten) umfassen. Auch in den biologischen Wissenschaften gelten diese Zyklen nicht als abgeschlossen, sie sind eher als zweckgerichtete Hilfskonstrukte anzusehen. An dieser Stelle wird nicht von *dem* parasitären Zyklus ausgegangen, sondern von multiplen, sich überlagernden symbiontisch/parasitären Verhältnissen, deren Anfang und Ende nicht auszumachen sind.

94 Vgl. z. B. die Beiträge von Swetlana Hildebrandt, Markus Kurth u. Sven Wirth in: Chimaira – Arbeitskreis für Human-Animal Studies (Hg.): Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen, Bielefeld: transcript; vgl. auch Birke; Bryld; Lykke (2004).

95 Vgl. MacCormack (2012), S. 63 ff.

96 Vgl. Haraway (2008), S. 90, Hervorhebung i. O.

97 Haraway (2008), S. 70.

98 Vgl. Birke, Lynda; Parisi, Luciana (1999). Animals, Becoming, in: Steeves, H. Peter (Hg.). Animal Others. On Ethics, Ontology, and Animal Life, Albany: State University of New York Press, S. 68 ff.; bzw. Braidotti (2011), S. 112 ff.

Gilles Deleuze und Félix Guattari an, demnach sich Körper in Prozessen, in Gefügen miteinander ereignen, ohne jemals durch rigide Umgrenzungen abgeschlossen zu sein. Und beide fordern an Stelle des Mensch-Werdens des „Tieres“ im Sinne der Erlangung eines besitzindividualistischen Subjektstatus das Tier-Werden des „Menschen“. Wobei sich dieses Werden nicht auf das abgeschlossene Tier biologischer Klassifikationen richtet, sondern in Prozessen wechselseitiger Deterritorialisierung auf das Virtuelle. Diese ahumanen Deterritorialisierungen implizieren das Ende der Arten der Moderne, das Patricia MacCormack begehrt:

For posthuman ethics the first moments toward gracious nonspeciesism are the end of the 'who'/I and the end of species. The I and the who dissipate into collective singularities defined ethically by the specificity of their relations, which renders them perpetually mobile and metamorphic.⁹⁹

Für posthumanistische Medizinen bleibt die unmögliche Aufgabe der Entwicklung ahumaner heilender Strategien, die, anstatt die hegemonialen ausbeuterischen Tier-Mensch-Verhältnisse fortzuführen, Patricia MacCormacks Botschaft berücksichtigen sollte:

Within infinite relations and thinkings of their own which are absolutely inaccessible to human apprehension, the nonhuman animal belongs to the outside, they cannot enter into human discourse and discourses of nonhumans are inaccessible to humans. Our entrance with, within and as the outside creates an inflection, a new incomprehensible but activist series of relations, and yet does not necessitate any material relation with the, this, or one animal. There is no relationship to contemplate, the object is gone, the subject derealized.¹⁰⁰

Dominik Merdes, Kontakt: merdes@gmx.net, Studium der Pharmazie an der HHU Düsseldorf; weiterführendes Studium der Pharmazie- und Wissenschaftsgeschichte an der TU Braunschweig. Derzeit Doktorand an der Abteilung für Pharmazie- und Wissenschaftsgeschichte der TU Braunschweig; Arbeitstitel seiner Dissertation: Die Produktion eines Pharmakons – Eine Kartographie der Kala-Azar und der Antimonialien. Forschungsinteressen: Kritische Arzneimitteltheorie, Wissenschaftsgeschichte, Geschichte der Tropenmedizin, Postcolonial Studies, Gender Studies, Human-Animal Studies, neomaterialistische Theorie.

99 MacCormack (2012), S. 66.

100 MacCormack (2012), S. 74.

Zwischen Kreaturen. Die Transformation der Ordnungen von Mensch und Tier in der Xenotransplantation¹

Shirin Moghaddari

English abstract: In the 1990s, the idea of xenotransplantation (i.e., the transplantation of bodily tissue across species boundaries) was largely considered an unprecedented threat to both the individual body and human identity itself. Given that this technique was used since the late nineteenth century to cure a wide variety of ailments, interpreting xenotransplantation as an unparalleled violation of the species order turns out to be inconsistent, however. I therefore argue that the sense of violation outlined above is not the result of a radically new technique, but stems from the transformation of the concept of bodily as well as species integrity. Against the backdrop of the evolution of cybernetics, I compare the practices and paradigms of xenotransplantation in the interwar period to those of the millennial period. I demonstrate that in the field of xenotransplantation, the concept of both body and species shifted from stable structures such as hierarchy, division of labour, and localisation to precarious ones such as potentiality, dispersion, networks, and ambiguity. Mankind, having instrumentalized the animal kingdom throughout modernity, increasingly views itself since the end of the twentieth century as a part of a complex arrangement in which nature and culture, body and mind, man and animal are intricately fused.

In einer gläsernen Schale sitzt eine nackte Maus, auf deren Rücken ein Gebilde wächst, das eindeutig wie ein menschliches Ohr aussieht. Als die Fotografie der ‚Ohrmaus‘ Mitte der 1990er Jahre auftauchte, provozierte sie in der transatlantischen Öffentlichkeit eine Welle des Entsetzens und wurde zu einem Symbol für die Versprechungen (und Drohungen) der boomenden Biotechnologie: Die Vorstellung, Menschen hätten Teile einer Maus und eines Menschen vermischt und so eine Zwischenkreatur gezeugt,² rief Abscheu und den Vorwurf wissenschaftlicher Hybris hervor. Dieses Empfinden zeigt sich beispielhaft in den Formulierungen des *Turning Point Project*, eines Zusammenschlusses aktivistischer Gruppen aus dem Spektrum der Umweltbewegung. In einer 1999 in der New York Times erschienenen, ganzseitigen Anzeige nutzt die Initiative die Foto-

1 Ich möchte Antje Neumann für die knappen aber umso ermutigenderen Worte zum ersten Exposé danken, und J. P. S.-J. für das spontane Intonieren von „Thanks, but no thanks!“.

2 Dass diese Vorstellung sachlich falsch ist und mehr oder weniger bewusst provoziert wurde, ist ein Beispiel für die Schwierigkeit und Eigendynamik der Vermittlung wissenschaftlicher Interessen an ein breiteres Publikum. Hier ist dies aber nicht weiter von Belang.

grafie der ‚Ohrmaus‘ zur Illustration ihrer Warnung vor „the gravest moral, social and ecological crisis in history“ (Turning Point Project 1999). Die durch die ‚Ohrmaus‘ versinnbildlichte Entwicklung wird als ein historischer Wendepunkt betrachtet; die natürliche Ordnung der Lebewesen werde zum ersten Mal fundamental herausgefordert. Ohne deren Begründung zu spezifizieren, appelliert die Initiative an eine Grenze zwischen den Lebensformen, deren Überquerung nicht nur eine Anmaßung, sondern auch gefährlich sei: „[T]here is a boundary between lifeforms that gives each its integrity, and identity. We are not fish; we are not plants. They are not each other“ (1999).

Die Erschaffung von gänzlich neuen Kreaturen, von so genannten Mischwesen, Chimären und Hybriden, erscheint in dieser Darstellung als schwere ontologische Krise, deren Kern die Frage bildet, was diese neuen Wesen sind und was ‚sie‘ mit ‚uns‘ machen – oder ob wir ‚sie‘ überhaupt noch von ‚uns‘ unterscheiden können.

Vergegenwärtigt man sich jedoch die geschichtliche Entwicklung der Transplantationsmedizin, so stellt sich heraus, dass die Deutung der ‚Ohrmaus‘ als präzedenzloser Tabubruch inkonsistent ist. Denn die ‚Ohrmaus‘ war nicht die erste ihrer ‚Art‘: Xenotransplantation, also die Übertragung körperlichen Gewebes über Speziesgrenzen hinweg, war weder eine neue Idee noch unversucht. Vielmehr bildete diese Technik ein entscheidendes Instrument der Grundlagenforschung zum Beispiel in der frühen Physiologie und wurde auch in der Klinik zur Behandlung eines breiten Spektrums von Krankheiten angewandt. In Mittel- und Westeuropa und später auch in Nordamerika wurden seit Ende des 19. Jahrhunderts tierische Drüsen und komplexere Organe wie Nieren übertragen, um nicht nur lebensbedrohliches Organversagen oder den Verlust eines Organs zu kompensieren, sondern auch – beeinflusst durch die Versprechungen der frühen Endokrinologie – zur Behandlung von Alterungsercheinungen oder zur allgemeinen Stärkung (Schlich 1998:153–161; Stoff 2004:21, 88–90). Diese Praktiken bewegten sich innerhalb eines Kontinuums zwischen der Heilung pathologischer Leiden und der Optimierung des Mängelwesens Mensch. In jedem Fall scheint die Sorge um das Mensch-Sein an sich keine große Rolle gespielt zu haben: Tausende unterzogen sich in den 1920er Jahren ohne Not einer Xenotransplantation, offenbar ohne Angst vor ontologischer Veruneindeutigung und ‚Vertierlichung‘ (vergl. Rémy 2009:409, 424).

Die jüngeren Reaktionen auf die ‚Ohrmaus‘ und andere Formen der speziesübergreifenden Gewebeübertragung weisen darauf hin, dass es einen Bruch gegeben haben muss, einen qualitativen Wandel der Beurteilung von Spezies- und Körpergrenzen. Nach etwa einem Jahrhundert der speziesübergreifenden Transplantation erscheint diese Praxis in den

1990er Jahren als Problem der ontologischen Hygiene, als „pollution crisis of xenotransplantation“ (Brown 1998:165).

Diesem Bruch möchte ich in diesem Beitrag nachgehen, indem ich den Ordnungen von leiblicher Integrität, Vermischung und Austausch durch die medizinischen und gesellschaftlichen Debatten um Xenotransplantation folge und herausarbeite, auf welche Weise die Beziehung von Menschen- und Tierkörper in diesem Kontext geordnet wurde. Wie kommt es dazu, dass die Übertretung von Speziesgrenzen durch Transplantation in den 1990er Jahren als beispiellose Erschütterung einer sinnstiftenden Ordnung empfunden wird? Was ist das eigentlich nie Dagewesene an der Xenotransplantation der 1990er Jahre?

An dieser Stelle wäre zu erkunden, um welche Ordnung es sich konkret handelt. In der Xenotransplantation geht es auf vielfältigste Weise um das Zusammentreffen von Eigenem und Fremdem. Dieser Dualismus zeigt sich in zwei Bereichen: Auf der individuellen Ebene fordert eine Xenotransplantation die Teilung in Innen und Außen heraus, betrifft also die Körpergrenze. Diese Teilung ist zwar auch bei der Allotransplantation (von Mensch zu Mensch) problematisch, im Fall der Xenotransplantation aber besonders heikel, weil eine zweite Dimension hinzu kommt, nämlich die asymmetrische und machtgeladene, gleichzeitig für beide Seiten auch konstitutive Trennung zwischen Tier und Mensch, die Speziesgrenze. Diese Dimensionen sind miteinander verschränkt und befinden sich in einem Prozess der kontinuierlichen Veränderung durch den Wandel wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Körperbilder und Subjektauffassungen sowie des Mensch-Tier-Verhältnisses. Nach Mary Douglas reagieren Gesellschaften sensibel auf Veränderungen, die ihr symbolisches System herausfordern und „[m]an kann davon ausgehen, daß der gleiche Impuls zur Ordnung, der [ein sinnstiftendes System] hervorbringt, [es] auch beständig verändert und bereichert“ (Douglas 1985:16). Die Grenzen der Ordnung von Eigenem und Fremdem, Tier und Mensch können also durchaus überschritten und verschoben werden, aber dieser Vorgang erfordert eine vermittelnde Legitimation unter Bezugnahme auf diese Ordnung.

In diesem Beitrag vertrete ich daher folgende These: Der beschriebene Bruch in der Wahrnehmung und Bewertung der speziesübergreifenden Transplantation ist eher auf sich verändernde Ordnungen von körperlicher und Gattungsintegrität zurückzuführen, als auf die plötzliche, unvermittelte Einführung von radikal neuen Praxen. Denn letztere werden nicht unabhängig entdeckt, sondern entstehen erst mit und durch die Veränderung des Denkstils (Fleck), also von kulturellen Deutungsweisen „die sich unerkannt an den Rändern aufhalten, zur Kontextualisierung

von Technik beitragen und unsere Fragen und Antworten kaum wahrnehmbar leiten“ (Rabinow 2004:154).

Um den Wandel dieser Deutungsweisen in diesem Bereich erkennbar zu machen, werde ich einer wissenschaftshistorischen Perspektive folgend zunächst die Praxen, Debatten und Legitimationen der Xenotransplantation der Zwischenkriegszeit und jene der 1990er Jahre einander gegenüberstellen. Hierfür verwende ich in erster Linie Veröffentlichungen, mit denen sich an der Xenotransplantationsforschung beteiligte Mediziner an eine breitere Öffentlichkeit wenden, außerdem populärwissenschaftliche und wissenschaftsjournalistische Berichte. Methodisch lehne ich mich dabei an die erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Überlegungen Ludwik Flecks an, um im Hintergrund wirkende epistemische Schemata herauszuarbeiten. So möchte ich zeigen, dass die historische Entwicklung kybernetischer Denkweisen einen analytischen Rahmen bietet, innerhalb dessen sich diese spezifischen Bezugssysteme zwischen Mensch und Tier gewinnbringend ins Verhältnis setzen lassen. In dieser Weise erlaubt die Betrachtung der beiden Hochphasen der Xenotransplantation eine theoretische Reflexion der sich wandelnden Beziehungsformen der Spezies im Spiegel eines bestimmten gesellschaftlichen Teilbereichs.

„The civilisation of the future may depend on monkey glands!“³ Xenotransplantation in der Zwischenkriegszeit

Die Transplantation tierischer Organe wie Nieren oder Schilddrüsen auf den Menschen wurde schon seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert immer wieder angewendet.⁴ Obwohl die Xenotransplantation komplexer Organe zunächst erfolglos blieb, konnte ein Spezialbereich der Transplantationsmedizin in den 1920er Jahren große Popularität erlangen: Das Ende des Ersten Weltkriegs markiert den Beginn einer kurzen, aber umso hef-

3 Viereck 1930, zit. nach Stoff 2004:387

4 Da zu dieser Zeit kaum Erkenntnisse über Immunfunktionen vorlagen und entsprechende Beobachtungen zur Gewebeabstoßung nicht zu durchsetzungsfähigen Theorien weiterentwickelt worden waren (Lexer 1919)², galt die Übertragung von Gewebe als „rein chirurgisch-technisches Problem“ und wurde „oft ungeachtet der Speziesgrenzen durchgeführt“ (Hüsing et al. 1998:14f). Letztlich war der Grund für die Verwendung tierischen Gewebes hauptsächlich pragmatischer Art: Menschliches Gewebe stand nicht in benötigtem Ausmaß und erst recht nicht spontan zur Verfügung, außerdem war man mit der tierischen Anatomie durch die experimentelle Grundlagenforschung bestens vertraut und hielt körperliche Stoffe grundsätzlich für gleichartig und austauschbar.

tigeren Begeisterung für xenogene Drüsentransplantation.⁵ „A war-ridden world has given place to a gland-ridden world“ (Van Buren Thorne 1922:54). Die Transplantation tierischer Hormondrüsen hatte schnell nicht mehr nur den Zweck, Amputierten und Kriegsversehrten notdürftig zu helfen, sondern profitierte vom Jugendwahn der Jazz-Ära (Berliner 2004:308, 310) und den utopistischen Machbarkeitsphantasien, die mit Endokrinologie und Eugenik verbunden waren.

Neben Schilddrüsen wurden in der Zwischenkriegszeit vor allem Hoden vom Affen auf Männer oder (wesentlich seltener) simiane Ovarien auf Frauen verpflanzt. Hodentransplantate wurden normalerweise zusätzlich zu den eigenen Testikeln entweder in das Skrotum oder in die Bauchhöhle, Ovarien meist in die Labien oder unter die Bauchwand übertragen.⁶

Auch die Xenotransplantation von Geschlechtsdrüsen war zunächst auf die Therapie eines spezifischen funktionellen Mangels ausgerichtet (vergl. Schlich 1998:153ff). Aber die beteiligten Chirurgen, allen voran der prominente Serge Voronoff,⁷ erkannten rasch, dass es für eine Ausweitung der Indikation nahezu unbegrenzten Spielraum gab und die Motive der Steigerung von Lust- und Leistungsfähigkeit sowie der allgemeinen Verjüngung traten in den Vordergrund. Das Epizentrum des „Craze for Rejuvenation“ (Van Buren Thorne 1922) lag im wohlhabenden, urbanen Milieu der transatlantischen Gesellschaften, die Popularität der Tierdrüsentransplantation erreichte jedoch weltweit Verjüngungswillige (vergl. Schlich 1998:163; Stoff 2007). Ein anonymes Wissenschaftsjournalist pries diese Eingriffe 1922 an als „the new gland cures for health and happiness“ (zit. nach Bourke 2011:348). Der Wunsch, (wieder) ein schöner, leistungsfähiger, kurz: besserer Mensch zu werden, legitimierte in den

5 Ende der 1920er Jahre sank der Stern der Xenotransplantation wieder (Stoff 2004:129). Zwar wurde schon um die Jahrhundertwende beobachtet, dass xenogenes Material meist nach der Transplantation zugrunde geht, aber es setzte sich nur langsam die Erkenntnis durch, dass dies nicht ein chirurgisch-technisches, sondern ein Problem der immunologischen Gewebekompatibilität sein müsse. Mit Beginn der 1930er Jahre war die Tierdrüsentransplantation endgültig in Verruf gekommen und wurde kaum noch praktiziert (vergl. Schlich 1998: 166-169, 276).

6 Dass die Implantation tierischer Keimdrüsen meist ohne große Komplikationen vom Menschen vertragen wurde, liegt an dem damals nicht bekannten Umstand, dass Keimdrüsenengewebe immunologisch privilegiert ist und weniger starke Abstoßungsreaktionen auslöst (Schickanz 1999:195; Cuperschmid/ Campos 2007:19).

7 Es soll hier nicht der Eindruck entstehen, Voronoff habe die Xenotransplantation von Keimdrüsen im Alleingang erfunden. Tatsächlich gab es einige Ärzte, die vor ihm menschliches Keimdrüsenengewebe verpflanzten, wie Lydston, Cramer oder Steinach. Die allo- und xenogene Transplantation der Drüsen von Tieren wurde ebenfalls seit Jahrzehnten durchgeführt (vergl. Fausto-Sterling 2000:153–169). Voronoff war allerdings einer der Ersten, die das vorhandene Wissen (und die faktischen Irrtümer) pragmatisch zusammengeführt und die Transplantation tierischer Hormondrüsen auf den Menschen regelmäßig durchgeführt haben.

1920er Jahren die Einbringung speziessfremden Materials in den menschlichen Körper.

Dieser Körper galt den Xenotransplanteuren der Zwischenkriegszeit als eine Art mechanische Maschine, deren einzelne Teile Zahnrädern gleich konkret bestimmbare Funktionen innerhalb eines inneren, hierarchisch organisierten Arbeitsprozesses erfüllten (vergl. Berman 1922:26). In der menschlichen Körpermaschine nehme das Hirn zwar die zentrale Funktion des Motors ein, aber „[d]er Gehirnmotor hat seinen Zünder in der Schilddrüse“ (Voronoff 1928:12). Es war also von der Funktion der Drüsen abhängig und „capable of producing thought only when properly controlled by the chemical action of the liquid from the thyroid glands“ (Anonymus 1925:226). Wenn nun die Leistungsfähigkeit der Körpermaschine zu wünschen übrig ließ, konnte die Xenotransplantation Abhilfe schaffen: „Ein ausgelaufenes Rad der Maschine muß durch ein neues ersetzt werden“ (Voronoff 1928:31).

An diesem Punkt entstand für den Menschen die Möglichkeit, seine Drüsen zum Objekt seines Handelns zu machen, sie nach Belieben zu manipulieren oder auszutauschen und so die zentrale Steuerung der „source of the life of the individual and that of the species“ (Voronoff 1939:18) zu übernehmen. Wenn man diese lebenspendenden, alles entscheidenden Körperteile, die „essential machinery of our own body“ (Voronoff 1920:47) austauschen konnte, ohne dass der Patient aufhört, er selbst zu sein, traten der Mensch und sein Körper auseinander; sie waren nicht identisch oder deckungsgleich. Die Körpermaschine erzeugte den Menschen und hielt ihn am Leben, aber sie war nicht der Mensch an sich. Während der Körper Teil der profanen Natur war, war der Geist Sitz der Persönlichkeit und Menschlichkeit und als solcher der sakralisierten kulturellen Sphäre zugehörig.

In diesem Sinne stand das Menschsein in Abgrenzung zur Natur, die sein Anderes war. Die Realisierung des Menschseins, der gesellschaftliche Fortschritt war dann gleichbedeutend mit „the triumph of Man over Nature“ (Voronoff 1939:20). Die grausame Natur, die dem menschlichen Körper das Schicksal der Alterung und Vergänglichkeit auferlege, könne nun kraft des Geistes in ihre Schranken verwiesen werden, denn „[o]ur minds cannot accept this verdict any longer, however, at the time when we are freeing ourselves more and more from the laws of nature“ (ebd. 1939:20). Aber auch die nicht-menschliche Natur wurde als optimierbar wahrgenommen und in das Fortschrittsprojekt eingebunden. Voronoff fragte: „Sollte es nicht möglich sein, dergestalt eine Rasse von Über-Widdern, Über-Stieren und so weiter zu schaffen, indem man der tierischen Natur Gewalt antut, so wie die Baumschulgärtner die pflanzliche Natur durch Aufpfropfung gezwungen haben, uns köstlichere Früchte zu

spenden, als sie die Erde gemeinhin erzeugt?“ (1928:49). Die gewaltsame Überwindung der Natur war dabei nicht das Opfer, das für den Fortschritt gebracht werden muss, sondern der Fortschritt selbst und wurde deshalb emphatisch bejaht. Das gilt sowohl für Nutzpflanzen und -tiere, die durch Veredelung und Zucht leistungsstärker werden sollten, als auch für Tiere als Organlieferanten: Die Körperfragmente des Tieres wurden in einer Weise charakterisiert, die nahelegt, dass die natürliche Beschaffenheit seines Körpers es zur Ausbeutung geradezu prädestiniert.⁸ Drüsensekrete und andere chemische Stoffe des Tieres galten als identisch mit jenen des menschlichen Körpers, weil „wir in allewege [sic] mit diesen jüngeren Brüdern übereinstimmen“ (Voronoff 1928:67; vergl. Anonymus 1925). Die Wirkung des speziesfremden, transplantierten Fragments und seiner Absonderungen hänge deshalb nicht von seiner Herkunft ab, sondern von der Form und Qualität des Organismus, auf den es einwirke. Daher könne auch beispielsweise die überlegene Schilddrüse eines Menschen in einem Schaf keine menschliche geistige Aktivität erzeugen (Anonymus 1925:226). Das Wesen des Empfängers liege also in der Form oder Gestalt des Ganzen und werde durch das Einfügen von ‚wesensfremden‘ stofflichen Fragmenten gegebenenfalls stimuliert, nicht aber grundlegend verändert. Diese Vorstellung zeigt sich auch im wohl ambitioniertesten utopistischen Projekt der Xenotransplantation: dem Versuch, Affenhoden auf ausgewählte achtjährige Jungen zu verpflanzen, um langfristig überlegene Menschen zu schaffen, die ihre positiven Eigenschaften auch an ihre Nachkommen vererben. Die Stimulation des menschlichen Organismus durch die Einführung eines „strong chimpanzee strain in the race“ sei nicht weiter besorgniserregend, denn „a little extra agility will not do the human animal any harm“ (Voronoff, zit. nach Anonymus 1927a). Am erstaunlichsten ist wohl die Rechnung, die in einem Zeitungsbericht hierzu präsentiert wurde: Ein zusätzlicher Affenhoden mache einen Jungen „150 per cent man, instead of a 100 per cent one, and thereby strengthen[s] the race“ (Anonymus 1927a).

Die Behauptung der biochemischen Identität von körperlichem Material über die Speziesgrenzen hinweg und seine prinzipielle Austauschbarkeit, genau wie die Betonung der nahen Verwandtschaft zwischen Mensch und Affe, kann den Eindruck erwecken, als sei der Unterschied zwischen Mensch und Tier im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts als recht gering angesehen worden. Tatsächlich trifft das nur zur Hälfte zu. Die große Anerkennung, welche die Naturwissenschaften genossen, trug zur Popularisierung eines biologisch-materialistischen Konzeptes von Körper und Gesellschaft bei. Während der Körper von Mensch und Tier

⁸ Serge Voronoff sprach hier von „Ersatzstücke[n] für die menschliche Maschine“ (1928:74).

gleichermaßen als profan materielle Maschine funktioniere, liege das spezifisch Menschliche jenseits des Stofflichen. Statt in einer ganzheitlichen, den Körper einbeziehenden Würde liege die Besonderheit des Menschen in seiner überlegenen Kognition und in der gestalterischen Macht, die sie ihm verleihe. Im Grunde folgt diese Auffassung noch der des Ethologen Peter Scheitlin, der Mitte des 19. Jahrhunderts schrieb: „Alles Tier ist im Menschen, aber nicht aller Mensch ist im Tier“ (zit. nach Oeser 1986:74).

Vor diesem Hintergrund lässt sich auch erklären, dass die xenogenen Drüsenverpflanzungen zur Wiederherstellung der Menschlichkeit oder gar zur Optimierung des Menschen gedacht waren. Dass hierfür tierische Teile verwendet wurden, erschien nicht als Widerspruch, denn dieser Vorstellung zufolge war es die Unterwerfung und Instrumentalisierung der Natur, die den Menschen zum Menschen machte und durch die er seine Überlegenheit bewies.

Ein „Dschungel bedrohlich unzulässiger Verschmelzungen“.⁹ Xenotransplantation um die Jahrtausendwende

Die konsumistischen Motive, die in den 1920er Jahren das Geschäft mit der Xenotransplantation anheizten, sind in den 1990er Jahren vollkommen verschwunden. Die Vorstellung, sich ohne Not Körperteile eines Tiers transplantieren zu lassen, damit sie ihre Wirkung im ganzen Körper und gegebenenfalls darüber hinaus auf das Gemüt entfalten könnten, erscheint in der Ära der Ohrmaus geradezu grotesk, eben als Verstoß gegen eine Ordnung, der höchstens als lebensrettende Maßnahme akzeptabel ist. Dementsprechend organisierten sich die Diskussion und Forschung zur Xenotransplantation, die ab Ende der 1980er Jahre vor allem in den USA, aber auch in Europa wieder auflebten¹⁰, primär um das vielschichtige Problem der Abgrenzung. Diese Frage ist auf unterschiedlichen, medizinisch-technischen und kulturellen Ebenen relevant: Einerseits ist die Integration und Kooperation zwischen dem Implantat und dem Empfän-

⁹ Haraway 1995:179.

¹⁰ Den Wendepunkt bildete die weltweite Einführung des Immunsuppressivums Cyclosporin 1982. Gemeinsam mit verschiedenen technischen Weiterentwicklungen ebnete es den Weg für die Expansion der Transplantationsmedizin in den 1980er Jahren. Nach intensiven ethischen Debatten in den späten 1990er Jahren wurde die Xenotransplantation um die Jahrtausendwende in vielen westlichen Staaten mit Moratorien belegt oder streng reguliert, sodass sich die Forschung aus diesen Staaten zurückgezogen hat. In der Folge verlagerte sie sich jedoch teilweise in Staaten, die diesen Bereich nicht oder weniger stark regulieren (vergl. Cook et al. 2005, 2011; Schicktanz 2012).

gerorganismus für den Erfolg der Behandlung essentiell, andererseits birgt die Eingliederung des fremden Materials nicht nur potentielle psychische, sondern auch medizinische Schwierigkeiten, die einen gewissen Grad der Abgrenzung zwischen eigenem und fremdem Körpermaterial nötig zu machen scheinen (vergl. Starzl et al. 1993; Denner 1999).

Wichtig für die medizinische Beschäftigung mit dieser Grenze war die Entwicklung eines Konzeptes des Immunsystems. Dieses bildet eine Schnittstelle, der die widersprüchliche Aufgabe zukommt, einerseits den Organismus (gedacht als das Selbst) gegen das Außen abzugrenzen und andererseits das Fremde im Inneren zu integrieren (vergl. Schicktanz 2003). An dieser komplexen Funktion findet in den 1990er Jahren die eigentliche Grenzarbeit statt: Neue Ansätze der Xenotransplantationsforschung bestehen darin, das Immunsystem des Empfängers zu unterdrücken, Immuntoleranz zu induzieren, oder in der sogenannten immunologischen Maskierung des Transplantats, bei der die an seiner Oberfläche befindlichen, speziesspezifischen Moleküle entfernt oder für das Immunsystem unkenntlich gemacht werden. Außerdem versuchte man, vor allem zelluläre Xenotransplantate in speziellen Membranen zu verkapseln. So soll ein zweifacher Schutz erreicht werden: Einerseits kann das Immunsystem die xenogenen Zellen nicht attackieren, andererseits können tierische Krankheitserreger nicht in den menschlichen Organismus übergehen (vergl. Seebach/ Stüssi 2000; Hüsing et al. 2001:51–53, 84–100; Pollok 2003).

Insgesamt lässt sich beobachten, dass die Legitimation der Xenotransplantation um die Jahrtausendwende innerhalb einer Semantik des Risikos verläuft: Die betroffenen Patienten befinden sich in Gefahr, ihr individueller Körper ist aus dem Gleichgewicht geraten (vergl. Anonymus 1992:203; James 1993, zit. nach Brown/ Michael 2001:16). Als Behandlungsziel kann insofern die Wiederherstellung der relativen Balance betrachtet werden: Die akute Risikosituation soll beendet und das gefährdete körperliche System in einen Zustand der kontrollierten Komplexität überführt werden (vergl. bspw. Bailey 1990:25). An die Stelle des fordistisch geprägten Körperbildes der Zwischenkriegszeit, das mit dem Modell der biomechanischen, standardisierten und hierarchisch strukturierten Produktionseinheit arbeitet (vergl. Martin 1992:122), ist in der Spätmoderne eine biokybernetisch und chaostheoretisch geprägte Auffassung getreten, in der der Organismus sich zu einem komplizierten Netzwerk gewandelt hat, dessen innere Vorgänge einer kaum durchschaubaren Dynamik folgen. In diesem Körper herrscht ständige Bewegung: Überall wird kommuniziert, reguliert und ausgetauscht, wodurch ein Normalzustand der Homöostase hergestellt wird. Wichtig ist hierbei, dass es eben nicht um die Steuerung des Körpers durch das Kommandoprinzip von ei-

ner zentralen Schaltstelle aus geht, sondern um „spezifische Regelkreise und Steuermechanismen“ (Hüsing et al. 2001:53), die in einer verketteten oder eben zirkulären Beziehung stehen.

Diese Struktur der Rückkopplung schließt offenbar auch mentale und psychische Funktionen ein, die mit den physischen Prozessen verwoben sind. Der amerikanische Xenotransplanteur Thomas Starzl beschreibt Transplantatempfänger – und nicht nur ihre Körper – als „puzzle people“. Die Transplantation sei „not just the acquisition of a new part or parts; the rest of the body had to change in many ways before the gift could be accepted. [...] It was necessary for the mind to see the world in a different way. How the physical and mental parts were put back together was not predictable“ (1992:3). Auch die Forderung des deutschen Xenotransplantateurs Claus Hammer, die „Transplantation ‚denkender Materie‘ sollte nicht gestattet werden, um die menschliche Identität zu wahren“ (1999:23), weist auf die Tendenz zur Entgrenzung von Körper und Geist hin.

Vor dem Hintergrund dieses Körperbildes, das netzartig, offen und dezentral ist und auf Kommunikation basiert, wird das xenogene Transplantat eher unter dem Aspekt seines Verhaltens im System als durch seine konkrete Beschaffenheit charakterisiert. Der lebendigen xenogenen Materie – sei sie ein Organ oder eine Zelle – wird eine Aktivität und Wirkmächtigkeit zugeschrieben, die auf einem ihr inhärenten Wesen beruht, einer quasi immateriellen Information, die sie durch die Produktion von Botenstoffen und Signalmolekülen gewissermaßen sprachlich mitteilen kann. Auch hier wird mit der Vorstellung einer sensiblen Balance gearbeitet: Wie viel Interaktion und Nähe ist nötig, wie viel führt zu Überwältigung und Kontrollverlust? Um in der Metaphorik der zeitgenössischen Medizin zu bleiben: Wenn das Transplantat und der Empfänger eine Sprache finden und zu kommunizieren beginnen, wer wird wen überzeugen? Das „humorale Konzert umfasst unzählige ‚virtuose Spieler‘. Ob und welche xenogenen Zellen ihren ‚fremden Dirigenten‘ folgen, ist noch eine offene Frage“, so Hammer (2002:804).

Dieses Denken in kommunizierenden, interagierenden Systemen hatte auch Folgen für die Auswahl der ‚Spenderspezies‘. Bis Anfang der 1990er Jahre wurden Affen selbstverständlich als die am besten geeigneten Tiere angesehen, da sie dem Menschen genetisch, anatomisch, immunologisch und metabolisch betrachtet extrem nahe sind. Aber nachdem HIV als simiane Zoonose gedeutet worden war, die wegen der großen Ähnlichkeit so leicht auf den Menschen übergegangen ist, konnte biologische Nähe nicht mehr nur positiv betrachtet werden. Außerdem setzte sich ausgehend von Impulsen der Tierschutzbewegung die Auffassung durch, mit der biologischen Nähe gehe eine Annäherung der sozialen Stellung einher und zunehmend wurden Gesetze zum Schutz von Großaffen erlassen. Die

Xenotransplantation war so gezwungen, eine neue ‚Spenderspezies‘ zu finden (vergl. Weiss 1998; Sharp 2011). Schnell legte man sich auf das Schwein fest, denn dieses ließ sich einerseits auf der stofflich-technischen Ebene als hinreichend ähnlich, andererseits auf der ontologischen (und damit moralischen) Ebene als deutlich verschieden darstellen. „Since pigs are different from humans they can be objectified and thus absorbed“ (Rémy 2009:405; vgl. Brown/ Michael 2001). Das Tier ist nicht mehr selbstverständlich eine ausbeutbare, natürliche Ressource, sondern muss zunächst objektiviert werden, damit seine Nutzung als legitim erscheint.¹¹ Darin zeigt sich eine Grenzverschiebung. Die Unterscheidbarkeit von Mensch und Tier ist fragwürdig geworden. Lebewesen werden nun eher auf einem Kontinuum der kognitiven und Leidensfähigkeit verortet, die ihre Ausbeutbarkeit oder ihr Schutzrecht definiert.

Diese Tendenz, Tier und Mensch auf einem Kontinuum zu verorten, lässt sich auch auf der Ebene abstrakter biomedizinischer Hypothesenbildung beobachten. Hier wird ein deutlicher Paradigmenwechsel erkennbar, der vor dem Hintergrund der allgemeinen Renaissance ganzheitlicher, organismischer Konzepte in der Medizin der frühen 1990er Jahre (bspw. Long Range Planning Committee 1990) verstanden werden muss. Bisher nahm man an, dass der enge Kontakt zwischen Fremdmaterial und Organismus zu Chaos, Stress und heftigsten Immunreaktionen führen würde, und deshalb entweder durch Immunsolation unterbunden oder durch rigide Immunsuppression beherrscht werden müsse (vergl. Hammer 2002). Dagegen folgt die Hypothese des Xenotransplantateurs Thomas Starzl, das sogenannte ‚Two-Way‘-Paradigma (1998), konsequent dem neuen, biokybernetisch informierten Denkmuster kommunizierender Netzwerke: Durch den „flow of cells“ (Schaffner 1998:430) könnten sich immunogene Zellen des „Spenders“ mit denen des Empfängers mischen. Vereinfachend gesagt könnten so zwei „interactive and genetically controlled immune systems“ (Starzl/ Demetris 1998:449) voneinander lernen und einander als Teile des Selbst anerkennen: Das traditionelle Konzept des immunologischen Selbst, das das Körperinnere gegen das Fremde verteidigt, wird durch das Modell eines dynamischen, netzwerkartigen Immunsystems herausgefordert, dessen Zellen nicht zwischen Selbst und Nichtselbst unterscheiden, sondern nur im Fall von „danger‘ to the survival of the organism“ (Schaffner 1998:435) eingreifen. Auf Risiko reagiere das körperliche Komposit mit flexibler, abgestimmter Intervention und stellt die Balance wieder her. Die weitestgehende Einverleibung von speziesfremdem Material kann das effektive Netzwerk des Körpers berei-

11 Brown zitiert den Immunologen David White, der 1992 in einem Interview fragte: „How can you criticise the use of pig tissue for therapeutic procedures that save lives while at the same time accepting the existence of a ham sandwich?“ (1998:134).

chern – Symbiogenese und Homöostase bilden die neuen Prinzipien des Lebens in Biologie und Medizin. Statt Eindeutigkeit, Statik und Selbstidentität haben Interaktion und Entgrenzung als erkenntnisleitende Paradigma der wissenschaftlichen Weltaneignung an Bedeutung gewonnen (vergl. bspw. Dupré 2001, 2007; Haraway 1995, 2008).

Kybernetische Rationalitäten der Körperlichkeit

An die Stelle des fordistischen Körpers der Zwischenkriegszeit, der als profane Maschine funktioniert und erst durch den menschlichen Geist Sinn und Richtung erhält, ist im ausgehenden 20. Jahrhundert der Organismus als offenes, dezentrales und in gewissem Rahmen eigensinniges Netzwerksystem getreten.¹² Was diese Modelle des Körpers verbindet, ist, dass beide informiert sind von historisch spezifischen Erscheinungsformen des sich entfaltenden kybernetischen Denkens.

Es handelt sich hierbei um eine systemtheoretische Betrachtungsweise, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Verhaltensbiologie und der Informationstechnologie entwickelt wurde. Im Laufe des Jahrhunderts bildete sie ein bedeutendes, „wissenschaftlich und gesellschaftlich wirksame[s] Arbeits-, Ordnungs-, Deutungs- und Orientierungsinstrument“ (Hagner/ Hörl 2008:12). Kybernetik beruht auf der Analyse von Regelungs- und Informations-übermittlungsprozessen in Organismen, Maschinen oder auch sozialen Strukturen mit einheitlicher Methodik und Terminologie. Ziel ist es, diese Regelungsprozesse nicht nur offenzulegen und das Verhalten des betreffenden Systems zu prognostizieren, sondern auf diese Weise Ansatzpunkte für intervenierende Steuerung auszumachen. Die Abstraktion von spezifischen Eigenheiten der untersuchten ‚Systeme‘ und die Identifikation allgemeiner Prinzipien der Regelung und Signalweitergabe ermöglichen die Analogisierung jenseits ontologischer Grenzziehungen und sollen so universell anwendbar sein, „gleichgültig ob es um Fabriken, Künste, Sprachen, biologische Organismen, Nervenapparate, Automaten oder Gesellschaften“ (ebd. 2008:12) geht. Vor allem für Biologie und Medizin bot dies einen Ausweg aus der festgefahrenen und unproduktiven Kontroverse zwischen Mechanisten und Vitalisten, da essentialisierende Fragen durch die Abstraktion von der Beschaffenheit des Gegenstandes und die Fokussierung auf Organisation

12 Emily Martin beschreibt diese Entwicklung als „a dramatic transition in body percept and practice, from bodies suited for and conceived in the terms of the era of Fordist mass production to bodies suited for and conceived in the terms of the era of flexible accumulation“ (1992:121)□.

und Regelung zurückgestellt werden konnten (Fontecave 2010; Weber 2012).

Hierin ist eine Tendenz zur Überwindung der modernistischen Trennung von Subjekt und Objekt, Natur und Geist angelegt. Doch während die klassische Kybernetik der modernistischen Ontologie noch weitgehend verhaftet blieb und eher mit Modellen hierarchischer Kontrolle und Prognose operierte, kam es zum Ende des Jahrhunderts zu einer Akzentverschiebung hin zu chaostheoretisch informierten, nicht-dualistischen Modellen der Kybernetik zweiter Ordnung, in denen zunehmend Vernetzung, Emergenz und Fragen der Unvorhersehbarkeit im Mittelpunkt standen (vergl. Weber 2012). Als eine Art ‚Meta-Denkstil‘ rahmte die Kybernetik in ihren unterschiedlichen Konfigurationen die Weisen, auf die in der Xenotransplantation körperliche und Gattungsintegrität gedacht wurde. Es wäre jedoch verfehlt, beide Phasen der Xenotransplantation einem dichotomen Modell von Moderne und Nicht-Moderne¹³ zuzuordnen. Vielmehr müssen die Verschiebungen und Brüche in den Argumentationen der Xenotransplanteure in einem Spannungsfeld, einem Entwicklungskontinuum zwischen diesen Polen verortet werden:

Das Körperbild, mit dem die frühe Xenotransplantation operiert, ist ambivalent und trägt Züge widersprüchlicher Ordnungen. Auf der einen Seite werden diese Körper in Analogie zur klassischen Maschine „als Zusammensetzungen einfacher Teile verstanden [...], deren wesentliche Eigenschaften einem jeden unabhängig vom System zukommen“ (Freudenthal/ Schlaudt 2012:41). Dieses neuzeitliche, reduktionistische Körperbild fügt sich widerstandslos in die symbolische Ordnung der Moderne und ihrer scheinbar feststehenden Dualismen von Geist und Körper, Natur und Kultur, Mensch und Tier. Die kartesische Spaltung ist grundlegend für dieses Verständnis des Körpers, denn „[t]his dualism, so rampant in medical practice, facilitates the depersonalization – and, thus, dehumanization – of persons-as-bodies, a process that ultimately allows for the commodification of the body and its parts“ (Sharp 2000:290)². Dies ist der modernistische Denkstil, der die Entwicklung des Organersatzkonzept-

13 Der Begriff der Nicht-Moderne geht auf Bruno Latour (2008 [zuerst 1991])²² zurück und bezeichnet ein Sinnsystem, das anders als das moderne nicht durch a priori bestimmte Grenzen strukturiert ist. Bedeutungen und Identitäten werden hier als situativ, temporär und relational vorgestellt; Akteure begegnen sich in einem un abgeschlossenen Interaktionsfeld, in dem unvorhersehbare und oft unkontrollierbare Prozesse ablaufen. In dieser Logik kann „[j]edes beliebige Objekt und jede Person [...] unter der Perspektive von Zerlegung und Rekombination gedacht werden: Keine ‚natürlichen‘ Architekturen beschränken die mögliche Gestaltung des Systems“ (Haraway 1995:175)²³.

tes und entsprechender Praktiken erst ermöglichte (vergl. Vallant 2008:77).¹⁴

Gleichzeitig aber ermöglichen neue, integrative Konzepte nichtlokalisierter Steuerung zwischen dem körperlichen Ganzen und seinen Teilen neue Beziehungen, die die Trennung zwischen Materie und Geist überbrücken. Denn in dem Bild, das die Xenotransplanteure der Zwischenkriegszeit vom Körper zeichnen, kommen die innersekretorischen Drüsen hinzu, und die hierarchische Ordnung des Körpers gerät ins Wanken. Wie der bereits zitierte Journalist des *Scientific American* schreibt: „For the first time the brain was found to be not the controlling center of life, but a peculiar combination of grey flesh, capable of producing thought only when properly controlled by the chemical action of the liquid from the thyroid glands“ (Anonymus 1925). Die Darstellung dieser Sichtweise als unkonventionell und avantgardistisch ist nicht unberechtigt, denn in ihr steckt ein Bruch mit dem zutiefst modernen Geist-Körper-Dualismus. Die experimentelle Praxis der Drüsenamputation und -transplantation hat dem medizinischen Denkkollektiv Beobachtungen geliefert, die sich nicht recht mit dem streng mechanistischen Körperbild und der Steuerung durch deterministische Kommandomodelle in Einklang bringen lassen und Modifikationen erfordern. Das endokrine System mit seinen im Körper frei zirkulierenden, zu diesem Zeitpunkt nicht einmal identifizierten Wirkstoffen und ihren unspezifischen Effekten auf Körper *und Geist* kann nur in einem ganzheitlichen, „neovitalistisch-steuerungslogische[n]“ (Harrasser 2013:106) Denkstil erfasst werden, der nicht mehr auf der Logik präzise lokalisierbarer, distinkter körperlicher Vorgänge beruht, sondern im Körper fluide Kreisläufe wirken sehen kann. Diese Sichtweise unterwandert die bisherige hierarchische Steuerungslogik des Körpers, verschiebt seine Grenzen und versetzt seine Teile in neue Beziehungen zueinander. Mit Pickering kann man sagen, dass das Hirn in diesem Modell „ein körperliches, performatives Organ [ist] – auf der gleichen Ebene angesiedelt wie die anderen Teile des Körpers, auf der Ebene ‚der Praxis‘. Das kybernetische Gehirn [ist] also ein nicht-modernes Gehirn“ (2004:112).

In diesem neuen Denkstil sind erste Ansätze der für die entwickelte Kybernetik so typischen Vorstellung von Steuerung durch Rückkopplung erkennbar, die Möglichkeiten für neue Praktiken eröffnen. Wenn

14 Fernab des medizinischen Mainstreams gab es schon mindestens seit der Jahrhundertwende relativ breite holistische Strömungen zum Beispiel innerhalb der Lebensreform-Bewegung (dazu ausführlich Huerkamp 1986)☐. Aber auch einzelne renommierte Biologen wie Paul Kammerer und Ernst Haeckel vertraten offen eine ganzheitlich-monistische Naturphilosophie, die oft direkt in eugenische Sozialutopien mündete (Kammerer 1918; Brücker 2011)☐.

Geist und Materie nicht ganz getrennt sind, wenn das Hirn vom Körper abhängt, statt ihn nur zu steuern, dann ist es über ihn stimulierbar und der Geist wird materieller, medizinischer Tätigkeit zugänglich – zum Beispiel durch die Transplantation eines zusätzlichen Affenhodens auf kleine Jungen zwecks Züchtung einer „race of 150 per cent men, [...] physical and mental giants“ (Anonymus 1927b). Im Rahmen dieses Denkstils und durch die invasiven Praktiken, die er ermöglicht, kann die Xenotransplantation einen Schritt weiter gehen in die Richtung dessen, was die ausformulierte Kybernetik einmal leisten soll: „Sie steigert die Fähigkeit des Menschen zu denken, zu erkennen, zu planen, zu organisieren, zu verwalten, zu beherrschen“ (Oskar Jursa 1971, zit. nach Weber 2012:410).

Die Schwelle, an der die Xenotransplanteure in den 1920ern stehen, ist die zwischen dem modernen Denkstil und einer kybernetischen „Nicht-Modernität“ (Pickering 2004:116; vergl. Latour 2008), die das dichotome ontologische Sinnsystem unterläuft. Über diese Schwelle sind die frühen Transplanteure jedoch nicht hinweggekommen. Obwohl mit der Durchlässigkeit der Grenze zwischen dem Materiellen und dem Geistigen und der theoretischen Analogisierung tierischer, menschlicher und maschineller Systeme einige wichtige Elemente der klassischen Kybernetik bereits im Ansatz in ihren Denkstil integriert sind, bleiben Voronoff und seine Kollegen an der Grenze zwischen traditionell kartesischem Mechanismus und einer konsequent systemrationalen Logik ersterem verhaftet. Ansätze kybernetischer Vorstellungen komplexer und interdependenter Steuerungsmechanismen bleiben inkonsequent: Die Gleichsetzung von menschlichem und tierischem Organismus mit der klassischen Maschine bleibt eben eine konzeptuelle Analogisierung und wird nicht als ontologische Grenzauflösung zu Ende gedacht. Deshalb bleibt die Grenze zwischen Innen und Außen, Mensch und Tier, Natur und Kultur trotz der konkreten, materiellen Überpflanzungspraktiken noch weitestgehend intakt. Für die frühen Xenotransplanteure fällt der Körper noch nicht vollständig mit dem Geist zusammen und bleibt profan. Voronoff und seine Kollegen bewahrten sich ihre modernen, essentialistischen Überzeugungen und konnten so immer sicher sein, was der Mensch sei – und bliebe.

Erst in der Kybernetik zweiter Ordnung wird die Grenzauflösung von der rein metaphorischen auf eine ontologische und manifeste Ebene gehoben. Im Zuge einer umfassenden Ent-Ontologisierung bisher zentraler Kategorien und Zuschreibungen werden konstitutive Dualismen unsicher. Bemerkenswert ist vor allem, wie umfassend diese Entwicklung war: „Die achtziger Jahre waren das Jahrzehnt des Umbruchs in der Molekularbiologie, in der Cyberscience, in der Populärkultur, und sogar in der Physik. Der klassische Körper der Embryologie und darüber hinaus des

gesamten materiellen Universums verlor in diesem stürmischen Jahrzehnt der Information seine Verankerung“ (Keller 1996:326).¹⁵ Indem das kybernetische, systemtheoretische Denken darauf verzichtet, „nach den immanenten Eigenschaften von Organismen und anderen Systemen zu fragen, [bereitet es] den Boden nicht nur für konstruktivistische Ansätze, sondern auch für eine postmoderne Kritik des Essentialismus“ (Weber 2012:410).¹⁶

In ihrer dezidiert nicht-modernen Ausprägung zweiter Ordnung gewinnen Aspekte der Kybernetik an Gewicht, derentwegen sie schon Jahrzehnte vorher als vierte Kränkung der Menschheit titulierte wurde: Ihre analytische und praktische Abschaffung der Unantastbarkeit und Sonderstellung des Menschen (vergl. Hagner/ Hörl 2008:10). Prinzipien wie die Diffusion von Steuerung, Netzwerkstrukturen und Dezentralität sind in den 1990er Jahren in den verschiedensten Wissenschaften und in der Alltagskultur allgegenwärtig, auch wenn die Kybernetik selbst als Begriff nicht mehr präsent ist (ebd. 2008:14). Die „Logik des Intrinsischen“ (Borck 1996:14) ist ein grundlegendes Prinzip der Kybernetik zweiter Ordnung und gewinnt in der Medizin gegen Ende des 20. Jahrhunderts an Einfluss. Anders als die von Bauman beschriebene Ordnung der Moderne, die durch das Misstrauen gegen die ungeordnete, chaotische Natur gekennzeichnet ist und diese auszumerzen sucht, erhebt die Ordnung der nicht-modernen Kybernetik die natürliche Eigendynamik und Emergenz zum Erfolgsprinzip. Diese Deutungsweise korrespondiert mit der kulturellen Renaissance von kosmologischen oder organozentristischen, anti-dualistischen Vorstellungen von Ganzheitlichkeit, die im westlichen Denken lange marginalisiert waren. In dieser Auffassung bilden Mensch und Natur eine ursprüngliche Einheit, zu der es zurückzukehren gilt. Entspre-

15 Das vielfältige Spektrum kybernetischer Denkweisen in Wissenschaft und Populärkultur sowie ihre gegenseitige Bedingtheit und Beeinflussung können hier nicht umfassend dargestellt werden. Deswegen sei an dieser Stelle auf den von Michael Hagner und Erich Hörl herausgegebenen Sammelband (2008) und – vor allem in Hinblick auf die gegenseitige Bedingtheit der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Rezeption der Kybernetik – auf die Monographie Philipp Aumanns (2009) verwiesen.

16 Kybernetische Deutungsmuster wurden von weiteren Denkkollektiven angeeignet und fruchtbar gemacht, wie zum Beispiel in der Sozialtheorie Niklas Luhmanns oder in einer emanzipativen Intention in der feministischen Theorie (vergl. Becker-Schmidt 1995; Hayles 1999; Galison 2001:468f). Im posthumanistischen Denkstil der De-Essentialisierung und Entgrenzung wurde gegen Ende des 20. Jahrhunderts ein politisches Projekt zur Überwindung von diskriminierender, Herrschaft legitimierender Normierung und Klassifizierung erhofft. Emanzipatorische Utopien wie Haraways „Cyborgs für das irdische Überleben“ (1995:176) bauten auf der Vorstellung auf, durch den Kollaps von Körper und Geist beziehungsweise Wesen würden identitäre Festlegungen verunmöglicht und durch modernistische Grenzziehungen gerechtfertigte Herrschaftsverhältnisse instabil.

chende Vorstellungen finden sich offensichtlich in schamanistischen oder New-Age-Bewegungen und auch in weniger offensichtlicher Form in anderen Lebensstilen und Selbstdeutungen, die ab der Mitte des 20. Jahrhunderts populär werden (vergl. Lundin 1999:21f; Eitler/ Scheer 2014:304–310).

Die Vorstellung vom anti-dualistischen, somatischen Selbst taucht in Gestalt von Starzls „puzzle people“, in denen Körper und Geist eine (prekäre) Einheit bilden, auch in der Xenotransplantation wieder auf. Damit sind jedoch auch körperliche Fragmente Teil des Selbst, denen das Wesen ihrer Herkunft anhaftet. Durch seine prinzipielle Unabgeschlossenheit ist die Integrität des sakralisierten ‚Empfänger-Selbst‘ durch die Übertragung dieser vitalen Fragmente in ganz anderer Weise bedroht, als ein maschinenhafter, profaner Empfängerorganismus durch ein ‚Ersatzteil‘. Die Kybernetik zweiter Ordnung hat im Zuge ihrer spätmodernen Transformation einige Elemente abgelegt, die letztlich für die Legitimierbarkeit der Xenotransplantation essentiell sind, nämlich die Abgrenzbarkeit von sakralisiertem Geist und einem materiellen, profanen Körper. Diesen unbestimmten Essentialismus bewahrten die frühen Xenotransplantationsbefürworter neben ihrem protokybernetisch-organizistischen Körpermodell. Ende des 20. Jahrhunderts macht der Verlust essentialistischer Gewissheit über das, was den Menschen ausmacht, die Arbeit an seinen somatischen Grenzen umso gefährlicher.

Die spätmoderne Neuordnung von Tier und Mensch

„Any cell – man, animal, fish, fowl, or insect – given the chance and under the right conditions, brought into contact with any other cell, however foreign, will fuse with it. [...] The whole dear notion of one’s own Self – marvelous, old free-willed, free-enterprising, autonomous, independent, isolated island of a Self – is a myth.“

Lewis Thomas

„Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt. [...] ‚Was ist mit mir geschehen?‘ dachte er.“

Franz Kafka

Wenn, wie Krähling und Mangelsdorf betonen, „mit den Paradigmen, die die Kybernetik aufstellte, nicht nur Transformationen des Humanen, sondern auch unweigerlich Transformationen des Tierlichen und damit auch der Beziehung von Mensch und Tier verbunden“ (2008:81) sind, so sind diese für das Verständnis der Erregung und des Unbehagens um die Xenotransplantation besonders wichtig. Um diese Transformation erst einmal erkennbar zu machen, beginne ich mit einer einfachen Frage: Wie nahmen Menschen zu einer bestimmten Zeit die Fauna wahr, wie begegneten sie dem Tier?

In der Zwischenkriegszeit galten Tiere verbreitet als Natur, welche verstanden wurde als der passive Werkstoff der menschlichen Kultur, also seines Schaffens. In der zergliedernden Perspektive der damaligen Lebenswissenschaften waren Lebewesen biomechanische Produktionssysteme, deren natürlicher Zweck darin bestand, für den Menschen verwertbares Material zur Verfügung zu stellen. Das galt für die Höherzüchtung von Nutzpflanzen genauso wie für Menschenaffen, die gleichzeitig als jüngere Brüder und als ausschaltbares Ersatzteillager dargestellt wurden (vergl. bspw. Voronoff 1928). Obwohl der Tierkörper als dem menschlichen gleich gedacht wurde – das zeigt sich schon daran, dass Experimente an Tieren immer der Wissensgewinnung über menschliche Biologie und Psychologie dienten (vergl. Daston/ Mitman 2005:8) – gab es da etwas jenseits des Körperlichen, das den Menschen vom Tier schied. Anders als das Tier ging der Mensch in dieser Sichtweise nicht im Körper auf. Rein materiell waren Tier und Mensch also gleich und lediglich unterschiedliche Arten von Körpermaschinen, doch sei der Mensch zwar „leiblich ein veredelter Affe, geistig [jedoch] ein Halbgott“ (Brehm 1886:39). Durch seinen Geist war er aus dem Tierreich herausgehoben und konnte es zu seinem Wohl ausbeuten.¹⁷ So war das Tier – egal ob Huhn, Rind oder Schimpanse – immer bezogen auf den Menschen und von seiner erhöhten Warte aus gedacht. Die Beziehungen von Mensch und Tier waren in der Moderne streng auf menschliche Zwecke ausgerichtet:¹⁸ „Die Ordnung und der ihr zugrundeliegende Plan bestimmen, was Werkzeug, und legen fest, was Rohmaterial ist, was nutzlos, was überflüssig war – Unkraut oder Schädling ist. Alle Elemente sind in ihrem

17 Diese Haltung war jedoch schon lange nicht unumstritten. Forderungen, das Tier vor der menschlichen Ausbeutung zu schützen, wurden schon seit dem 19. Jahrhundert deutlich artikuliert, gründeten jedoch entweder in einem Gestus liberaler Humanität oder in einer mehr oder weniger christlich geprägten Empfindung menschlicher Verantwortung gegenüber der Schöpfung (siehe dazu bspw. Bourke 2011:349ff; Eitler 2011).

18 Dem muss es nicht widersprechen, dass es auch vor und in der Moderne affektive Beziehungen von Menschen zu Tieren gab (vergl. bspw. Winter 2008; Kompatscher 2010).

Verhältnis zur Ordnung klassifiziert. Dieses Verhältnis verleiht ihnen ihre Bedeutung und bestimmt das jeweilige [...] Handeln“ (Bauman 2012:107).

Das ausgehende 20. Jahrhundert dagegen lebt mit anderen Tieren: „Animals enter a new economy of being during the modern period, one that is no longer sacrificial in the traditional sense of the term but [...] spectral“ (Lippit 2000:1). Die Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Tiere hat sich potenziert, beziehungsweise haben Sicht und Bezugnahme auf Tiere deutlich an Facettenreichtum gewonnen. Neben Tieren der Wildnis (also oft: der Naturreservate) und Kulturfolgern wie Ratten oder Schaben existieren todgeweihte *Oncomice*, neben Rassehunden mit Mehrwert und anti-allergenen Hauskatzen gibt es transgene Ziegen, die humanes Insulin in ihrer Milch produzieren, oder biotechnologisch optimiertes Schlachtvieh. Während man unter großen Mühen lange ausgerottete Arten wieder in von Menschen besiedelten und geprägten Räumen anzusiedeln versucht, werden höhere Säugetiere geklont. Per Embryonenfusion werden Ziege-Schaf-Chimären erzeugt, und ein menschlicher Zellkern lebt sich in der entkernten Eizelle einer Kuh ein. Neben Tieren, die der Mensch wieder zur Natur machen will, wie Wolf und Wisent, stehen künstliche Tiere, die weder ganz natürlich noch ganz technisch sind (vergl. Daston/ Mitman 2005; Eitler/ Möhring 2008; Haraway 2008).

Das besondere an diesen Tieren ist, dass die allermeisten von ihnen nicht im individuellen Erlebnisraum existieren. Man begegnet kaum einem von ihnen, aber das heißt keineswegs, dass das Tier an Bedeutung verloren hat. Wie der Kulturwissenschaftler Akira Mizuta Lippit feststellt, ist die Moderne gekennzeichnet durch das Verschwinden des Tiers aus dem Lebensraum des Menschen und durch sein Wiedererscheinen in der menschlichen Projektion und Selbstreflexion: in der Philosophie und der Psychoanalyse sowie in Literatur, Film und Kunst (2000:2f). Die oben beschriebenen Tiere sind Menschen zwar als Vorstellung präsent, größtenteils werden sie aber nur vermittelt erfahren, sei es in der Fernsehdokumentation oder verarbeitet und zubereitet. Statt als profanes, unmittelbar erkennbares Biomaterial zur freien Verfügung zu stehen, ist das Tier in vielerlei Hinsicht prekär geworden: „No longer a sign of nature's abundance, animals now inspire a sense of panic for the earth's dwindling resources“ (ebd. 2000:1). Das Tier ist anwesend als ständige Mahnung seines Verschwindens und des Verlustes der Natur. Dies kann als reflexive Bewegung gesehen werden, als Konfrontation mit den Folgen einer anthropozentrischen Weltaneignung, die ihre Lebensgrundlage aufzuzehren droht. Möglich, dass aus dieser Reflexion die enorme kulturelle Bedeutung entsteht, die das Tier heute hat. Denn es dient nicht nur als Symbol für sein eigenes Verschwinden, sondern auch als Gegenstand, anhand dessen menschliche Gefühle gefühlt und ausgedrückt werden können. Von Kin-

dergeschichte bis Science-Fiction: Im Denken mit und über Tiere lassen sich soziale Beziehungen darstellen, die Identifikation und die Erkenntnis des eigenen Erlebens im Anderen erlauben (dazu ausführlich Daston/Mitman 2005). Das Mensch-Tier-Verhältnis der Moderne ist, wie Pascal Eitler (2008, 2013, siehe auch FN 16,17) zeigt, so auch durch eine erhebliche, bis heute anhaltende Emotionalisierung gekennzeichnet.

Vor dem Hintergrund des industriell durchgeführten, nationalsozialistischen Massenmordes und der atomaren Bedrohung entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine fortschritts- und technologie-skeptische Haltung, die einerseits eine authentische Natur zu verteidigen sucht, andererseits aber zunehmend den Menschen selbst als in die Natur eingebunden, als Teil einer *Umwelt* begreift und die Trennung von Natur und Kultur implizit infrage stellt (vergl. Stoff 2006:44f). Eine breite Bewegung zum Schutz der Umwelt und der Tiere verlangt die Bewahrung der Natur um ihrer selbst willen und wendet sich gegen die restlose Objektivierung des Tiers, oder genauer gesagt: einiger Tierarten. Denn Grundrechte werden meist nicht für alle Spezies eingefordert, sondern für Menschenaffen oder gegebenenfalls noch für bestimmte Meeressäuger, die aufgrund ihrer kognitiven und sozialen Leistungen wie Menschen als Persönlichkeiten und Rechtspersonen gelten sollen. Mal implizit, mal explizit geht es hier um die Auflösung einer Grenze zwischen Tier und Mensch, die als Konstrukt, als menschliches Herrschaftsinstrument skandalisiert wird, zugunsten einer „Gemeinschaft der Gleichen“ (The Great Ape Project n.d.; vergl. bspw. Shapiro 1989; Cavalieri 2001). Der Blick auf das Tier ist zunehmend bemüht, ihm um seinetwillen gerecht zu werden und im Tier nicht das Mittel, sondern den Zweck zu erkennen.

In dieser Grenzauflösung von Mensch und Tier zeigt sich nur eine der zahlreichen (kulturellen) Manifestationen der entgrenzenden Tendenz der spätmodernen Kybernetik zweiter Ordnung. Diese Tendenz informiert auch Denkstil und Praxis der Lebenswissenschaften. Die dualistische sinnstiftende Ordnung der Moderne verliert an Evidenz, denn „menschliche Erscheinungsweisen wie ‚warme Leichen‘, ‚schwängere Hirntote‘ oder ‚tiefgefrorene Embryonen‘ lassen sich durch die gewohnten Gegenüberstellungen wie natürlich oder künstlich, lebendig oder tot, organisch oder technisch kaum mehr angemessen beschreiben“ (Manzei 2003:200; vergl. Helmreich 2011). Dass diese Verunsicherung auch die Grenze zwischen Mensch und Tier einschließt, zeigen zum Beispiel die Äußerungen von Bill Clinton, der erklärte, er sei „deeply troubled“ by research „involving the mingling of human and non-human species“ (1998, zit. nach Bonnicksen 2009:6) und nicht trennt zwischen dem Zusammenbringen von *biologischem Material* menschlichen und tierischen Ursprungs und

der Vorstellung einer Verschmelzung des tierischen und menschlichen Wesens.¹⁹

Hier entsteht eine Spannung zwischen dem Versuch, die Ordnung der ontologischen Unterscheidbarkeit von Mensch und Tier zu bewahren und der konzeptuellen und praktischen Gleichheit auf der (mikro-)biologischen Ebene, auf der die Lebenswissenschaften aufbauen. Diese Analogisierung ist genau das Ziel kybernetischen Denkens: „Man abstrahiert von den technischen, biologischen oder sozialen Spezifika der Systeme und analysiert die allen gemeinsamen Prinzipien der Regelung und der Nachrichtenübermittlung mit einheitlicher Methodik“ (Penzlin 2004:496).

Dieser nicht-essentialistische Ansatz ermöglicht es einerseits, kognitive Fähigkeiten und andere Anlagen, die bislang immer dem Menschen vorbehalten und für ihn konstitutiv waren, auch bei Tieren in ähnlicher Form zu erkennen. Beispiele hierfür sind Sprachfähigkeit oder das Vorhandensein einer (materiellen) Kultur bei nichthumanen Primaten oder Papageienarten (vergl. u.a. Lethmate 1991; Savage-Rumbaugh et al. 2005; Gillespie-Lynch et al. 2011).

Auf der anderen Seite werden menschliche kognitive Leistungen, die bisher als Bewusstsein oder Geist weitgehend auf einer nicht-körperlichen, eben geistigen oder wesenhaften Ebene verortet wurden, mehr und mehr auf körperliche Funktionen und damit in den Bereich der Biologie zurückgeführt. Dazu trug einerseits die Popularisierung des genetischen Determinismus in den 1990er Jahren bei, der nahelegt „sich selbst und sein Gegenüber als ein selbststeuerndes und deshalb auch verwaltbares System zu verstehen, das bei entsprechendem Input eigenverantwortlich funktioniert“ (Duden 2002:264). Andererseits leisteten auch die Neurowissenschaften ihren Beitrag, indem sie die liberal-humanistische Vorstellung des freien Willens oder gar das Bewusstsein an sich infrage stellen und zum Effekt unbewusster neurologischer Funktionen erklären (bspw. Roth 2006; Singer 2009)☐. Somit werden soziale, kulturelle oder psychologische Phänomene biologisiert und die Somatisierung des Selbst und die Naturalisierung gesellschaftlicher Zusammenhänge weiter verstärkt (vergl. bspw. Turner 1992; Rose 2007).²⁰ Mit dem

19 In eine ähnliche Richtung weisen die paradoxen Bemühungen des Deutschen Ethikrates, die Einordnung von Mensch-Tier-Chimären in eine ontologische Kategorie dieser Dichotomie mittels quantitativer Bestimmung des jeweiligen Anteils am Erbgut zu erreichen – während gleichzeitig bis auf die Nachkommastelle genau angegeben wird, dass Mensch und Schimpanse 98,7% ihrer DNA gemein haben (Deutscher Ethikrat 2011:64,79f, 97f).

20 Dass das Gesellschaftliche in der Frage nach menschlichem Verhalten und Zusammenleben durch die Renaissance eines soziobiologischen Determinismus marginalisiert wird, zeigen neuere sozialwissenschaftliche Analysen lebenswissenschaftlicher

Bedeutungsverlust von a priori definierten Normen und Eigenschaften sowie essentialistischen Kategorien und der Orientierung an System-Umwelt-Kopplung und individueller Leistung wird die rigide Grenzziehung zwischen Mensch und Tier unplausibel und ein dynamisches Kontinuum der Befähigungen, auf dem alle menschlichen und nicht-menschlichen Tiere ihren individuellen Platz finden, gewinnt an Evidenz (vergl. Bourke 2011:170–181).

Diese entgrenzende Tendenz, die ich hier recht allgemein im Rahmen eines alltagskulturellen und wissenschaftlichen Denkstils umrissen habe, erweist sich als äußerst wirkmächtig, wenn man betrachtet, welche Möglichkeiten diese Perspektive auf den Menschen und das Tier im wissenschaftlichen Handeln ermöglicht. Dies gilt wiederum in besonderer Weise für die neuen Möglichkeitshorizonte der Xenotransplantation, „[d]enn schließlich ist es, um die [...] Veränderung lebender Materie über alle Speziesgrenzen hinweg rechtfertigen zu können, zuerst einmal notwendig, die ganze Vorstellung von einem Organismus als einer unantastbaren, identifizierbaren, mit dauerhaften Attributen versehenen Existenz in Frage zu stellen“ (Rifkin 2000:312).

Die Verunsicherung über die Grenze zwischen Innen und Außen des Körpers und der Gattung spitzt sich in der von verschiedenen Biologie-Theoretikern vorgeschlagenen und breit rezipierten Neudefinition des Organismus zu: „Functional biological wholes, the entities that we primarily think of as organisms, are in fact cooperating assemblies of a wide variety of lineage-forming entities“ (Dupré 2012:126; vergl. bspw. Thomas 1974; Margulis/ Sagan 2002; Benezra et al. 2012). Demzufolge ist der Organismus eines großen Vielzellers wie dem Menschen als polygenomisches Multispezies-Komposit zu fassen.

Das kybernetische Denken zweiter Ordnung betrachtet die Forschung an Tieren als einen Prozess, in dem Tier und Mensch gleichermaßen als Akteure mit Interessen auftreten und *interagieren* (Despret 2004; Callon 2006; Krähling/ Mangelsdorf 2008), beziehungsweise in dem von Dupré beschriebenen Modell des Organismus und in Starzls immunologischen Chimären innerhalb einer Einheit *intraagieren*.²¹ Diese entgrenzende, nicht-essentialistische Konzeption von Organismen ermöglicht und erfordert neue, speziesüberschreitende Weisen der Vermittlung und der Bezugnahme, für die „die im Rahmen der Kybernetik und auf einer system- und informationstheoretischen Ebene proklamierte Gleichheit zwischen

Wissensproduktion (Pieri/ Levitt 2008; Schulze/ Schäfer 2012; Plümecke 2013).

21 Die Betonung der Selbsttätigkeit und Wirkmächtigkeit nichtmenschlicher Akteure findet sich in einer vielsagenden Formulierung des Turning Point Project: „Biotech creatures and microbes are unpredictable. They can reproduce, cross-pollinate, mutate and migrate“ (1999).

differenten Ontologien als eine mögliche Basis“ (Krähling/ Mangelsdorf 2008:75) dienen kann. Der Fokus auf die Beziehungsweisen zwischen und innerhalb von Organismen gewährt neue Perspektiven auf vielfältige speziesübergreifende Partnerschaften wie zwischen den Bakterien der Darmflora und ihrem menschlichen Wirt, der Diabetes-Patientin und ihren transplantierten porcinen Inselzellen, jungen Gänsen und Konrad Lorenz oder Donna Haraway und ihrer Hündin. Mit Hilfe des kybernetischen, informationstheoretischen Ansatzes können all diese Beziehungen gleichermaßen in Termini der Kommunikation und Interaktion gefasst werden. Die Begegnung zwischen den Spezies ist in dieser Betrachtungsweise nicht durch eine a priori gegebene Grenze vorbestimmt. Erst durch das Sich-auf-einander-Einlassen, durch das „miracle of attunement“ (Despret 2004:125) entstehen temporäre Akteure und Identitäten (vergl. Despret 2006, 2013; Tsing 2012).

In diesem anti-dualistischen Verständnis wird die speziesübergreifende Übertragung funktioneller biologischer Einheiten zum ontologischen Rätsel: Ist ein Stallhase, der dank des eingespleißten Gens einer Qualle fluoresziert, ein Hase, mehr als ein Hase oder kein Hase mehr? Und wenn man erst einmal angefangen hat, solche Fragen zu stellen: Was ist eine Maus, die dank eines humanen Gens eine menschliche Krebsform ausbildet? Ein Affe, in dessen Hirn menschliche Stammzellen eingepflanzt wurden? Ein transgenes Schwein, dessen Organe so ‚menschlich‘ geworden sind, dass der menschliche Körper sie nicht mehr als speziesfremd abstößt? Oder ein an Morbus Parkinson erkrankter Mensch, dessen degenerierende Hirnzellen durch neuronale Zellen eines Schweinefötus' kompensiert werden? Von dieser ‚künstlichen Natur‘ ist der Mensch also alles andere als ausgenommen. Je mehr er sich auf seinen Interaktionspartner, das biotechnologisch zu modifizierende Lebewesen, einlässt, desto mehr geschieht auch mit ihm, denn eine solche „anthropo-zoo-genetic practice“ [is] a practice that constructs animal and human“ (Despret 2004:122). Die Instrumentalisierung des Lebendigen schließt also die permanente „*technologische Redefinition menschlicher Existenz*“ (Manzei 2003:210, Hervorh. i. O.) mit ein. Aus der Perspektive des entgrenzenden kybernetischen Denkstils zweiter Ordnung ist die menschliche Natur „an interspecies relationship“ (Tsing 2012:141). An die Stelle des intrinsischen, vollendeten, „zu Tatsachen und Kausalprozessen fixierten Seins“ (Stapelheldt 2008:18) tritt das dynamische, instabile und relationale Werden, die Potentialität. Sowohl auf der kulturell-geistigen als auch auf der biologisch-materiellen Ebene erscheint der Mensch nicht mehr als von der Natur und ihrem Tierreich abgrenzbar, sondern als „just a small link in nature's chain. From this point of view, the idea of using [...] technology to bring these species closer to each other does not encounter any obstacle;

it is instead seen as a way to help nature along, *bringing together things that belong together*“ (Lundin 1999:20, Hervorh. d. Verf.).

Implikationen: Die Dialektik der Entgrenzung

„Die Angst, das Selbst zu verlieren und mit dem Selbst die Grenze zwischen sich und anderem Leben aufzuheben, die Scheu vor Tod und Destruktion, ist einem Glücksversprechen verschwistert, von dem in jedem Augenblick die Zivilisation bedroht war.“

*Max Horkheimer und
Theodor W. Adorno*

Generell lässt sich die Veränderung, die die sinnstiftende Ordnung der Körper- und Speziesgrenze zwischen den 1920er und 1990er Jahren erlebt hat, beschreiben als eine tendenzielle Entwicklung weg von modernistisch-dualistischen Deutungsweisen und hin zu einer nicht-modernen, entgrenzenden Ordnung, befördert durch die Transformation und Radikalisierung kybernetischer Denkweisen. Mit Modernismus und Nicht-Moderne sind hierbei zwei Pole eines idealtypischen Spannungsfelds bezeichnet.

Wenn das Subjekt der Moderne sich als „Maschinenmensch in einer kausal-mechanischen Maschinenwelt“ (Stapelfeldt 2008:22) erfährt, so ist es dennoch scharf umrissen, ein definierter Einzelner innerhalb eines organisierten, sinnvoll strukturierten Systems. Auch wenn er sich also in eine materielle Formation eingespannt sieht, in dem auch sein Körper seine Funktion und seinen Ort hat, kann sich dieser Einzelne von der ihn umgebenden Welt anhand seines Geistes unterscheiden und erlebt seine authentische Persönlichkeit als die Dingwelt transzendierend.

Diese Gewissheit über die eigenen (körperlichen) Grenzen und damit über das Selbst ist, wie ethnografische Arbeiten unter anderem von Susanne Lundin zeigen, zum Ende des 20. Jahrhunderts verloren gegangen: „[I]n late modern society we are far from regarding ourselves as merely cogs in a gigantic cosmological or societal machine. The machinery is rather seen as proceeding from ourselves“ (Lundin 1999:25). Wie auch die Analyse der Veränderung des Körperbildes in der Xenotransplantation gezeigt hat, wird das Selbst in der Spätmoderne stark über den Körper erfahren. Laut Lundin ist dies eine Folge der nachhaltigen und umfassenden Verunsicherungen der reflexiven Moderne: „This longing for authenticity is also one of the characteristics of the risk culture. The will

to place the body and the self in the centre, to create a personal oasis, gives an illusion of security“ (ebd. 1999:25). Es ist also zu beobachten, dass die Grenze zwischen Körper und Geist sich verändert und ihre Rigidität verloren hat.

Die oben beschriebenen Entwicklungen – Prozesse der Deontologisierung, der Somatisierung und Flexibilisierung des Selbstverhältnisses – sind nicht einfach als Auflösung oder Versöhnung des rigiden, folgenreichen Gegensatzes von Leib und Geist zu verstehen. Stattdessen haben sich die Verhältnisse in gewisser Weise umgekehrt. Das Ich füllt den Körper nicht mehr wie eine leere Hülle mit Sinn und Wesen aus, es transzendiert ihn nicht, sondern fällt auf ihn zurück und wird, wo es sich überhaupt noch von ihm zu unterscheiden vermag, durch ihn bestimmt. War es früher der Geist, der den Körper und die übrige Dingwelt befehligte, so ist in der Spätmoderne der Körper gegenüber dem Ich übermächtig und eigenständig geworden: „The self has retreated inside the body, is a witness to itself, a tiny figure in a cosmic landscape, which is the body. [...] The unimaginably small and the unimaginably large coalesced in the same image, agency residing in cells, the person becoming an observer of the agency of others inside him or herself. The ‚I‘ who used to wear the body like a closely fitting set of clothes is now miniaturized, and is dwarfed by its body. The ‚I‘ is made a passive and powerless witness to the doings of the components of the body. Somewhere in the system lies agency; the ‚I‘ can only watch“ (Martin 1992:125).

Aus diesem Gefühl der Überwältigung und dem Schwinden ontologischer Sicherheiten erwächst die Furcht vor Selbstverlust, die das Reden über Xenotransplantation um die Jahrtausendwende durchdringt. Diese Angst ist die Kehrseite der umfassenden Tendenz zur Entgrenzung und Auflösung bisher stabiler Entitäten und Identitäten, die den theoretischen Rahmen der Technowissenschaften bildet und auf der ihre Heilsversprechen fußen, „for when biotechnology makes it possible to transgress and even erase fixed boundaries, between different bodies and life forms, a need arises to place oneself in a meaning-creating system“ (Lundin 1999:21).

Obwohl die vorgestellten Körperkonzepte nicht die einzigen zeitgenössisch virulenten waren, lässt sich hier eine epochentypische Tendenz erkennen: Der Mensch, der sich in der Moderne noch gegen das Tierreich behauptete und dieses im humanistischen Gestus der instrumentellen Ordnung des Geistes unterwarf, empfindet sich zum Ende des Jahrhunderts als Teil einer komplexen Ordnung, in der Natur und Kultur, Körper und Geist, Mensch und Tier ineinander spannungsreich verschmelzen. Statt die Natur als sein Anderes zur eigenen Verbesserung zu instrumentalisieren, erfährt sich der Mensch zunehmend nicht mehr einfach als ihr

Beherrscher, sondern als selbst mit ihr untrennbar verbunden. Nietzsches Diktum, im Menschen sei „Geschöpf und Schöpfer vereint“ (1968:167), erfährt so eine bedrohliche Wendung: Mit jedem Eingriff in die äußere Natur wird auch die eigene, innere manipuliert: Subjekt und Objekt sind im Forschungsprozess nicht mehr scharf trennbar. Diese Dynamik hat Teresa Heffernan als Frankenstein-Paradox beschrieben: „[M]an emerges from the lab as ‚naturally‘ superior to the nonhuman world, and yet this world is free to be exploited precisely because it has no natural boundaries“ (2003:128). An diesem Punkt schlägt das moderne Projekt der restlosen Unterwerfung der Natur dialektisch in eine paranoid anmutende Überwältigungsphantasie um, denn „in this boundless state, it threatens to infect the human and thus must be stopped“ (ebd. 2003:128). Entgrenzung bedeutet so immer beides zugleich: Die Hoffnung auf Überwindung eigener Unzulänglichkeit und Beschränkung sowie die Angst vor dem Verlust dessen, was das Eigene überhaupt erst ausmacht.

Somit komme ich zu dem Schluss, dass der Bruch, der die speziesübergreifende Transplantation in den 1990er Jahren so schwer erträglich macht, auf die Verlagerung des sinnstiftenden Deutungssystems von stabilen Strukturen wie Hierarchie, Arbeitsteilung, Lokalisation und natürlichen, abgeschlossenen Körpern hin zum Denken in Potentialität, „Kodes, Dispersion, Vernetzung und fragmentierter postmoderner Subjektivität“ (Haraway 1995:174) zurückgeht, die sich zwischen den 1920er und 1990er Jahren vollzogen hat. Die Auflösung konstitutiver Grenzen und der Verlust ontologischer Gewissheiten evoziert die Angst vor Selbstverlust und lässt das Bedürfnis erstarken, die fragil gewordenen Grenzen zu wahren und das sensible, offene Körper-System vor dem Außen zu schützen. Die Biotechnologie, deren Theorie und Methodik auf dem entgrenzenden kybernetischen Denken zweiter Ordnung aufbaut, ist deshalb mit Widerständen und ontologischen Reinhaltungsbemühungen konfrontiert, die auf die Verteidigung eines von Eindeutigkeit und Identität gekennzeichneten, modernistischen Sinnsystems abzielen, wie die eingangs bereits zitierte Kampagne des Turning Point Project: „[T]here is a boundary between lifeforms that gives each its integrity, and identity. We are not fish; we are not plants. They are not each other“ (1999). In dieser um (leibliche) Authentizität und Reinheit zentrierten Ordnung erscheint ein xenogenes Transplantat tatsächlich als bedrohlicher Fremdkörper, als „matter out of place“ (Douglas 1985).

Literaturverzeichnis

- Anonymus. 1992. Affenhorden als Organbank. *Der Spiegel*, Juli, 202–205.
- Anonymus. 1925. Can old age be deferred? An Interview with Dr. Serge Voronoff, the Famous Authority on the Possibilities of Gland Transplantation. *Scientific American* 133: 226–227.
- Anonymus. 1927a. Gland Expert Plans a Race of Superman. *The Milwaukee Journal*, 3.
- Anonymus. 1927b. SUPERMEN Life of 150 Years CLAIM OF DR. VORONOFF. *The Mail*, Juli, 10.
- Aumann, Philipp. 2009. *Mode und Methode. Die Kybernetik in der Bundesrepublik Deutschland*. Göttingen: Wallstein.
- Bailey, Leonard L. 1990. Organ Transplantation: A Paradigm of Medical Progress. *The Hastings Center Report* 20: 24–28.
- Bauman, Zygmunt. 2012. *Dialektik der Ordnung : die Moderne und der Holocaust*. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.
- Becker-Schmidt, Regina. 1995. Homo-Morphismus. Autopoietische Systeme und gesellschaftliche Rationalisierung. In *Diese Welt wird völlig anders sein. Denkmuster der Rationalisierung*, Hrsg. Brigitte Aulenbacher und Tilla Siegel, 99–119. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Benezra, Amber, Joseph DeStefano und Jeffrey I Gordon. 2012. Anthropology of microbes. *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 109: 6378–81.
- Berliner, Brett A. 2004. Mephistopheles and Monkeys: Rejuvenation, Race, and Sexuality in Popular Culture in Interwar France. *Journal of the History of Sexuality* 13: 306–325.
- Berman, Louis. 1922. *The Glands Regulating Personality. A study of the glands of internal secretion in relation to the types of human nature*. New York: Macmillian Company.
- Bonnicksen, Andrea L. 2009. *Chimeras, hybrids, and interspecies research politics and policymaking*. Washington, D.C.: Georgetown University Press.
- Borck, Cornelius. 1996. Anatomien medizinischer Erkenntnis. Der Aktionsradius der Medizin zwischen Vermittlungskrise und Biopolitik. In *Anatomien medizinischen Wissens: Medizin - Macht - Moleküle*, Hrsg. Cornelius Borck, 9–52. Frankfurt am Main: Fischer.
- Bourke, Joanna. 2011. *What It Means to Be Human: Reflections from 1791 to the Present*. Berkeley, CA: Counterpoint.
- Brehm, Alfred Edmund. 1886. *Brehms Thierleben. Allgemeine Kunde des Thierreichs, Bd. 3*. Leipzig: Verlag des Bibliographischen Instituts.
- Brown, Nik. 1998. "Ordering Hope. Representations of Xenotransplantation - An Actor/Actant Network Theory Account." Lancaster University.
- Brown, Nik und Mike Michael. 2001. Switching between Science and Culture in Transpecies Transplantation. *Science, Technology & Human Values* 26: 3–22.
- Brücker, Adrian. 2011. *Die monistische Naturphilosophie im deutschsprachigen Raum um 1900 und ihre Folgen : Rekonstruktion und kritische Würdigung naturwissenschaftlicher Hegemonialansprüche in Philosophie und Wissenschaft / Adrian Brücker*. Berlin: WVB, Wissenschaftlicher Verlag Berlin.
- Van Buren Thorne, M.D. 1922. "The Craze for Rejuvenation." *New York Times*, 54.
- Callon, Michel. 2006. Einige Elemente einer Soziologie der Übersetzung: Die Domestikation der Kammuscheln und der Fischer der St. Brieuc-Bucht. In *ANThology : ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*, Hrsg. Andrea Belliger und David J. Krieger, 135–174. Bielefeld: transcript.
- Cavalieri, Paola. 2001. *The animal question : why nonhuman animals deserve human rights*. Oxford: Oxford Univ. Press.

- Cook, Peta, Gavin Kendall, Mike Michael und Nik Brown. 2005. *Xenotourism: Some notes on global regulation. Paper presented to the Social Change in the 21st Century Conference.*
- Cook, Peta S., Gavin Kendall, Mike Michael und Nik Brown. 2011. The textures of globalization: biopolitics and the closure of xenotourism. *New Genetics and Society* 30: 101–114.
- Cuperschmid, Ethel Mizrahy und Tarcisio Passos Ribeiro De Campos. 2007. Dr. Voronoff's curious glandular xenotransplants. *História, Ciências, Saúde* 14: 1–24.
- Daston, Lorraine und Gregg Mitman. 2005. Introduction: The How and Why of Thinking with Animals. In *Thinking with animals: new perspectives on anthropomorphism*, Hrsg. Lorraine Daston und Gregg Mitman, 1–13. New York, Chichester, West Sussex: Columbia University Press.
- Denner, Joachim. 1999. Xenotransplantation 1999. *Bundesgesundheitsblatt - Gesundheitsforschung - Gesundheitsschutz* 42: 825–826.
- Despret, Vinciane. 2013. From Secret Agents To Interagency. *History and Theory* 52: 29–44.
- Despret, Vinciane. 2006. Sheep do have opinions. In *Making Things Public. Atmospheres of Democracy*, Hrsg. Bruno Latour und Peter Weibel, 360–370. M.I.T. Press.
- Despret, Vinciane. 2004. The Body We Care for: Figures of Anthro-zoo-genesis. *Body & Society* 10: 111–134.
- Deutscher Ethikrat. 2011. *Mensch-Tier-Mischwesen in der Forschung: Stellungnahme.* Berlin: Dt. Ethikrat.
- Douglas, Mary. 1985. *Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu.* Berlin: Dietrich Reimer Verlag.
- Duden, Barbara. 2002. *Die Gene im Kopf - der Fötus im Bauch: Historisches zum Frauenkörper.* Hannover: Offizin.
- Dupré, John. 2001. *Human nature and the limits of science.* Oxford; New York: Clarendon Press.
- Dupré, John. 2012. *Processes of Life. Essays in the Philosophy of Biology.* Oxford; New York: Oxford University Press.
- Dupré, John. 2007. *The Constituents of Life.* Spinoza le. Assen: Van Gorcum.
- Eitler, Pascal. 2013. Tierliebe und Menschenführung. Eine genealogische Perspektive auf das 19. und 20. Jahrhundert. *Tierstudien* 2: 40–50.
- Eitler, Pascal. 2008. Übertragungsgefahr. Zur Emotionalisierung und Verwissenschaftlichung des Mensch-Tier-Verhältnisses im deutschen Kaiserreich. In *Rationalisierungen des Gefühls: zum Verhältnis von Wissenschaft und Emotionen 1880-1930*, Hrsg. Uffa Jensen und Daniel Morat, 171–187. Paderborn: Fink.
- Eitler, Pascal. 2011. „Weil sie fühlen, was wir fühlen“. Menschen, Tiere und die Genealogie der Emotionen im 19. Jahrhundert. *Historische Anthropologie* 19.
- Eitler, Pascal und Maren Möhring. 2008. Eine Tiergeschichte der Moderne: theoretische Perspektiven. *Traverse: Zeitschrift für Geschichte* 15: 91–106.
- Eitler, Pascal und Monique Scheer. 2014. Emotionengeschichte als Körpergeschichte. Eine heuristische Perspektive auf religiöse Konversionen im 19. und 20. Jahrhundert. *Geschichte und Gesellschaft* 35: 282–313.
- Fausto-Sterling, Anne. 2000. *Sexing the body. Gender politics and the construction of sexuality.* New York, NY: Basic Books.
- Fontecave, Marc. 2010. Das Leben molekular verstehen: Reduktionismus gegen Vitalismus. *Angewandte Chemie* 122: 4108–4112.
- Freudenthal, Gideon und Oliver Schlaudt. 2012. Das materialistische Programm. In *Handbuch Wissenschaftssoziologie*, Hrsg. Sabine Maasen, Mario Kaiser, Martin Reinhardt und Barbara Sutter, 35–44. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

- Galison, Peter. 2001. Die Ontologie des Feindes: Norbert Wiener und die Vision der Kybernetik. In *Ansichten der Wissenschaftsgeschichte*, Hrsg. Michael Hagner. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch.
- Gillespie-Lynch, K., P. M. Greenfield, H. Lyn und S. Savage-Rumbaugh. 2011. The role of dialogue in the ontogeny and phylogeny of early symbol combinations: A cross-species comparison of bonobo, chimpanzee, and human learners. *First Language* 31: 442–460.
- Hagner, Michael und Erich Hörl. 2008. *Die Transformation des Humanen: Beiträge zur Kulturgeschichte der Kybernetik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hagner, Michael und Erich Hörl. 2008. Überlegungen zur kybernetischen Transformation des Humanen. In *Die Transformation des Humanen: Beiträge zur Kulturgeschichte der Kybernetik*, Hrsg. Erich Hörl und Michael Hagner, 7–37. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hammer, Claus. 1999. *Tierorgane für Menschen: medizinische Möglichkeiten und ethische Fragen der Xenotransplantation*. Dortmund: Humanitas.
- Hammer, Claus. 2002. Zu den Möglichkeiten der Xenotransplantation. *Bundesgesundheitsblatt - Gesundheitsforschung - Gesundheitsschutz* 45: 801–806.
- Haraway, Donna Jeanne. 1995. Die Biopolitik postmoderner Körper. Konstitutionen des Selbst im Diskurs des Immunsystems. In *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen*, Hrsg. Carmen Hammer und Immanuel Stieß, 160–199. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Haraway, Donna Jeanne. 2008. *When species meet*. Hrsg. Cary Wolfe. Minneapolis: Univ. of Minnesota Press.
- Harrasser, Karin. 2013. Sensible Prothesen. Medien der Wiederherstellung von Produktivität. *Body Politics* 1: 99–117.
- Hayles, N. Katherine. 1999. *How we became posthuman: virtual bodies in cybernetics, literature, and informatics*. Chicago, London: The University of Chicago Press.
- Heffernan, Teresa. 2003. Bovine Anxieties, Virgin Births, and the Secret of Life. *Cultural Critique* 116–133.
- Helmreich, Stefan. 2011. What Was Life? Answers from Three Limit Biologies. *Critical Inquiry* 37: 671–696.
- Huerkamp, Claudia. 1986. Medizinische Lebensreform im späten 19. Jahrhundert. Die Naturheilbewegung in Deutschland als Protest gegen die naturwissenschaftliche Universitätsmedizin. *VSWG: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 73: 158–182.
- Hüsing, Bärbel, Eve-Marie Engels, Thomas Frick, Klaus Menrad und Thomas Reiß. 1998. *Xenotransplantation. Technologiefolgenabschätzung*. Bern.
- Hüsing, Bärbel, Eve-Marie Engels, Sibylle Gaisser und René Zimmer. 2001. *Technologiefolgen-Abschätzung Zelluläre Xenotransplantation*. Bern: Schweizerischer Wissenschaftsrat.
- Kammerer, Paul. 1918. *Einzeltd, Völkertod, biologische Unsterblichkeit und andere Mahnworte aus schwerer Zeit / Paul Kammerer*. Wien: Anzengruber.
- Keller, Evelyn Fox. 1996. Der Organismus: Verschwinden, Wiederentdeckung und Transformation einer biologischen Kategorie. In *Vermittelte Weiblichkeit: feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*, Hrsg. Elvira Scheich, 313–334. Hamburg: Hamburger Edition.
- Kompatscher, Gabriela. 2010. *Tiere als Freunde im Mittelalter: eine Anthologie*. Badenweiler: Wissenschaftlicher Verlag Bachmann.
- Krähling, Maren und Marion Mangelsdorf. 2008. Speziesüberschreitende Kommunikations- und Beziehungsformen zwischen kybernetischen Organismen: Suchbewegungen

- zwischen Pferd, Mensch und Onkomaus im Zeitalter der Technoscience. *Traverse : Zeitschrift für Geschichte* 3: 75–90.
- Latour, Bruno. 2008. *Wir sind nie modern gewesen: Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lethmate, Jürgen. 1991. Haben Schimpansen eine materielle Kultur? *Biologie in unserer Zeit* 132–139.
- Lexer, Erich. 1919. *Die freien Transplantationen, 1. Teil*. Stuttgart: Enke.
- Lippit, Akira Mizuta. 2000. *Electric animal : toward a rhetoric of wildlife*. Minneapolis, Minn: University of Minnesota Press.
- Long Range Planning Committee. 1990. What's Past Is Prologue. A "White Paper" on the Future of Physiology and the Role of the American Physiological Society in It. *The Physiologist* 33: 161–180.
- Lundin, Susanne. 1999. The boundless body: Cultural perspectives on xenotransplantation. *Ethnos* 64: 5–31.
- Manzei, Alexandra. 2003. Eingededenken der Lebendigkeit im Subjekt? -- Kritische Theorie und die anthropologischen Herausforderungen der biotechnologischen Medizin. In *Kritische Theorie der Technik und der Natur*, Hrsg. Gernot Böhme und Alexandra Manzei, 199–220. München: Fink.
- Margulis, Lynn und Dorion Sagan. 2002. *Acquiring genomes: A theory of the origins of species*. 1st Hrsg. New York, NY: Basic Books.
- Martin, Emily. 1992. the end of the body? *American Ethnologist* 19: 121–140.
- Nietzsche, Friedrich. 1968. *Jenseits von Gut und Böse : Zur Genealogie der Moral (1886-1887)*. Hrsg. Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Berlin: Walter de Gruyter.
- Oeser, Erhard. 1986. "Brehms Tierleben" wissenschaftstheoretisch betrachtet. *Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Geschichte der Naturwissenschaften* 6: 73–77.
- Penzlin, Heinz. 2004. Die vergleichende Tierphysiologie. In *Geschichte der Biologie : Theorien, Methoden, Institutionen, Kurzbiographien*, Hrsg. Ilse Jahn, 462–498. Hamburg: Nikol.
- Pickering, Andrew. 2004. Mit der Schildkröte gegen die Moderne. Gehirn, Technologie und Unterhaltung bei Grey Walter. In *Kultur im Experiment*, Hrsg. Henning Schmidgen, Peter Geimer und Sven Dierig, 102–119. Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Pieri, Elisa und Mairi Levitt. 2008. Risky individuals and the politics of genetic research into aggressiveness and violence. *Bioethics* 22: 509–18.
- Plümecke, Tino. 2013. *Rasse in der Ära der Genetik : die Ordnung des Menschen in den Lebenswissenschaften*. Bielefeld: transcript.
- Pollok, Jörg-Matthias. 2003. Immunisation xenogener Langerhans-Inseln in einer mittels "tissue engineering" geformten Chondrozyten-Knorpel-Kapsel. In *Xenotransplantation: Grundlagen, Chancen, Risiken*, Hrsg. Helmut Grimm, 199–207. Stuttgart; New York: Schattauer.
- Rabinow, Paul. 2004. Fragmentierung und Würde in der Spätmoderne. In *Anthropologie der Vernunft : Studien zu Wissenschaft und Lebensführung*, Hrsg. Carlo Caduff und Tobias Rees, 153–178. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rémy, Catherine. 2009. The Animal Issue in Xenotransplantation: Controversies in France and the United States. *History & Philosophy of the Life Sciences* 31: 405–428.
- Rifkin, Jeremy. 2000. *Das biotechnische Zeitalter. Die Geschäfte mit der Genetik*. München: Goldmann.
- Rose, Nikolas S. 2007. *Politics of life itself: Biomedicine, power, and subjectivity in the twenty-first century*. Princeton: Princeton University Press.
- Roth, Gerhard. 2006. Das Zusammenwirken bewußt und unbewußt arbeitender Hirngebiete bei der Steuerung von Willenshandlungen. In *Willensfreiheit als interdisziplinä-*

- res Problem*, Hrsg. Kristian Köchy und Dirk Stederth, 17–38. Freiburg im Breisgau, München: Karl Alber.
- Savage-Rumbaugh, Sue, Pär Segerdahl und William Fields. 2005. *Kanzi's primal language: the cultural initiation of primates into language*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Schaffner, Kenneth F. 1998. Paradigm Changes in Organ Transplantation: A Journey Toward Selflessness? *Theoretical Medicine and Bioethics* 19: 425–440.
- Schickanz, Silke. 2003. Fremdkörper: Grenzüberschreitung als Prinzip der Transplantationsmedizin. In *Biofakte: Versuch über den Menschen zwischen Artefakt und Lebewesen*, Hrsg. Nicole C. Karafyllis, 179–197. Paderborn: Mentis.
- Schickanz, Silke. 1999. Mensch-Tier-Chimären. Bemerkungen zur Transplantationsmedizin und ihrer Geschichte. In *Der Frankenstein-Komplex. Kulturgeschichtliche Aspekte des Traums vom künstlichen Menschen*, Hrsg. Rudolf Drux, 184–203. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schickanz, Silke. 2012. Xenotransplantation. *Encyclopedia of Applied Ethics, Bd. 4* 4: 565–574.
- Schlich, Thomas. 1998. *Die Erfindung der Organtransplantation. Erfolg und Scheitern des chirurgischen Organersatzes (1880 - 1930)*. Frankfurt am Main: Campus.
- Schulze, Annett und Thorsten Schäfer, Hrsg. 2012. *Zur Re-Biologisierung der Gesellschaft: menschenfeindliche Konstruktionen im Ökologischen und im Sozialen*. Aschaffenburg: Alibri
- Seebach, Jörg D. und Georg Stüssi. 2000. Xenotransplantationsforschung – Frankensteins Erbe? *Schweizerische Ärztezeitung* 81: 2853–2858.
- Shapiro, Kenneth. 1989. The Death of the Animal: Ontological Vulnerability. *Between the Species* 5.
- Sharp, Lesley A. 2011. Monkey Business. Interspecies Longing and Scientific Prophecy in Experimental Xenotransplantation. *Social Text* 29: 43–69.
- Sharp, Lesley A. 2000. The Commodification of the Body and Its Parts. *Annual Review of Anthropology* 29: 287–328.
- Singer, Wolf. 2009. Verschaltungen legen uns fest: Wir sollten aufhören, von Freiheit zu sprechen. In *Hirnforschung und Willensfreiheit: zur Deutung der neuesten Experimente*, Hrsg. Christian Geyer, 30–65. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stapelfeldt, Gerhard. 2008. *Der Imperialismus. Krise und Krieg 1870/73 bis 1918/29. Zweiter Band: Anthropologie und Rationalität*. Hamburg: Kovac.
- Starzl, Thomas E. et al. 1993. Cell migration and chimerism after whole-organ transplantation: The basis of graft acceptance. *Hepatology* 17: 1127–1152.
- Starzl, Thomas E. 1992. *The Puzzle People. Memoirs of a Transplant Surgeon*. Pittsburgh: University of Pittsburgh Press.
- Starzl, Thomas E. und Anthony J. Demetris. 1998. Transplantation Tolerance, Microchimerism, and the Two-Way Paradigm. *Theoretical Medicine and Bioethics* 19: 441–455.
- Stoff, Heiko. 2006. Alraune, Biofakt, Cyborg. Ein körpergeschichtliches ABC des 20. und 21. Jahrhunderts. In *Körper als Maß? Biomedizinische Eingriffe und ihre Auswirkungen auf Körper- und Identitätsverständnisse*, Hrsg. Simone Ehm und Silke Schickanz, 35–50. Stuttgart: Hirzel.
- Stoff, Heiko. 2004. *Ewige Jugend. Konzepte der Verjüngung vom späten 19. Jahrhundert bis ins Dritte Reich*. Köln: Böhlau.
- Stoff, Heiko. 2007. "Firnisschichten auf verfaultem Holz". Eine Geschichte des Alters zu Beginn der 20. Jahrhunderts. In *Marginalisierte Körper zur Soziologie und Geschichte des anderen Körpers*, Hrsg. Torsten Junge und Imke Schminke, 97–116. Münster: Unrast.

- The Great Ape Project. n.d. Equality beyond Humanity. <http://greatapeproject.de/greatapeproject/> (abgerufen am 28.01.2014).
- Thomas, Lewis. 1974. *The Lives of a Cell: Notes of a Biology Watcher*. New York: Viking Press.
- Tsing, Anna. 2012. Unruly Edges: Mushrooms as Companion Species. *Environmental Humanities* 1: 141–154.
- Turner, Bryan S. 1992. *Regulating bodies : essays in medical sociology*. London: Routledge.
- Turning Point Project. 1999. Who plays God in the 21st century? *New York Times*, 21.
- Vallant, Christoph. 2008. *Hybride, Klone und Chimären : zur Transzendierung der Körper-, Art- und Gattungsgrenzen ; ein Buch über den Menschen hinaus*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Voronoff, Serge. 1928. *Die Eroberung des Lebens. Das Problem der Verjüngung*. Stuttgart: Hoffmann.
- Voronoff, Serge. 1920. *Life. A Study of the Means of Restoring Vital Energy and Prolonging Life*. New York: E.P. Dutton & Company.
- Voronoff, Serge. 1939. The Conquest of Old Age. In *Sidelights from the Surgery: Human Experiences in the Consulting Room*, Hrsg. A. Forbath, 1–23. London: Pallas.
- Weber, Jutta. 2012. Neue Episteme: Die biokybernetische Konfiguration der Technowissenschaftskultur. In *Handbuch Wissenschaftssoziologie*, Hrsg. Sabine Maasen, Mario Kaiser, Martin Reinhart und Barbara Sutter, 409–416. Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Weiss, Robin A. 1998. Xenotransplantation. *BMJ* 317: 931–934.
- Winter, Sascha. 2008. "Könnt' man mit Tieren Freundschaft haben, so läge hier mein Freund" : Grab- und Denkmäler für Tiere in Gärten und Parks des 18. Jahrhunderts. *Traverse : Zeitschrift für Geschichte* 15: 29–43.

Shirin Moghaddari, Kontakt: shirin_moghaddari@web.de, studierte bis 2014 Soziologie, Pädagogik und Psychoanalyse in Graz und Frankfurt am Main und war dort Mitglied der Studiengruppe Historische Epistemologie am Forschungszentrum für Historische Geisteswissenschaften. Zu ihren Forschungsinteressen zählen insbesondere Körper- und Techniksoziologie, Wissenschaftstheorie sowie die Geschichte der Medizin und der Lebenswissenschaften. Derzeit ist sie als Redakteurin und Lektorin in einem Verlag tätig.

Das Rennpferd. Historische Perspektiven auf Zucht und Führung seit dem 18. Jahrhundert¹

Simone Derix

English abstract: This article examines the continuing close relationship between racehorse and man since the eighteenth century and thus sets a counterpoint to the theory of the horse age coming to an end. There are two bodily practices that are characteristic of this special human-animal relationship: breeding and leadership. Both practices illustrate the fundamental significance of the racehorse for human beings and the interaction between them. Racehorses were a field of experimentation and a resource for deriving concepts of purity and refinement, communication and leadership. They remained a prestige object and were a means of acquiring certain qualities that set "horse people" apart from others.

Tiere und Tier-Mensch-Beziehungen lassen sich heute aus der Geschichtswissenschaft nicht mehr ausschreiben, auch wenn die Bereitschaft, Tiere in historiographische Überlegungen einzubeziehen, sehr unterschiedlich stark ausgeprägt ist.² Die bislang größte Aufmerksamkeit haben Tiere erfahren, denen eine besonders enge Beziehung zum Menschen attestiert wird. Dazu zählen neben Katzen und Hunden auch Pferde. Eine ihrer Besonderheiten liegt darin, dass sie über die Jahrhunderte nahezu global als Projektionsfläche bzw. Symbol für menschliche Eigenschaften, Befindlichkeiten, Gefährdungen und Ängste dienten.³ Auch daraus erklärt sich das besondere Interesse am Pferd etwa im Vergleich zur Kuh oder zum Regenwurm. Spätestens Reinhart Kosellecks Dankesrede für den Historikerpreis der Stadt Münster 2003 hat das Pferd unübersehbar auf die Forschungsagenda von Histori-

1 Ich danke Bernhard Gißibl, Maren Möhring und ihren Studierenden, Dirk Müller, Sebastian Rojek, Heinz-Peter Schmiedebach und den beiden Peer-Reviewer/innen für Ihre Anregungen und Anmerkungen.

2 Vgl. zu den theoretischen Perspektiven auf eine Tiergeschichte der Moderne Pascal Eitler/Maren Möhring: Eine Tiergeschichte der Moderne. Theoretische Perspektiven, in: *traverse* 15/3 (2008), S. 91-105 sowie als Forschungsüberblick Aline Steinbrecher: „In der Geschichte ist viel zu wenig von Tieren die Rede“ (Elias Canetti). Die Geschichtswissenschaft und ihre Annäherung an die Tiere, in: Carola Otterstedt/Michael Rosenberger (Hrsg.): *Gefährten – Konkurrenten – Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs*, Göttingen 2011, S. 264-286.

3 Vgl. Marlene Baum: *Das Pferd als Symbol. Zur kulturellen Bedeutung einer Symbiose*, Frankfurt am Main 1991.

ker/inne/n gesetzt.⁴ Denn Koselleck adelte das Pferd in seinen Überlegungen zum Ende des Pferdezeitalters zu „einem der wichtigsten Protagonisten der bisherigen Geschichte [...], den die Historie freilich nur am Rande wahrgenommen hatte“.⁵ Bei Koselleck avancierte es zum epochemachenden Akteur, der wesentliche Zäsuren in der Menschheitsgeschichte markierte. Das Pferd betrat damit die historiographische Bühne, rund 25 Jahre, nachdem bereits der britische Wirtschaftshistoriker F.M.L. Thompson vorgeschlagen hatte, Pferde als zentrale Figuren des 19. Jahrhunderts zu betrachten, indem er sie sowohl als Arbeiter als auch als Konsumenten von Hafer und Stroh, Kutschen und Hufeisen sowie zahlreicher Dienstleistungen rund um ihre Existenz begriff.⁶

Wie Koselleck verhandeln auch viele andere Hippohistoriker/innen das „Pferd“ analog zu dem „Menschen“ in einem gleichsam universalgeschichtlichen Zugriff.⁷ Daneben haben sich Studien zu unterschiedlichen Lebensformen des Pferdes etabliert, so etwa zum Kavallerie- bzw. Kriegspferd oder zum Arbeits- und Zugpferd.⁸ Diese Forschungen deu-

4 Eine gekürzte Version des Vortrags veröffentlichte die „Süddeutsche Zeitung“, Reinhart Koselleck: Das Ende des Pferdezeitalters, in: Süddeutsche Zeitung, 25.9.2003.

5 Ulrich Raulff: Das letzte Jahrhundert der Pferde. Historische Hippologie nach Koselleck, in: Hubert Locher/Adriana Markantonatos (Hrsg.): Reinhart Koselleck und die Politische Ikonologie, Berlin und München 2013, S. 96-109, hier S. 96.

6 Vgl. F.M.L. Thompson: Nineteenth-Century Horse Sense, in: The Economic History Review 29 (1976), S. 60-81, zum Pferd als Konsumenten S. 78f.; siehe auch T.C. Barker: The Delayed Decline of the Horse in the Twentieth Century, in: F.M.L. Thompson (Hrsg.): Horses in European Economic History. A Preliminary Canter, reading 1983, S. 101-112.

7 Vgl. etwa Pita Kelekna: The Horse in Human History, New York 2009; John Curtis: Horse and History. From Arab to Ascot, Burlington 2012; Sandra L. Olsen (Hrsg.): Horses and Humans. The Evolution of Human-Equine Relationships, Oxford 2006; Daniel Roche: La culture équestre dans l'Occident. XVIe-XIXe siècle: L'ombre du cheval, Paris 2008; Jean-Pierre Digard: Une histoire du cheval. Art, techniques, société, Paris 2007; Werner Böhm: Ross und Reiter in der Kulturgeschichte, Hildesheim 1996; Juliet Clutton-Brock: Horse Power. A History of The Horse and Donkey in Human Societies, Cambridge, Ma. 1992; Ann Hyland: The Horse in the Roman World, New Haven 1990; Elwyn Hartley Edwards: Pferde. Begleiter des Menschen durch die Geschichte, Rüslikon 1988; Armin Basche (Hrsg.): Geschichte des Pferdes, Künzelsau 1985; Daphne Machin Goodall: Weltgeschichte des Pferdes, München 1984; Anthony Austen Dent: Das Pferd, Berlin 1975. Ein ähnlicher weiter Blick last sich auch für die künstlerische Darstellung von Pferden beobachten, vgl. etwa Tamsin Pickeral: Das Pferd. 30.000 Jahre Pferde in der Kunst, Köln 2007; John Fairley: The Art of the Horse, New York 1995.

8 Vgl. Graham Winton: 'Theirs Not To Reason Why'. Horsing the British Army 1875-1925, Solihull 2013; Simon Butler: The War Horses. The Tragic Fate of a Million Horses in the First World War, Wellington 2011; Ann Hyland: The War Horse in the Modern Era. Breeder to Battlefield, 1600 to 1865, Stockton-on-Tees 2009; Louis A. DiMarco: War Horse. A History of the Military Horse and Rider, Yardley 2008; Daniel Roche

ten bereits an, dass Tiere ebenso soziale Unterschiede aufweisen, wie Historiker/innen sie mit Blick auf die menschliche Gesellschaft mit Kategorien wie Stand, Klasse, Schicht, Milieu, Lebenswelt etc. zu differenzieren suchen.⁹ Ihre Unterschiedlichkeit ist nicht charakteristisch für das Verhältnis der Tierarten zueinander, sondern gilt auch unter Hunden oder eben Pferden. Ein Arbeits- und Zugpferd lebte unter anderen Bedingungen als ein Rennpferd, für beide Tiere waren sehr unterschiedliche Lebensbedingungen und Lebensläufe vorgezeichnet. Diese unterschiedlichen Lebensformen tragen dazu bei, dass „das Pferd höchst ambivalent konnotiert“ ist.¹⁰

Aus historiographischer Perspektive gilt es das Rennpferd als spezifische Existenzform, die bislang vor allem die Aufmerksamkeit von Anthropolog/inn/en erfahren hat, erst noch zu entdecken. Im Folgenden möchte ich in drei Schritten Perspektiven auf eine Geschichte des Rennpferds vorstellen und verdeutlichen, warum Rennpferde ein aufschlussreicher Untersuchungsgegenstand für Historiker/innen sind. Zuerst diskutiere ich historiographische Epocheneinteilungen entlang der Pferdegeschichte und richte dann den Blick auf das Rennpferd, das sich nicht in die gängige Unterscheidung von „Pferde-“ und „Nachpferdezeitalter“ einfügt. Rennpferde blieben auch im 20. Jahrhundert wichtige Akteure in der Mensch-Tier-Beziehung, wie die beiden folgenden Abschnitte am Beispiel von zwei Körperpraktiken zeigen. Abschnitt 2 untersucht exemplarisch die Zucht als Praxis, in der transgressive Konzepte von Vererbung, Rasse und Reinheit entwickelt und modifiziert wurden. Abschnitt 3 lenkt den Blick auf Führungspraktiken im Pferd-Mensch-Verhältnis, über die sich Vorstellungen von Kommunikation und Verhaltenssteuerung beobachten lassen.

(Hrsg.): *Le cheval et la guerre. Du XVe au XXe siècle*, Paris 2002; Ralph H. Davis: *The Medieval Warhorse. Origin, Development and Redevelopment*, London 1989; Ann Greene: *Horses at Work. Harnessing Power in Industrial America*, Cambridge, Ma. 2008; August Alckens: *Von Pferden zu Pferdestärken. Verkehrsmittel in München um die Jahrhundertwende*, München 1968.

9 Hier deutet sich an, dass sozialgeschichtliche Perspektiven sehr hilfreich für die Erforschung der Pferd-Mensch-Geschichte sein können. Dies betont – mit anderen Akzenten – auch Sandra Swart: „The World the Horses made”: A South African Case Study of Writing Animals into Social History, in: *IRSH* 55 (2010), S. 241-263, besonders S. 248-252. Die unterschiedlichen Lebenswelten von Pferden expliziert Swart exemplarisch in Sandra Swart: ‚High Horses’ – Horses, Class and Socio-Economic Change in South Africa, in: *Journal of Southern African Studies* 34/1 (2008), S. 194-213.

10 Michael Martin: Bergwelt-Pferde. Hybridwesen unter Tage, in: *traverse* 15/3 (2008), S. 60-73, hier S. 60.

1. Hippochronologien

2003 entwarf Koselleck in seiner Rede über das Ende des Pferdezeitalters eine hippologische Epocheneinteilung, die jene Zäsuren konterkarierte, die in der menschlichen Geschichte eingezogen werden:¹¹ Vom Pferd her gedacht folge einem Vorpferdezeitalter seit der auf etwa 4.000 v. Chr. geschätzten Zähmung des Wildtiers das bis ins 20. Jahrhundert reichende Pferdezeitalter, das wiederum seit Beginn des 19. Jahrhunderts stetig seinem Ende entgegengehe. Für diese nahezu 6.000 Jahre währende Epoche konstatiert Koselleck eine Entwicklung, die in ihrer Symmetrie an eine Parabel erinnert. Das Pferd habe als „Kriegstier“ Karriere gemacht und in dieser Eigenschaft auch das Ende seiner Karriere erfahren. Jäger und Hirten erlangten durch das Pferd, das „Geschwindigkeit zur Waffe“ werden ließ, Überlegenheit über Ackerbauern. Es behielt seine militärische Bedeutung in den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts, ja konnte sie quantitativ sogar steigern, wie Koselleck betont. Die 1,8 Millionen Pferde, die im Ersten Weltkrieg auf deutscher Seite kämpften, wurden noch übertroffen von den 2,7 Millionen Rossen, die zwanzig Jahre später in den Krieg zogen und mehrheitlich dort den Tod fanden.¹² Andere Felder, in denen das Pferd Karriere machen konnte, stellten das „Verkehrs-, Transport- und Nachrichtenwesen“ dar, wo es bereits im 19. Jahrhundert von Maschinen abgelöst worden sei, sowie die Landwirtschaft, wo das Pferd endgültig in den 1920er Jahren die Oberhand verloren habe. Die 1920er Jahre markieren für Koselleck auch „sinnlich“ das Ende einer Ära, da zu dieser Zeit der Geruch von „Pferdeschweiß, Pferdeäpfel[n] und [...] Zaumzeug“ von den Straßen verschwand.¹³

Lange vor Koselleck hatte bereits die britische Wirtschaftsgeschichte den Niedergang des Pferdes nachgezeichnet. Zwar konstruierte sie einen anderen zeitlichen Bogen: Laut F.M.L. Thompson stieg die Zahl der in Großbritannien lebenden Pferde zwischen 1811 und 1901 von 1,287 Millionen auf 3,276 Millionen Tiere an. 1911 verzeichnete er noch 3,017 Millionen Rosse, deren Anzahl bis 1924 auf 1,888 Millionen sank.¹⁴ Entsprechend erlebte die Pferdepopulation um die Jahrhundertwende ihren

11 Vgl. für das Folgende Reinhart Koselleck: Das Ende des Pferdezeitalters, in: Süddeutsche Zeitung, 25.9.2003. Es handelt sich um die gekürzte und leicht veränderte Fassung von Reinhart Koselleck: Der Aufbruch in die Moderne oder das Ende des Pferdezeitalters, in: Berthold Tillmann (Hrsg.): Historikerpreis der Stadt Münster. Die Preisträger und Laudatoren von 1981 bis 2003, Münster 2005, S. 159-174.

12 Vgl. dazu R.L. DiNardo und Austin Bay: Horse-Drawn Transport in the German Army, in: Journal of Contemporary History 23 (1988), S. 129-142.

13 Koselleck, Ende. Die sinnliche Bedeutung der Pferde für die Geschichte betont auch Swart, World, S. 243-245.

14 Vgl. die statistische Übersicht in Thompson, Horse sense, S. 80.

Peak und verloren die Tiere quantitativ erst kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs zuerst langsam, dann immer stärker an Bedeutung.¹⁵ In Ermangelung von Angaben zur weiteren Entwicklung lässt sich nur spekulieren, ob die Zahl der Pferde auf den britischen Inseln weiterhin sank. Auch wenn Thompson und Koselleck unterschiedliche zeitliche Verläufe skizzieren, zeichnen doch beide das Bild einer ansteigenden und wieder absteigenden Kurve, die sie mit einem Niedergangsnarrativ korrelieren.

Peter Sloterdijk stellt dieses Narrativ – ebenfalls mit quantitativen Argumenten – in Frage. Er konstatiert, dass es „heute fast genauso viele Pferde wie im 18. und 19. Jahrhundert“ gebe, diese allerdings andere Aufgaben wahrnehmen als in den Jahrhunderten zuvor. An die Stelle einer Verlust- und Niedergangsthese tritt hier die These von einem qualitativen Funktionswandel. Aus der Sicht Sloterdijks haben die Pferde – anders als der Mensch, der ein „Arbeitstier“ geblieben sei – „die Emanzipation geschafft“. Sie lebten als „Lustpferde, posthistorische Pferde“.

Sie haben das geschafft, wovon Menschen noch träumen – es sind die einzigen, bei denen der Traum der Geschichtsphilosophie von einem guten Ende der Geschichte sich verwirklicht hat. Sie sind die glücklichen Arbeitslosen, auf die die Evolution hinauszulaufen schien. Für sie ist das Reich der Freiheit erreicht, sie stehen auf ihrer Koppel, werden gefüttert, wissen nichts mehr von der alten Schinderei und leben ihre natürliche Beweglichkeit aus.¹⁶

Bei aller quantitativen Einkleidung argumentierte auch Koselleck im Kern qualitativ – über die Denkfigur der Trennung. Im Zentrum seiner Überlegungen standen das Pferd als Kriegskamerad des Menschen und die gemeinsame anthropozoologischen Kriegserfahrung. Ulrich Raulff, der Kosellecks Sicht auf Pferde intensiv studiert hat, bewertet das Pferd als narrativen Katalysator. In seinen letzten Lebensjahren habe der Bielefelder Historiker nach einem Weg gesucht, die eigenen Erfahrungen als Soldat im Zweiten Weltkrieg in Worte zu fassen, „die Geschichte der Hölle, wie er sie erlebt hatte“.¹⁷ Das Pferd habe ihm diesen Weg eröffnet,

15 Vgl. Barker, *Delayed Decline*, S. 102. Den hohen Stellenwert, den Pferde genossen, dokumentiert auch die Sherlock-Holmes-Geschichte „Silver Blaze“, in der Holmes und Watson das Verschwinden des gleichnamigen Rennpferds und den Mord an seinem Trainer untersuchen, vgl. Arthur Conan Doyle: *The Memoirs of Sherlock Holmes*, London 1894.

16 Peter Sloterdijk: *Ausgewählte Übertreibungen. Gespräche und Interviews 1993-2012*, Berlin 2013, S. 90. Vgl. zum Kontrast von Koselleck und Sloterdijk mit anderen Akzentsetzungen Marion Mangelsdorf: *Grenzauslotung einer anthrozoologischen Ethnographie der Mensch-Pferd-Beziehung*, in: *Zeitschrift für Historische Anthropologie* 19 (2011), S. 273-291, hier S. 276-278.

17 Auch für das Folgende Ulrich Raulff: *Das letzte Jahrhundert der Pferde. Historische Hippologie nach Koselleck*, in: Hubert Locher und Adriana Markantonatos (Hrsg.): *Reinhart Koselleck und die Politische Ikonologie*, Berlin und München 2013, S. 96-

da es wie die Soldaten die Kriege der vergangenen Jahrtausende durchlebt hatte. Zugleich verweise das Pferd bei Koselleck auf die – pferdlose – ungeschützte und verlassene Existenz des Menschen im 20. Jahrhundert. Das Ausmaß des Verlusts, den das schleichende Ende des Pferdezeitalters für Koselleck markierte, scheint kaum überschätzt werden zu können. Denn für Koselleck rangierte das Pferd in seiner Bedeutung für den Menschen deutlich vor allen anderen Tieren, deren Eigenschaften es in sich zu vereinen mochte. Koselleck ging noch weiter und ließ etablierte Grenzziehungen zwischen Mensch und Pferd brüchig werden, wenn er Verhaltensweisen des Pferdes mit einem Kind verglich oder seine Intelligenz höher ansetzte als die des Menschen:

[D]as Pferd ist das einzige Tier, das in der Symbiose mit dem Menschen diesem am nächsten steht. Es kann faul und wild sein wie ein Kind, schnäkig wie eine Katze, treu sein wie ein Hund. Und, vor allem, es ist intelligent, oft mehr oder eher als der Mensch.¹⁸

Wenn Koselleck von der Symbiose zwischen Pferd und Mensch spricht, ruft er eine Denkfigur auf, die seit der Antike etabliert ist und deren Kern darin liegt, dass Ross und Reiter im Zusammenspiel eine besondere Kraft entfalten, dass sie – in Latour'scher Diktion – als Aktant mehr Handlungsmacht entwickeln als jeweils als getrennt voneinander agierende Körper. Bereits Xenophon hat darüber in seiner „Reitkunst“ reflektiert und die Kraft des Aktanten Pferd-Mensch höher angesetzt als die eines Kentauren, in dem Pferd und Mensch zu einem einzigen Körper verschmolzen sind.¹⁹ Die Auflösung der engen Verbindung zwischen Pferd und Mensch im 20. Jahrhundert erscheint als einschneidender kulturhistorischer Bruch und als eklatanter Machtverlust des Menschen.

Dieser Machtverlust hat eine geschlechtergeschichtliche Dimension, die weder Koselleck noch seine männlichen Kommentatoren expliziert haben. Koselleck spricht davon, dass das Pferd „ins Abseits gedrängt“ und „zunehmend ein Reservat für Frauen“ geworden sei.²⁰ In der Raulff'schen Diktion dräue dem Pferd eine „Zukunft als gehobener Sportartikel und Assistent weiblicher Pubertät“, während „der schwach gepanzerte Mensch“ – eine Spezies, der weibliche Jugendliche nicht an-

109, hier S. 103. In der gegenwärtigen Populärkultur ist das Kriegspferd nicht zuletzt durch das Kinderbuch Michael Morpurgo: *War Horse*, London 1984 verankert, das 2007 in Großbritannien für die Bühne adaptiert wurde und 2013 in einer Übersetzung von John von Düffel auch in Deutschland aufgeführt wurde. Eine Verfilmung durch Steven Spielberg aus dem Jahr 2011 wurde ein Kassenerfolg.

18 Koselleck, *Aufbruch*, S. 165.

19 Vgl. Xenophon: *Reitkunst*, Schondorf 2007; Koselleck, *Aufbruch*, S. 165.

20 Koselleck, *Ende*.

zugehören scheinen – „irgendwie allein weiterkommen“ müsse.²¹ In dieser Deutung befestigt das Ende des Pferdezeitalters nicht nur das Ende einer exklusiven Beziehung zwischen Mensch und Pferd, sondern präziser: zwischen männlichen Reitern und ihren treuesten tierischen Kameraden.²² Auch wenn es nicht als einfaches Kausalverhältnis formuliert wird, deutet sich an, dass der historische Bedeutungsverlust des Pferdes, das Ende seiner alle Lebensbereiche einbeziehenden Wirkmächtigkeit mit seinem Bedeutungsgewinn für weibliche Lebenswelten in Korrelation steht. Wenn nunmehr vermehrt Pferdekörper im Zusammenspiel mit weiblichen Menschenkörpern agieren, erscheint das als Machtverlust von Mensch und Pferd. Die Mensch-Tier-Beziehung war in dieser Sicht als bedeutungsvolle Beziehung lange auf eine Mann-Tier-Beziehung begrenzt.

Diese Perspektivierung über Gender verdeutlicht einmal mehr, wie eng Pferde- und Menschengeschichte miteinander verzahnt waren. Diese enge Verzahnung legt es nahe, genau zu prüfen, wie die menschlichen und die tierischen Epochen miteinander korrelierten. Die Kategorie des Pferdezeitalters erscheint hier in doppelter Weise zu undifferenziert. Nicht nur die Pferd-Mensch-Beziehung muss kleinschrittiger untersucht werden. Denn wenn, wie gesehen, auch das „Pferd“ kategorial binnendifferenziert werden muss, dann ist zu erwarten, dass die verschiedenen hippischen Lebensweisen mit unterschiedlichen historischen Entwicklungen und Tempi verknüpft waren. Für das Kriegspferd und für das Gros der Arbeitspferde mag im 20. Jahrhundert eine Ära geendet haben. Für andere Pferde gilt dies jedoch nicht. Dazu zählen „die letzten Arbeitspferde“, jene Tiere, „die man noch gelegentlich im Zirkus und auf den Rennplätzen sieht“.²³

Gerade die Rennpferde scheinen das Niedergangsnarrativ zu relativieren. Unter ihrer Beteiligung lebte die enge Pferd-Mensch-Beziehung fort. Dies verdeutlicht die anhaltende Tendenz zur Anthropomorphisierung von Rennpferden. Als Pendant zur biographischen Geschichtsschreibung über Menschen, die sich lange Zeit durch ein gesteigertes Interesse für männliche Gestalter und Entscheider von Alexander dem Großen bis Adolf Hitler auszeichnete, entwickelte sich ein nicht-akademisches Genre der Hippobiographie, das sich auf besonders erfolgreiche Rennpferde konzentrierte.²⁴ Analog zu den Ruhmeshallen, die

21 Raulff, Das letzte Jahrhundert, S. 105.

22 Ute Frevert hat auf die sexuelle Facette dieser Beziehung hingewiesen, vgl. Ute Frevert: Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, München 2001, S. 215.

23 Sloterdijk, Übertreibungen, S. 90.

24 Mehrere Kurzbiographien bedeutender Rennpferde der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts präsentierte etwa Rudolf Sternberg: Von Patience bis Nereide, Berlin 1937.

Menschen ihren Artgenoss/innen etwa als Walhalla in Regensburg, Panthéon in Paris oder Hollywood Walk of Fame errichteten, finden sich Ehrenlisten mit ähnlicher Funktion auch für Pferde, etwa die Hall of Fame des National Racing Museum in Saratoga Springs.²⁵ Einige Rennpferde wurden zudem mit Biographien und Biopics aus der Masse der schnellen Rosse herausgehoben, so etwa der in den 1930er Jahren erfolgreiche Hengst Seabiscuit (1933-1947) oder der in den 1970er Jahren aktive Secretariat (1970-1989).²⁶ Eine Vorreiterrolle für die Überhöhung eines Rennpferdes hatte Man o'War (1917-1947), dem gleich mehrere Biographien gewidmet sind.²⁷ Die Verehrung für Man o'War kam nicht zuletzt darin zum Ausdruck, dass der Hengst als erstes Pferd einbalsamiert und öffentlich aufgebahrt wurde; 2.000 Menschen nahmen am Sarg Abschied von dem Rennpferd.²⁸ Dem Pferd wurde die letzte Ehre erwiesen wie sie einem bedeutenden Menschen erwiesen worden wäre. Dabei erschien nicht nur das Andenken an das Pferd bewahrenswert, sondern auch der tote Körper, der zu Lebzeiten bedeutende Rennleistungen erbracht hatte.

Wie diese Praxis der Totenverehrung ähneln auch die Narrative in den Hippobiographien jenen von Humanbiographien. Shelly R. Scott hat herausgearbeitet, dass die massenmedialen und literarischen Narrative zu berühmten Rennpferden diese über den Weg der Anthropomorphisierung zu Charakteren mit einer eigenen Agency stilisieren. Zugleich werde durch die Konstruktion des Pferdes als menschengleiche Persönlichkeit das ausgeblendet, was dem Menschen am Tier unverständlich bliebe.²⁹ Zudem liegt der Fokus bzw. der argumentative Kern der Pferdebibiographien auf der Performance der Tiere im Rennen, die dann mit Charaktereigenschaften wie Unabhängigkeit als Zeichen charakterlicher Größe und Stolz korreliert werde.³⁰ Ziel ist es, den Rennerfolg von Pfer-

25 Vgl. <http://www.racingmuseum.org/hall-of-fame/index.asp> [17.07.2014]

26 Vgl. Laura Hillenbrand: *Seabiscuit. An American Legend*. Random House, New York 2001 und den darauf basierenden Film *Seabiscuit*, R: Gary Roos, USA 2003; William Nack: *Secretariat: The Making of a Champion*, Cambridge/Mass. 2002, und den darauf beruhenden Film *Secretariat*, R: Randall Wallace, USA 2010.

27 Vgl. Page Cooper/Roger L. Treat: *Man o'War*, New York 1950; Walter Farley: *Man o'War. A Fictional Biography*, New York 1983; Edward L. Bowen: *Man o'War. Thoroughbred Legends*, Lexington 2000; Dorothy Ours: *Man o'War. A Legend Like Lightning*, New York 2007.

28 Jeremiah Sullivan: *Horseman, Pass By: Glory, Grief, and the Race for the Triple Crown*, in: *Harper's Magazine*, October 2002, S. 54, zit. n. Shelly R. Scott: *The Racehorse as Protagonist: Agency, Independence, and Improvisation*, in: Sarah E. McFarland/Ryan Hediger: *Animals and Agency. An Interdisciplinary Exploration*, Leiden and Boston 2009, S. 45-65, hier S. 46.

29 Vgl. Scott, *Racehorse*, S. 46.

30 Vgl. ebd., S. 55.

den an ihre biologische Ausstattung und ihren Charakter bzw. ihre charakterliche Entwicklung rückzubinden. Dabei können auch besondere Beziehungen zu Menschen zum Tragen kommen.

Rennpferde wurden nicht nur wie Menschen dargestellt, sondern im Rennsport lebte die verloren geglaubte Pferd-Mann-Beziehung auf eigene Weise weiter. Das Faszinosum der Rennpferde lag in ihrer Fähigkeit, ihre Körper stark beschleunigen zu können. Diese Fähigkeit qualifizierte Rennpferde für die Moderne und ihre Liebe zur Geschwindigkeit. Mögen Maschinen die Tiere an Rasanz schon bald aus dem Rennen geworfen haben, so galt es weiterhin als Besonderheit, dass Lebewesen – Rennpferde wie menschliche Sprinter/innen – große Geschwindigkeiten erreichen konnten. Sie werden gleichsam als natürliche Verkörperungen des Geschwindigkeitsrauschs konzipiert. Pferderennen haben eine bis in die Antike zurückreichende Tradition, die bis in die Gegenwart gepflegt wird. Trotz dieser langen Kontinuitätslinien entwickelte sich der moderne europäische Galopprennsport erst im 18. und 19. Jahrhundert und mit ihm eine „racing society“.³¹ Zu dieser traditionell männlich dominierten Gesellschaft zählen Anthropolog/inn/en heute neben den Pferden ihre Eigentümer, Händler, Züchter, Trainer, Gestütsmitarbeiter, Veterinäre, Futterhändler, Sattler, Schmiede, Jockeys, Rennveranstalter, Buchmacher und nicht zuletzt das Renn- und Wettpublikum.³² Diese anthropozoologische Gesellschaft wäre zu ergänzen um die Dinge und das materielle Setting, die für Pferderennsport konstitutiv sind – von Sattel, Hufeisen, Reitgeschirr, Peitsche, Decken und diversen Pflegeinstrumenten und -mitteln bis hin zu den Ställen und Rennbahnen mit ihren Tribünen. Das Gestüt und die Rennbahn bilden die zentralen Institutionen dieser Gesellschaft, die Zucht, Handel und Rennen eng miteinander verknüpft.

Kennzeichnend für dieses Setting sind zwei Körperpraktiken: die Zucht und die Führung, die im Fokus der beiden folgenden Kapitel stehen. Über Zucht und Führung wird zum einen beobachtbar, wie das Verhältnis zwischen Mensch und Pferd – auch als Differenz – konzipiert und in der Praxis ausgehandelt wurde. Zum anderen verdeutlichen beide Praktiken die elementare Bedeutung des Rennpferds für den Menschen, insbesondere den Mann – als Experimentierfeld und Ressource für Konzepte von Reinheit und Veredelung sowie von Kommunikation und Füh-

31 Rebecca Cassidy: *The Sport of Kings. Kinship, Class and Thoroughbred Breeding in Newmarket*, Cambridge 2002, S. VII.

32 Rein auf die beteiligten Menschen konzentriert unterscheidet Mike Helm zwischen Trainern, Jockeys, den Mitarbeitern und Tierärzten auf dem Rennplatz, der Rennaufsicht, den Rennrichtern und den Pferdebesitzern, vgl. Mike Helm: *A Breed Apart. The Horses and the Players*, New York 1991.

rung. Rennpferde blieben nicht nur Prestigeobjekte gesellschaftlicher Eliten, sondern sie waren auch das Medium, über das besondere Qualitäten eingeübt werden konnten, die „Pferdemenschen“ von anderen abhoben.

2. Körperpraktiken I: Zucht

Zucht zielt darauf, eine leistungsfähige, edle Pferderasse zu erschaffen bzw. zu erhalten und zu optimieren. Diese besondere Rasse, der Adel unter den Pferden, so die Vorstellung, ist das Ergebnis von Auswahlprozessen und zeichnet sich durch eine herausgehobene Position in Abgrenzung zu anderen sowie durch besondere Qualitäten aus. Die Leistungsfähigkeit eines Rennpferds bemisst sich vor allem an seiner Schnelligkeit und an den daraus resultierenden Erfolgen auf der Rennbahn. Galopprennen gelten als Prüfungen der Fähigkeiten von Rennpferden, und die Rennplatzierungen entscheiden mit darüber, ob ein Pferd für die Zucht ausgewählt wird. Die Geschichte der „racing society“ vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart und die Frage, wie sich das Verhältnis von Menschen, Tieren und Dingen im Rennsport in den vergangenen drei Jahrhunderten veränderte, gilt es – über das Anekdotische hinaus – erst noch zu entdecken. Es würde lohnen, auch die Doppeldeutigkeit der „racing society“ als Renngesellschaft und rennende Gesellschaft zu reflektieren. Ihr besonderes Kennzeichen war ihr durch und durch ökonomischer Charakter – auch wenn dieser zeitgenössisch je nach Zeit und Gesellschaft kontrovers diskutiert wurde.³³ Rennpferde waren „symbols of affluence“ und zugleich Arbeitstiere und Investitionsobjekte. Die hohen Kosten ihrer Züchtung, Anschaffung und Haltung sollten sie durch erfolgreiche Rennen nicht nur decken, sondern durch ihren Körpereinsatz zusätzliche Gewinne erzielen.³⁴

Die ökonomische Bedeutung des Rennpferds steht in enger Relation zu seinem Lebenslauf. Auch wenn eine Alltagsgeschichte des gewöhnlichen Rennpferds, dem besondere Auszeichnungen seines Sports versagt blieben, noch aussteht, lässt sich doch konstatieren, dass jedes Rennpferd sich von Beginn an in einer von Menschen geschaffenen Umgebung bewegte. Studien aus der Anthropologie geben Einblicke in den

33 Vgl. Christiane Eisenberg: Pferderennen zwischen „Händler-„ und „Heldenkultur“. Verlauf und Dynamik einer englisch-deutschen Kulturbegegnung, in: Hartmut Berghoff/Dieter Ziegler (Hrsg.): Pionier und Nachzügler? Vergleichende Studien zur Geschichte Großbritanniens und Deutschlands im Zeitalter der Industrialisierung. Festschrift für Sidney Pollard zum 70. Geburtstag, Bochum 1995, S. 235-258.

34 Vgl. Swart, High Horses, S. 196.

zeitgenössischen Lebenszyklus eines Rennpferds und die damit verknüpften Körperpraktiken, die hier in Ermangelung vergleichbarer historischer Studien vorgestellt seien: Gestüte sind in ihrer Gesamtanlage mit Ställen, Boxen etc. ganz auf die Reproduktion und optimale Versorgung von Pferden hin ausgerichtet und institutionalisieren die menschliche Kontrolle über die kostbaren Tiere. Der gesamte Lebenszyklus eines Rennpferdes wird von Menschen begleitet und gerahmt. Bereits der Zeugungsakt findet traditionell im Beisein menschlicher Augenzeugen statt, die zusätzlich zum obligatorischen Bluttest die reinrassige Herkunft eines Fohlens attestieren sollen. Fohlen kommen auf dem Gestüt im Beisein von Menschen zur Welt. Sie werden früh an das Tragen eines Halfters gewöhnt, die Voraussetzung dafür, dass später das vollständige Reitgeschirr angelegt werden kann. Nach ihrem ersten Lebensjahr werden die so genannten Jährlinge von der Mutterstute separiert und auf die Begutachtung durch potentielle Käufer vorbereitet.³⁵ Zu dieser Vorbereitung gehört bereits ein erstes körperliches Training, das die Jungpferde zähmen und ihre Muskulatur aufbauen soll.

Der Wechsel des Eigentümers markiert den Schritt in die aktive Phase als Rennpferd. Das Tier erhält nun einen offiziellen Namen und wird so als individueller Akteur in der Rennengesellschaft sichtbar. Für das Pferd beginnt die Ausbildung durch einen Trainer, in der es einem intensiven körperlichen Training unterworfen wird, das dem eines menschlichen Leistungssportlers ähnelt.³⁶ Der Pferdekörper wird zum Rennkörper modelliert, der sich durch eine kraftvolle Muskulatur, eine ideale Haltung und ein schlankes, gepflegtes Erscheinungsbild auszeichnen soll. Physisches Training, das Wechselspiel von körperlicher Anstrengung und Ruhephasen, geht einher mit einer intensiven Körperpflege, die etwa das Bandagieren der Beine, das Beschlagen der Hufe, das Striegeln und Kürzen des Fells und die Gewöhnung des Tiers an das Tragen einer Decke umfasst, die verhindern soll, dass dichtes Winterfell entsteht.³⁷ Das physische Training, die Körpergestaltung und -pflege werden durch eine spezielle Diät und medizinische Versorgung flankiert. Die Körperpflege korreliert mit den das 19. und 20. Jahrhundert kennzeichnenden Praktiken der Kontrolle: Die Tiere werden gewogen, vermessen, und ihr Blut wird analysiert und überwacht. Die Steigerung der körperlichen Leistungsfähigkeit des Pferdes schloss bereits Ende des 19. Jahrhun-

35 Vgl. für das Folgende Cassidy, Sport, S. 88-95.

36 Dass das Pferd gleichermaßen wie der Mensch als Athlet betrachtet werden kann, dokumentiert auch die Liste der 100 besten nordamerikanischen Athleten des 20. Jahrhunderts, die als einzige nicht-menschliche Athleten die drei Rennpferde Secretariat, Man o'War und Citation ehrte, vgl. Scott, Racehorse, S. 53.

37 Vgl. etwa Anonym: Der Turf. Ein kurzgefasster Leitfaden, Wien 1980, S. 16-19.

derts die Verabreichung leistungssteigernder Mittel wie Opium und Narkotika ein. Diese Praxis fand als „Doping“ Eingang in den europäischen Sprachgebrauch. Nicht nur das Pferd wird ganz dem zentralen Ziel der bestmöglichen Performance beim Rennen untergeordnet. Sein menschlicher Sportpartner, der Jockey, unterliegt einem vergleichbaren körperlichen Regime wie das Pferd. Dieses Regime ist auf das möglichst ideale Gewicht konzentriert und reflektiert eine radikale Verkehrung der Präferenzen seit den Anfängen des modernen Rennsports: von den vor dem 18. Jahrhundert bevorzugten reifen Pferden, die vergleichsweise lange Strecken mit einer deutlichen Gewichtsbelastung absolvierten, hin zu jungen Pferden, die unter leichtem Gewicht kürzere Strecken sprinten.

Mit seinem letzten Rennen beginnt für das Rennpferd wiederum ein neuer Lebensabschnitt, der die Reproduktion in den Vordergrund rückt. In dieser Phase zeigt sich besonders deutlich, wie stark von Menschen entwickelte Genderkonzeptionen das Leben von Rennpferden prägen. Zwar gilt die erfolgreiche Stute im Rennsport als Ausnahme von der Regel, als Eindringling in eine männlich dominierte Sphäre,³⁸ doch ist der Alltag im Gestüt und auf der Rennbahn für männliche und weibliche Rennpferde nahezu identisch. Das ändert sich grundlegend nach dem Ende der aktiven Laufbahn. Das weibliche Rennpferd wird nicht mehr geritten, und der Körper des Pferdes verliert seine zuvor im Training erworbene schlanke Form. Das weibliche Pferd wird nun ganz auf seine reproduktive Funktion als Mutterstute beschränkt.

In der Pferdegeschichte kreuzen sich daher unterschiedliche Zeitebenen, die quer zu einer universalhistorischen Einteilung in ein Pferdezeitalter und die Zeiten davor und danach liegen. Je nach dem Tätigkeitsfeld des Tieres werden hier unterschiedliche Geschichten zu erzählen sein. Das Rennpferd stellte dabei einerseits ein historisches Kontinuum dar, erfuhr aber zugleich einen Bedeutungszuwachs im 19. Jahrhundert, also just dann, als Pferde in anderen Tätigkeitsfeldern ihre Wirkmächtigkeit einbüßten. Die diachrone Entwicklung der *racing society* der Moderne muss erst noch erforscht werden,³⁹ ebenso wie die sich wandelnden Lebenszyklen der Rennpferde und der damit einhergehende Wandel von Körperpraktiken.

Ein Spezifikum der Geschichte des Rennpferds in der Moderne ist die enge Verzahnung von Rennen und Zuchtauslese, die seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert in England forciert wurde. Aus der Paarung englischer Stuten mit importierten ‚orientalischen‘ Hengsten entstand das so genannte englische Vollblut (engl. „thoroughbred“, frz. „pur sang“), eine

38 Vgl. Cassidy, Sport, S. 151.

39 Erste Ansätze dazu bietet Eisenberg, Pferderennen.

eigens für den Rennsport gezüchtete Pferderasse. Der 1750 von englischen Aristokraten gegründete „Jockey Club“ kodifizierte nicht nur die Regeln des Renn- und Wettsports, sondern gab Ende des 18. Jahrhunderts auch das „General Stud Book“ (GSB) in Auftrag, das seit 1791/3 die Stammbäume aller englischen Vollblüter verzeichnete. 1808 wurde dieses Pferdestammbuch geschlossen. Es sollten keine weiteren Einkreuzungen in die „durchgezüchtete“ („thoroughbred“) Pferderasse stattfinden. Der Fokus lag nicht mehr auf der Neuschöpfung, sondern auf der Bewahrung und Optimierung des Geschaffenen. Fortan registrierte das GSB nur jene Pferde, deren Vorfahren allesamt ebenfalls im GSB verzeichnet waren. Die restriktiven Vorschriften für die Aufnahme in das GSB suggerierten einen Schutz der ‚Reinheit‘ des englischen Vollbluts und deren Überprüfbarkeit. Der Körper des Rennpferds wurde damit zum sichtbaren Ausdruck und zum Behältnis eines kostbaren Pools an Eigenschaften, den es zu konservieren galt. Genau diese Pedigrees, die vor dem Entstehen einer wissenschaftlichen Forschung zur Tierzucht entstanden, wertete der Münchner Vererbungsforscher und Begründer der modernen Tierzuchtlehre Carl Kronacher im Rückblick 1934 als Proprium des Pferdes. Das Tier sei zwar „wegen seines hohen wirtschaftlichen Wertes und wegen seiner langsamen Vermehrung von allen Haustieren am wenigsten für ein wissenschaftliches Experiment geeignet“. Doch es habe u. a. „den Vorzug, [...] daß wir in der Pferdezucht am weitesten zurückliegende Aufzeichnungen über Abstammung und auch Leistung (Rennen) haben“.⁴⁰

Das GSB entstand zu einer Zeit, als die Perspektiven auf die Entstehung und Weiterentwicklung von Leben dynamischer wurden. Die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert leitete einen gravierenden Wandel in der Vererbungslehre ein. Bis dato dominierte die Lehre von der Unveränderlichkeit der Arten eine von Philosophen, Theologen und Medizinern geführte Diskussion. Die biologischen Arten erschienen (gott)gegeben und statisch, das einzelne Lebewesen präformiert: Die Embryonen schlummerten, so eine verbreitete Vorstellung, bereits in den weiblichen Eierstöcken und wurden im Zeugungsakt zum Leben erweckt.⁴¹ Als erster Europäer brach Jean-Baptiste de Lamarck (1744-1829) mit diesen Theorien und konstatierte erstmals 1800 in einer Vorlesung, dass sich die Arten über die Zeit allmählich an veränderte Um-

40 Carl Kronacher: Genetik und Tierzüchtung, Berlin 1934, S. 41.

41 Vgl. dazu Helmut Müller-Sievers: Über Zeugungskraft. Biologische, philosophische und sprachliche Generativität, in: Hans-Jörg Rheinberger (Hrsg.): Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur, Berlin 1997, S. 146f. u. Sigrid Weigel: Genea-Logik. Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften, München 2006, S. 65f.; vgl. auch Jenny Davidson: Breeding. A Partial History of the Eighteenth Century, New York 2009, S. 24.

weltbedingungen anpassten und damit auf Dauer eine Transformation erfuhren.⁴² Dass sich Lebewesen trotz Präformation veränderten und entwickelten, war auch vor Lamarck beobachtet worden, aber diese Veränderungen galten bis dato nicht als vererbbar. Entsprechend großes Gewicht maßen Lebenstheoretiker vor 1800 Umwelteinflüssen bei, wie es etwa prototypisch Jean-Jacques Rousseau 1762 in „Émile, ou De l'éducation“ tat. Das vieldeutige Verhältnis von Vererbung und Erziehung wird in der Begriffsgeschichte fassbar. Das englische „breeding“ meint ähnlich wie der deutsche Begriff „Zucht“ sowohl die Vererbung per Geburt, also Fortpflanzung im biologischen Sinne, als auch Erziehung und wurde in der Literatur des 18. Jahrhunderts oftmals als Synonym für letzteres genutzt.⁴³ Auch wenn Lamarcks Evolutionstheorie, die er 1809 als „Philosophie Zoologique“ veröffentlichte, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Frankreich und Großbritannien eine Außenseiterposition einnahm und evolutionstheoretische Haltungen in der deutschsprachigen Debatte umstritten blieben,⁴⁴ hatte Lamarck eine grundlegende Frage erfolgreich in den Diskurs eingespeist. Das gesamte Jahrhundert wurde darüber gestritten, ob und wie sich angeborene wie neuerworbene Eigenschaften von Individuen auf deren Nachkommen übertragen.⁴⁵ Zwar kursierten seit der Antike Denkfiguren intergenerationaler Vererbung, aber nun wurden sie erstmals konsequent biologisiert. In der Folge wuchs das Interesse an Genealogie. Verwandtschaft, die in der frühen Neuzeit und im Mittelalter auch geistig begründet sein konnte, wurde nunmehr auf eine leiblich-biologische Dimension reduziert und exklusiv im Körperinneren verortet. Familie stieg in Korrelation damit zeitgleich – nicht nur im biologischen Sinne –, zur zentralen Agentur von Erbe und Vererbung“ auf.⁴⁶

Ein solcher Wandel der Vorstellungen von Vererbbarkeit lässt sich auch für die Pferdezucht beobachten: Während bis zum 18. Jahrhundert die Überzeugung vorherrschte, dass die Qualität ‚orientalischer‘ Pferde den besonderen Prägungen und Herausforderungen ihrer Umwelt geschuldet sei und sich die so erworbenen besonderen Fähigkeiten eines Pferdes auf eine Generation beschränkten, gewann zunehmend – zeitgleich mit immer teurer werdenden Importen auswärtiger Tiere – die Vorstellung an Gewicht, dass die besonderen Qualitäten der Pferde durch selektive Zucht an Folgegenerationen weitergegeben werden

42 Vgl. Thomas Junker/Uwe Hoßfeld: Die Entdeckung der Evolution. Eine revolutionäre Theorie und ihre Geschichte, 2., durchges. und korr. Aufl. 2009, S. 49 u. 51.

43 Vgl. Davidson, *Breeding*, S. 1.

44 Vgl. Junker/Hoßfeld, *Entdeckung*, S. 57-69.

45 Vgl. Weigel, *Genea-Logik*, S. 67.

46 Weigel, *Genea-Logik*, S. 63.

könnten.⁴⁷ Allerdings entwickelten sich diese Überzeugungen nicht originär im Rekurs auf akademisches Wissen, wie es Lamarck repräsentierte, sondern aus der Empirie der Zucht heraus. Generell bedingten Haustierhaltung und Tierzucht einander seit der Antike. Agrarische Schriften formulierten bis in die Neuzeit hinein empirie- und erfahrungsgestützte Tierzuchtlehren. Das galt auch für das 18. und frühe 19. Jahrhundert. Dabei bestand ein zentraler Unterschied zwischen den Züchtern und akademischen Theoretikern darin, dass die Empiriker die Grundlagen ihrer Züchtungserfolge nicht per se veröffentlichten, sondern gleichsam als „Geschäftsgeheimnis“ für sich behielten.⁴⁸ Neu war in der Moderne, dass Züchter ihre Zuchtpraxis, die sich möglicherweise nur marginal veränderte, mit theoretischen Erklärungsansätzen zu unterfüttern suchten, woraus eigentümliche eklektizistische Theorieverschnitte resultierten, wie der Text noch am Beispiel Federico Tesios (1869-1954) ausführen wird, der als einer der bedeutendsten Züchter der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gilt und besonders deshalb interessant ist, weil er in einem breit ausgreifenden Eklektizismus Vererbungslehren seit der Antike mit Ansätzen der Genetik kombinierte.

Die Tierzuchtlehre verabschiedete in der Moderne die auf der Idee einer Unveränderlichkeit der Arten basierende Konstanztheorie, die davon ausging, dass sich die Leistungsfähigkeit eines Tieres aus seiner Rassenzugehörigkeit erklärte. Oberstes Ziel der Anhänger dieser Theorie war es, die „Reinheit der Rasse“ und damit ihre besonderen Eigenschaften zu sichern. In Abgrenzung dazu etablierte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die so genannte „Individualpotenz-Lehre“, die empiriegestützt „Wert und züchterische Bedeutung des Individuums“ betonte. Nach diesem Ansatz war nicht die Rasse entscheidend, sondern die Selektion einzelner Tiere. Inzucht, wie sie etwa die Züchter von Rennpferden praktizierten, erschien unter dieser Prämisse nicht als Makel, sondern geradezu geboten. Am Beginn des 20. Jahrhunderts galt die Schädlichkeit von Inzucht als widerlegt. Es schien erwiesen, dass „einzelne, selbst und in ihren unmittelbaren Nachkommen [...] in den Stammbäumen immer wiederkehrende, erstlich väterliche Zuchttiere [ausschlaggebenden Einfluß] auf den Werdegang vieler Zuchten und [auf] die Verbreitung bestimmter körperlicher und physiologischer Eigenschaften [...] genommen hatten“. Die Stammbaumforschung florierte entsprechend bei Menschen und bei Tieren, was aus Kronachers Sicht zu einer „etwas schablonenhafte[n] Überschätzung bestimmter ‚Abstam-

47 Vgl. für das Folgende Cassidy, Sport, S. 140-151.

48 Kronacher, Genetik, S. 1-4, Zitat S. 3.

„mung“ geführt habe. Besonders kritisch betrachtete er die Konjunktur des Begriffs „Blut“ als „symbolischer Ausdruck für Abstammung“.⁴⁹

Menschlichen genealogischen Stammbäumen ähnlich, figurierte in Zuchttheorien oftmals das Blut als Erbsubstanz. Es galt als Medium und Garant der Tradierung besonderer Qualitäten der Vorfahren, wobei Blut Eigenschaften Substanz verlieh. Herkunft war über Blut definiert, sie sollte sich darüber bestimmen und idealiter in der Gestalt eines Körpers abbilden. Die Gestalt konnte dabei als sichtbare Repräsentation von Merkmalen gelten, die in dem für den Betrachter unsichtbaren Blut ihre materielle Grundlage haben sollten. Die Konzentration auf Zucht und Auslese über Blut ist aus sozialhistorischer Perspektive besonders bemerkenswert: Wie der seit der Französischen Revolution in seiner gesellschaftlichen Stellung bedrohte Adel im 19. und 20. Jahrhundert das Blut als Schlüssel zur Nobilität profilierte, schien das Blut auch eine die Generationen übergreifende Beständigkeit der erlesenen Qualitäten von Rennpferden zu sichern. Die national ausgerichteten Pferdestammbücher lassen sich als Äquivalente zu den Adelsmatrikeln lesen, die im 19. Jahrhundert europaweit Konjunktur hatten und das Distinktionsbedürfnis des Adels gegenüber bürgerlichen Schichten akzentuierten. Das im 19. Jahrhundert generierte Wissen über Vererbung nährte dieses Interesse am Blut als Erbsubstanz, welches sich auch im 20. Jahrhundert parallel zu genetischen Erklärungsmustern fortsetzte.⁵⁰

Ungeachtet aller Kontinuitäten markierte die Jahrhundertwende in der Tierzucht eine Phase intensiven Wandels. Um 1900 etablierten sich in der Tierzucht wie in der Tierzuchtlehre quantitative Arbeitsweisen. Neu war die biometrisch operierende „Eigenschaftsforschung“ zu einzelnen Haustieren, die Körpergestalt und Leistung miteinander korrelierte.⁵¹ Das Messbare aufzuwerten, hatte zumindest im Pferdesport bereits Tradition, wo Rennergebnisse als verlässliche Indikatoren für die Leistungsfähigkeit einzelner Pferdeindividuen galten. Im Laufe des 19. Jahrhunderts war, initiiert durch Mitglieder des Adels und von den Königs- und Fürstenhäusern protegiert, in vielen europäischen Staaten das Interesse am Rennsport gewachsen. So entstanden etwa in Frankreich, Italien, Russland und Deutschland Rennsportvereine, die dem englischen Vorbild folgend die Kombination aus Rennen und selektiver Zucht favorisierten.⁵² Auf dem Gebiet des Rennsports setzten Männer ihre en-

49 Vgl. Kronacher, Genetik, S. 5-9, Zitate S. 6 u. 8.

50 Vgl. grundsätzlich Myriam Spörri: Reines und gemischtes Blut. Zur Kulturgeschichte der Blutgruppenforschung, 1900-1933, Bielefeld 2013.

51 Kronacher, Genetik, S. 9.

52 Vgl. Christiane Eisenberg: „English Sports“ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800-1939, Paderborn 1999, S. 162-178.

ge Beziehung zu Pferden fort. Haltung und Zucht blieben dabei auch aufgrund der erforderlichen ökonomischen Mittel ein Handlungs- und Begegnungsfeld der sozialen Oberschichten, während Pferdewetten in allen sozialen Schichten Anklang fanden und neben Männern auch Frauen die Rennbahnen säumten.⁵³

Um 1900 galten messbare Daten in Kombination mit hippogenealogischem Wissen als zentrale Faktoren für den Züchterfolg. Das individuelle Potenzial zu bestimmen und über Tiergenerationen hinweg geschickt zu kombinieren, oblag den Züchtern, die durch ihr Wissen in eine gottähnliche Position rückten, wie der in Deutschland sehr einflussreiche Hippologe Gustav Rau 1914 resümierte: „Heute vermögen wir das Blutstromgebiet völlig zu überblicken; wir dirigieren die Zucht, schreiben den verschiedenen Blutströmen Weg und Ausdehnung vor.“⁵⁴ Diesen besonderen Status haben Züchter bis in die Gegenwart inne und werden zum Gegenstand eines Geniekults, der lange bildenden Künstlern und Literaten vorbehalten war.⁵⁵ Aus Sicht der Züchter konnte eine „ständige rücksichtslose Zuchtwahl“ ein „hohes Maß an Schnelligkeit und Energie“ sichern,⁵⁶ jene Eigenschaften, die das Vollblut gegenüber anderen Pferden zum Rennpferd adelten. Daher richteten sich die Bestrebungen der Züchter lange insbesondere darauf, ein ‚Schnelligkeitsgen‘ isolieren zu können. Bis in die Gegenwart hat sich der Glaube an die Macht der genealogischen Linien in der Pferdezucht erhalten und zahlen Pferdezüchter hohe Decktaxen für den Einsatz besonders erfolgreicher Deckhengste.

Ebenfalls um 1900 wurden die Mendel'schen Gesetze wiederentdeckt, mit denen der Mönch Gregor Mendel (1822-1884) die Vorstellungen von Vererbung grundlegend veränderte. Auf die Frage danach, wie sich intergenerationell Eigenschaften vererbten, antwortete Mendel, dass Vater und Mutter zu jedem Merkmal neu entstehenden Lebens je ein Teil (Faktor) beitragen würden.⁵⁷ Diese Wiederentdeckung läutete die Entstehung der modernen Genetik ein. 1902 wurden Mendels „Faktoren“ mit chromosomalen Strukturen in Verbindung gebracht, 1905 der Begriff „Genetik“, 1909 der Begriff des „Gens“ geprägt.⁵⁸ Auch wenn die Genetik den Blick auf Leben im 20. Jahrhundert grundlegend prägte, gilt

53 Vgl. Eisenberg, *Pferderennen*, S. 236, 239, 244.

54 Gustav Rau: *Die wichtigsten Blutströme der Hannoverschen Pferdezucht*, Berlin 1914, S. 8.

55 Vgl. Peter Willett: *Makers of the Modern Thoroughbred*, Lexington 1986. Willett porträtiert darin neun bedeutende Rennpferdezüchter/innen des 20. Jahrhunderts.

56 Max Fischer: *Pferdezucht und Pferdehaltung*, Hannover 1908, S. 6.

57 Vgl. Junker/Hoßfeld, *Entdeckung*, S. 159-161.

58 Evelyn Fox Keller: *Refiguring Life. Metaphors of Twentieth-Century Biology*, New York 1995, S. 4.

es sehr genau hinzusehen, wann und wo das in welchem Maße geschah. So fanden erstens die Paradigmenwechsel in der Vererbungslehre zwar auch bei Tierzüchtern Beachtung, aber deutlich langsamer als etwa bei den Pflanzenzüchtern.⁵⁹ Im Zuge der Rezeption von Mendel und des britischen Vererbungstheoretikers Charles Darwin hatte sich auch in der Tierzucht das Interesse an ihren theoretischen Grundlagen verstärkt, aber in der Praxis behielt sie stets ein empirisch-experimentelles Moment und hielt zudem lange an der bereits eingeübten Blutmetaphorik und der damit verbundenen Praxis der Stammbaumforschung fest. Frühe, an Mendel geschulte Studien zur Vererbung der Haarfarben beim Pferd fanden nur zögerlich Beachtung.⁶⁰ Auch wenn Vererbung zweitens tendenziell in immer stärkerem Maße in den feinsten Strukturen und Bestandteilen von Körpern verankert wurde, bedeutet das keineswegs, dass die Genetik andere hereditäre Erklärungsmodelle vollkommen abgelöst hätte. Das gilt zumindest für die Tierzucht. Kronacher verwies 1934 auf die „Phantastik“, die aus seiner Sicht das Handeln von Züchtern weiterhin bestimme und sich mit wissenschaftlichen Erkenntnissen amalgamiere.⁶¹ Zucht wird bis in die Gegenwart ein Moment des Magischen zugesprochen, nicht zuletzt, da der Erfolg eines Rennpferds nicht allein mit wissenschaftlichen Mitteln im Vorfeld vorhersagbar erscheint.

Ein beredtes Beispiel für die Verknüpfung sehr unterschiedlicher Erklärungsansätze und Lehrsätze zur Pferdezucht bietet Federico Tesio Pferdezüchtlehre, die er gleichsam als Resümee seiner Tätigkeit als Züchter erstmals 1947 auf Italienisch veröffentlichte und die 1958 in englischer Übersetzung erschien.⁶² Tesio zählt zu jenen Rennpferdzüchtern des 19. und 20. Jahrhunderts, die bis in die Gegenwart als „Genie“ gehandelt werden.⁶³ Er galt als ideale Verkörperung des männlichen Schöpfers. Beobachter betonen dabei stets, dass Tesios Vorgehen nicht auf „theoretical patterns worked out in a library“ oder Prinzipien beruht habe, sondern er nur seinen eigenen Beobachtungen der Tiere vertraut habe. Ausschlaggebend seien ihre Größe, ihr Körperbau, ihr ‚Temperament‘ und ihre ‚Individualität‘ gewesen.⁶⁴ Tesio dagegen unterstreicht im Vorwort zu seinem Buch zwar seinen empirischen Ansatz, bekennt

59 Kronacher, Genetik, S. 10.

60 Vgl. etwa Adolf Richard Walther: Beiträge zur Kenntnis der Pferdefarben, Hannover 1912, vgl. dazu Kronacher, Genetik, S. 11.

61 Kronacher, Genetik, S. 9.

62 Federico Tesio: Puro-sangue. Animale da esperimento, Milano 1947; Federico Tesio: Breeding the Racehorse, London 1958.

63 Vgl. Peter Willett: Federico Tesio 1869-1954, in: Willett, Makers, S. 170-193, hier S. 171; John Hislop: Foreword, in: Tesio, Breeding, S. VII-VIII, hier S. VII.

64 Edward Spinola: Introduction. „The Wizard of Dormello“, in: Tesio, Breeding, S. IX-XIV, hier S. XI.

sich aber auch zur Fachlektüre: „for I had seen many horses and read many books“.⁶⁵ Doch theoretisches wie empirisches Wissen bedürfen, so Tesio, der Reflexion, der Fähigkeit, Wissensbestände auszuwerten und zu kombinieren. Erst diese Fähigkeit habe letztlich seinen Erfolg ausgemacht. Gleichwohl unterstreicht Tesio durchgängig seine wissenschaftliche Herangehensweise und bedient sich dazu unterschiedlicher Strategien. Das erste Kapitel seiner Zuchtlehre widmet er der Geschichte des Vollbluts, bemüht, so ein diachrones Faktenwissen zu demonstrieren. Zugleich nutzt er das Kapitel, um den Wert des Datenmaterials, mit dem er arbeitet, herauszustellen. Der Rennkalender gebe Aufschluss über die „performance“, das GSB über die „ancestry“. Ende des 19. Jahrhunderts traten zwei weitere wichtige Quellen hinzu: Hermann Goos erstellte 1885 Pedigrees entlang der zuvor vernachlässigten weiblichen Linien; zwei Jahre später erschien eine vierbändige Zusammenstellung mit Porträtgemälden bedeutender Rennpferde, die seither mit Fotografien fortgeführt wurde. Für Tesio geben gerade die Gemälde wichtige Hinweise auf körperliche Eigenschaften der Pferde – Proportionen, Haltung etc. –, die über Textquellen schwer zu beobachten wären.⁶⁶

Seine Arbeit auf dem Gestüt Dormello, das er von 1898 bis zu seinem Tod betrieb, umriss er als wissenschaftliches Langzeitexperiment: Tiere bildeten für „a study of heredity [...] a more reliable field of research“, da kontrolliert werden könne, mit wem sie sich paarten.⁶⁷ Unter den Tieren nähmen Rennpferde eine Sonderstellung ein, da hier zu mehreren Millionen Individuen genaue Aufzeichnungen über ihre Zucht, ihre Rennerfolge und ihre besonderen Kennzeichen vorlägen. Vor diesem Hintergrund – Tesio reklamiert für sich eine wissenschaftliche Attitüde – habe er sich bewusst für die Zucht von Rennpferden entschieden. Sein Ziel sei es gewesen, ein Rennpferd zu züchten, das „over any distance, could carry the heaviest weight in the shortest time“. Mit diesem Ziel griff Tesio eine alte Phantasie des Menschen auf, Lebewesen nach seinen Vorstellungen schaffen zu können, eine Phantasie, die nicht zuletzt Mary Shelley zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit ihrem Frankenstein-Roman popularisiert hatte. Pferde betrachtete Tesio dabei explizit als „material for experiment“, wie das italienische Original bereits im Untertitel des Buchs reflektiert, wenn es das Rennpferd als „animale da esperimento“ titulierte. Die Objektivierung des Tierkörpers zum experimentellen Material für eine Leistungsoptimierung, die das einzelne Tier als Glied in einer generationellen Kette sieht, wird dabei nicht als Widerspruch zu der Notwendigkeit konzipiert, das einzelne Tier in seiner Einzigartigkeit und

65 Auch für das Folgende: Author's Preface, in: Tesio, *Breeding*, S. XV.

66 Tesio, *Breeding*, S. 4-6.

67 Auch für die Folgezitate in diesem Abschnitt: ebd.

Besonderheit zu erkennen. Die Erkenntnis der Spezifika eines Pferdes ist vielmehr die Voraussetzung dafür, die besten Eigenschaften aller Rennpferde in einem einzigen Tier konzentrieren zu können, sozusagen als optimiertes pars pro toto eines Gattungskörpers. Tesio selbst soll vorgeschwebt haben, analog zum ‚Übermenschen‘ im Sinne Friedrich Nietzsches das ‚Überpferd‘ zu erschaffen.⁶⁸

Im weiteren Text demonstriert Tesio wiederholt seine Kenntnis theoretischer Texte zur Vererbungslehre. So beschäftigt er sich mit der Frage, ob und wie sich kontrollieren lasse, welches Geschlecht ein neu entstehendes Lebewesen haben würde. Diese Frage bewegte auch Tesios Zeitgenoss/inn/en, die um 1900 darauf erpicht waren, mit wissenschaftlichen Mitteln gezielt männliche Erben zu zeugen. Tesio selbst antwortet unter Rekurs auf die Mendel'schen Gesetze: Hengst und Stute trügen „a theoretically equal share of factors“ zur Entstehung eines Fohlens bei. Wenige Passagen später erzählt der Züchter, dass er 1906 im Zug zwischen Rom und Pisa in einem unbeobachteten Moment die Lektüre eines ausländischen Fahrgasts zur Hand genommen habe, die seine besondere Aufmerksamkeit erregt hatte. Es handelte sich um eine englische Übersetzung einer deutschen Schrift zum Mendelismus, dessen Erkenntnisse Tesio adaptiert haben will. So leite der italienische Begriff für Vollblut „purosangue“ in die Irre, vielmehr sei das Vollblut nicht reinrassig, sondern ein Hybrid.⁶⁹ Doch die bereits zitierte Phrase, dass Stute und Hengst ‚theoretisch‘ zu gleichen Teilen zur Entstehung eines Fohlens beitragen, deutet bereits auf Tesios kreativen Umgang mit Vererbungstheorien hin. Er räumt den Mendel'schen Gesetzen zwar theoretische Gültigkeit ein, bezieht sich aber zugleich auf ältere Theorien bzw. Denkfiguren, die offenkundig im Widerspruch zu genetischen Vererbungslehren stehen. Nicht nur das Rennpferd erscheint hier als Hybrid, sondern auch Tesios Zuchtlehre.

Tesio referiert zuerst eine Vererbungslehre, die bereits in der Antike nachweisbar ist und die er als arabisch charakterisiert. Demnach sei die Stute als passives Gefäß anzusehen, die lediglich die Energie reproduziere, die in sie hineingegeben werde. Ähnlich wie das bereits angeführte präformistische Modell handelt es sich hier um einen monogenetischen Erklärungsansatz, mit dem Unterschied, dass der männliche Erzeuger dadurch nicht nur präformierte Existenzen zum Leben erweckt, sondern selbst die wesentlichen Eigenschaften im Nachwuchs grundlegt (Präsenz, Mut etc.).⁷⁰ Die Dominanz des Vaters gegenüber der Mutter betonte bereits Aristoteles in „De Generatione Animalium“, dessen Konzepte

68 Vgl. Hengst mit fünf Gängen, in: Der Spiegel, 27.1.1957.

69 Vgl. Tesio, *Breeding*, S. 8-10 u. 13, Zitat S. 9.

70 Vgl. Cassidy, *Sport*, S. 150.

über Jahrhunderte ihren Einfluss wahren konnten. Nach Aristoteles bestimmte der Vater die Form oder Gestalt des Nachwuchses, während die Mutter/Mater den Stoff, die Materie stellte, aus dem das Kind entstand. Dabei rangiert die Formgebung in ihrer Bedeutung deutlich vor dem Material, wie ein Vergleich mit dem schöpferischen Tun eines Handwerkers verdeutlicht: Erst durch den Schreiner werde Holz zu einem Bett.⁷¹ Tesio konterkariert diese Vorstellung mit einem diachronen, an Stamm-bäumen geschulten Argument: Denn jeder Hengst habe auch eine Mutterstute, die – gemäß der Erkenntnisse der Genetik – über ihren Sohn auch ihre eigenen Eigenschaften fortpflanze. Demnach lebe auch der Mutterkörper intergenerationell in seinen Nachkommen fort.

Obwohl Mutterstuten in der Tat seit Ende des 19. Jahrhunderts stärker in die Bewertung eines Fohlens einbezogen werden, dominiert bis in die Gegenwart eindeutig das Interesse an der männlichen Abstammungslinie, wie sich nicht zuletzt im heiklen Moment des Pferdekaufs zeigt. Offenkundig scheint den potentiellen Käufern das über Pferdestammbücher und Verkaufskataloge erworbene theoretische Wissen um die genetische Prädisposition eines Fohlens nicht auszureichen. Vielmehr wird die Inaugenscheinnahme des Tieres, die Begutachtung seiner Physis zum Schlüsselmoment für die Kaufentscheidung. Der erfahrene Käufer sucht in diesem Prozess vor allem nach phänotypischen Ähnlichkeiten des Tieres mit seinem Vater.⁷² Die physischen Eigenschaften des Pferdes und seine körperliche Expressivität sollen dabei nicht nur seine direkte Abkunft beglaubigen, sondern weisen es als Produkt und Medium eines als kostbar betrachteten Merkmal- bzw. Genpools aus. Angesichts der Erkenntnis, dass die Entwicklung und die Performance eines Pferdes auf dem Platz sich letztlich der Kontrolle von Züchtern, Eigentümern und Trainern entzog, entwickelte sich die Herkunft zum zentralen Faktor, um den Erfolg und den daran geknüpften Wert eines Tieres zu prognostizieren.

Auch bei Tesio sind Hengst und Stute nicht gleichberechtigte Zeugungspartner. Er konstatiert den Umstand, dass zwei Jahrhunderte Vollblutpferdezucht erwiesen hätten, dass der Hengst bedeutender für die Qualität des Nachwuchses sei als die Stute. In der Tat hat die Privilegierung der männlichen Linie Tradition, wie die Historiographie des englischen Vollbluts eindringlich dokumentiert: Sie erinnert seit jeher nur die drei männlichen ‚orientalischen‘ Stammväter der englischen Vollblüter und übergeht konsequent die an der Zucht beteiligten Stuten. Es waren

71 Vgl. Davidson, *Breeding*, S. 20; Maria Liatsi: *Aristoteles. De Generatione Animalium*, Buch V. Einleitung und Kommentar. Dissertation Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. 2000, S. 62.

72 Vgl. Cassidy, *Sport*, S. 151.

männliche Pferdekörper, welche die Gestalt des Gattungskörpers Rennpferd bestimmen sollten. Dass von Beginn an die Weichen zugunsten der männlichen Linie gestellt wurden, übersieht Tesio in seinen Überlegungen. Den Umstand, dass dem Hengst historisch mehr Gewicht bei der Zucht beigemessen wurde, präsentiert Tesio als biologisches Argument, indem er eine historische Entwicklung naturalisiert. Die hohe männliche Selektivität erscheint nicht historisch gewachsen, sondern als „nature’s own method of preventing a deterioration of the species“. „Consequently only the best males are used for breeding, while practically all the females are bred.“⁷³ Cassidy formuliert mit Blick auf die Gegenwart die Fortsetzung dieser Regel: Rund die Hälfte der Stutfohlen gebiert später selbst Vollblutfohlen, während weniger als ein Zehntel eines Hengstjahrgangs zu Deckhengsten wird.⁷⁴ Tesio flankiert diese Naturalisierung mit einer Naturalisierung der Geschlechterdifferenz, wie sie zeitgenössisch seit dem 19. Jahrhundert für Menschen typisch war. Wie die Menschenfrau sei die Stute von Natur aus ‚schwächer‘. Ihr Lebensziel liege in der Schwangerschaft, als deren Folge wiederum „the nervous – almost neurotic – symptoms of virginity“ verschwänden. Die Stute wird hier in Analogie zur Frau als Hysterikerin pathologisiert. Damit geht einher, dass Sexualität bzw. Reproduktion als zentraler Schlüssel zu einer als Normalisierung verstandenen Genesung konstruiert werden. Die Schwangerschaft als psychischer Einschnitt im Lebenszyklus des weiblichen Pferdes hat eine körperliche Entsprechung: „Her body undergoes physical and chemical changes and she takes on the contented appearance of a worker intent only on her task of giving form to a new being.“⁷⁵ Physisch und psychisch erfährt das weibliche Rennpferd eine Transformation zur Reproduktionsarbeiterin.

Die männliche Energie, die der Hengst an seine Nachkommen weitergeben soll, verbindet sich mit einer eigenen Energielchre, welche die Figur des Gleichgewichts ins Zentrum stellt. Erfolgreiche Rennpferde, Hengste wie Stuten, seien unmittelbar nach dem Ende ihrer Rennkarriere keine guten Zuchttiere. Laut Tesio stammten viele Pferde, die in ihrer Rennkarriere über lange Distanzen erfolgreich waren, von Stuten ab, die keine oder nur wenige kurze Rennen gelaufen waren. Erfolgreiche Stuten hätten zu viel ihrer „nervous energy“ in den Rennen verloren.⁷⁶ Dieser nervösen Energie der Stuten entspricht, wenn von Hengsten die Rede ist, die ‚Vitalität‘, welche Rennen ebenfalls auszehren. In Tesios Ausführungen lassen sich Versatzstücke vitalistischer Lehren erkennen, de-

73 Tesio, *Breeding*, S. 10.

74 Vgl. Ann T. Bowling: *Horse Genetics*, London 1996, S. 127.

75 Tesio, *Breeding*, S. 10.

76 Ebd., S. 83.

ren Grundidee darin besteht, dass jedes Leben, alles Organische in ihrer Entstehung einer *vis vitalis* bedürfe. Solche Vorstellungen, die eng mit der Metapher der Energie verknüpft sind, lassen sich bis zu Aristoteles zurückverfolgen, fanden um 1800 wichtige Anhänger in dem Zoologen Johann Friedrich Blumenbach sowie dem Arzt Friedrich Anton Mesmer, sind auch in der Lebensphilosophie des 20. Jahrhunderts wirkmächtig – und offensichtlich auch im Denken Tesios.

Bereits Tesios begriffliche Differenzierung zwischen Nervosität und Vitalität dokumentiert die privilegierte Stellung des männlichen Pferdes. Sie dokumentiert sich auch in den Ausführungen über den konkreten sexuellen Akt. Die Energie, die der Hengst an seinen Nachwuchs weitergeben soll, wird bei der Begattung durch Gewicht und Hitze repräsentiert – bereits in der Antike wurde der Sexualakt mit der Produktion von durch Bewegung entstehender Hitze assoziiert und damit Fragen von Verhütung und Empfängnis verknüpft.⁷⁷ Konstitutives Moment des Sexualakts sei der Körpereinsatz des aktiven, ‚gebenden‘ Hengstes. Vor diesem Hintergrund idealisierten einige Züchter – der gängigen Praxis eines von Menschen arrangierten Zeugungsakts zum Trotz – eine mit „Liebe“ assoziierte Spontanbegattung unter Pferden.⁷⁸ Dazu zählte auch Tesio, der beobachtet haben will, dass kein Rennpferd von Mitte der 1920er bis Mitte der 1940er Jahre erfolgreich gewesen sei, das durch künstliche Befruchtung entstanden war. Der italienische Züchter erklärt diesen Umstand mit dem „smaller amount of ‚drive““ bei dieser Reproduktionsform.⁷⁹ Im Unterschied zu Pflanzen verfügten Tiere laut Tesio über eine „nervous vitality“, der die Form der Fortpflanzung entspreche: „The atmosphere of intense sexual urge [...] was intended by nature to accumulate a powerful charge of nervous energy which alone, when released through the sexual act, can result in an animal richer in willpower than his fellows, winner of all his battles and a successful producer“.

An einem Beispiel illustriert Tesio die weitreichenden Konsequenzen spontaner sexueller Anziehung unter Pferden, die menschliche Beobachter als „Liebe“ interpretierten.⁸⁰ Ein ambitionierter italienischer Züchter führte seine schönste und auf dem Rennplatz erfolgreichste Stute Signorina im Alter von fünf Jahren 1892 der Zucht zu. Obwohl Signorina die Fohlen von bedeutenden Hengsten austrug, befand sich darunter nicht

77 Vgl. Thomas Laqueur: *Making Sex. Body and Gender from the Greeks to Freud*, Cambridge/Mass. u. London 1990, S. 43-5 u. 100-102.

78 Vgl. Cassidy, *Sport*, S. 156.

79 Auch für das Folgende: Tesio, *Breeding*, S. 88-91, Zitate S. 91. Erneut deutet sich hier der Reflex eines aristotelischen Modells an, nach dem Bewegung (kinesis) es ermöglicht, eine Potenz (dynamis) zur Wirklichkeit (energeia) werden zu lassen.

80 Auch für das Folgende: Tesio, *Breeding*, S. 91f.

ein Tier, das den qualitativen Erwartungen des Züchters auch nur annähernd genügen konnte. Im Frühjahr 1904 sollte Signorina erneut einem bekannten Deckhengst zugeführt werden. Dazu wurde die Stute quer durch Newmarket geführt, dem geographischen Knotenpunkt des britischen Pferdesports. Unterwegs begegnete Signorina, die von einem Stalljungen geführt und von ihrem Züchter begleitet wurde, dem aus Züchterperspektive drittklassigen Hengst Chaleureux. Chaleureux zeigte sich sofort von Signorina betört und weigerte sich, auch nur einen Schritt zu tun. Signorina tat es ihm gleich. Das Verhalten beider Tiere interpretierten die menschlichen Beobachter dieser Szene als Zeichen einer durch erotische Anziehung ausgelösten Liebe auf den ersten Blick. Seit der Renaissance feiert die Literatur die plötzliche erotische Anziehung zwischen Menschen oder, wie in Shakespeares „Sommernachts Traum“, zwischen Mensch und Tier; im 19. Jahrhundert wird sie zum Aspekt der romantischen Liebe, einer auch um die Jahrhundertwende höchst wirksamen Denkfigur. Der Züchter zog aus der Begegnung schnell seine Schlüsse: „They love!“, soll er ausgerufen haben, „A love match it shall be.“ Dem Stammbaum nach war Chaleureux seinem hochrangigen Konkurrenten deutlich unterlegen. Entsprechend sei das so gezeugte „love-child“ von Zuchtperten anfänglich stark beäugt worden. Doch Signorinetta (1905-1928) wurde zu einem sehr erfolgreichen Rennpferd und gewann als Zwei- und Dreijährige bedeutende Rennen.

Tesio schilderte diese Begebenheit ausführlich, weil er an diesem Beispiel seine Sicht auf die Mendel'schen Gesetze darlegen konnte: Denn zwei Jahre später erhielt Signorinetta eine Schwester von denselben Eltern, die jedoch niemals als Rennpferd reüssieren konnte. Obwohl Tesio wusste, dass das mit Mendel erklärbar war, schien ihm ein anderer Ansatz plausibler: Ihm galt die Geschichte als Exemplum für „the definite influence of the sexual act on the transmission of nervous energy or vital strength“.⁸¹ Ihm schien es „not unlikely that the issue was affected by the circumstances of the unplanned encounter between her parents. The arrows of an equine cupid roused the sexual urge to a maximum of tension which endowed the resulting individual with exceptional energy.“ Die ewig währenden Mendel'schen Gesetze flankierte Tesio mit dem Momentum plötzlicher Liebe und einem Echo antiker Reproduktionstheorien und vitalistischer Konzepte. Die Liebesgeschichte zwischen Signorina und Chaleureux lässt sich noch weiter kontextualisieren – als Plädoyer dafür, dass auf körperliches Begehren gründende ‚Liebe‘ Standesgrenzen überwindet, galt Chaleureux doch als drittklassiges Pferd.

Darüber hinaus deutet sich in dieser Geschichte die Handlungsmacht der Pferde an. Signorina und Chaleureux trafen 1904 in einem durch

81 Auch für das Folgende: Tesio, *Breeding*, S. 93.

Menschen bestimmten Setting zusammen: Menschen entschieden, dass Signorina begattet werden sollte, sie benannten einen Deckhengst, arrangierten einen Termin und geleiteten die Stute dorthin. Dass sich Signorina und Chaleureux trafen, war nicht geplant, aber Signorinas Züchter wusste diese Begegnung als produktive Störung für seine Zwecke zu nutzen. Das Verhalten der Pferde lässt sich insofern als Störung deuten, als es den von Menschen gemachten Plan variierte. Auf lange Sicht provozierte gerade diese Konterkarierung des Plans, dass das langfristige Ziel, dass nämlich Signorina ein qualitativ hochwertiges Fohlen gebären sollte, real wurde. Eine solche Störung ist nur eine von vielen, die sich qualitativ deutlich voneinander unterscheiden. Explizit auf die Pferd-Mensch-Beziehung bezogen ist die Weigerung eines Pferdes, einem Befehl zu gehorchen. Diese Störung funktioniert nur als Interaktion. Aus menschlicher Sicht kann auch eine abrupte Bewegung oder ein Missgeschick, z.B. ein Stolpern des Tieres, den Charakter einer Störung haben, etwa wenn dadurch der Reiter abgeworfen oder das Tier verletzt wird. Schließlich deutet die Geburt von Signorinetas Schwester ein weiteres Problem an: dass nämlich trotz aller Bemühungen weder der Erfolg eines Rennpferdes auf der Rennbahn noch in der Zucht planbar ist. Nicht zuletzt darin gründet die Polyvalenz eines solchen Tieres, welche die für die Moderne charakteristische Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Kultur und Natur und zwischen Mensch und Tier aufweicht.⁸²

Die Agency der Pferde akzentuiert Tesio als Herausforderung für den Züchter. Seine Stellung als schöpferischer Züchter beruht nicht zuletzt darauf, genau zu beobachten und dann auf der Grundlage von Wissen und Erfahrung – mit Mut und Risiko – zu entscheiden. Die Zucht erweist sich als menschliche Schöpferphantasie, deren Reiz auch darin besteht, der Agency der Pferde wie der Kontingenz Herr zu werden.

3. Körperpraktiken II: Führung

Die Geschichte des Rennpferdes erschöpft sich nicht in der gezielten Erschaffung eines kulturellen animalischen Artefakts und ökonomischen Produkts. Denn auch jenseits der Fortpflanzung lässt sich das Rennpferd nicht auf einen wie auch immer gearteten Objektstatus beschränken. Vielmehr wirft es aus einer menschlichen Perspektive das Problem der Führbarkeit und der möglichen Wege, sein Verhalten zu steuern, auf. Pferderennen involvieren neben dem Pferd stets einen Reiter, der es

⁸² Vgl. Bruno Latour: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Frankfurt am Main 1998.

durch das Rennen führt. Auch hierin lässt sich eine Kontinuität vom „Pferde-“ zum „Nachpferdezeitalter“ erkennen: Das Pferd dient den Menschen im 19. und 20. Jahrhundert weiterhin dazu, Führungsqualitäten einzuüben. Damit bleibt es ein Medium, über das Konzepte von Führung, von Kommunikation und Beeinflussung entwickelt und erprobt werden. Der Begriff Führung akzentuiert die praxeologische Dimension von Autorität und ist eng verwoben mit dem Begriff der Folgsamkeit.⁸³ Damit spricht Führung die praktische Dimension von Herrschaft an. Seit der Antike galt die Pferd-Mensch-Beziehung als Möglichkeit, Führungsqualitäten einzuüben.⁸⁴ Gerade angesichts der großen Bedeutung, die der Führungsdiskurs – nicht zuletzt unter dem Eindruck der Einbeziehung immer weiterer Teile der Bevölkerung in politische Entscheidungsprozesse – seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert in Europa in vielen gesellschaftlichen Bereichen erlangte,⁸⁵ stellt sich die Frage, welche Bedeutung hier Pferden zukam. Denn ein fügsames Pferd attestierte gleichsam seinem Reiter dessen autoritative Qualitäten. Zugleich stellte es ein Medium dar, über das – vor allem – Männer sich in Führung trainieren konnten.

Die Frage nach Führung und Folgsamkeit impliziert die Frage nach der Agency, der Handlungsmächtigkeit von Tieren und damit verknüpft die Frage, was Menschen und Tiere bzw. menschliche und nicht-menschliche Tiere voneinander unterscheidet. Hierzu existieren sehr unterschiedliche Deutungsansätze, die hier nur exemplarisch vorgestellt werden können. Ein zentraler Referenzpunkt dafür, Tiere und Menschen nicht als grundsätzlich voneinander unterschiedene Lebensformen zu betrachten, sind die Arbeiten Charles Darwins, der in „The Descent of Man“ befand, dass dieser Unterschied „one of degree and not of kind“ sei.⁸⁶ Aufgrund dieser Überlegungen liegt es nahe, Handlungsmacht nicht per se als menschliches Privileg zu definieren. Wie am Beispiel der monographisch verhandelten Rennpferde bereits gesehen, führt ein Weg, diese Handlungsmacht zu verdeutlichen, darüber, Tiere mit

83 Vgl. Rainer Paris: Autorität – Führung – Elite. Eine Abgrenzung, in: Stefan Hradil/Peter Imbusch (Hrsg.): Oberschichten – Eliten – Herrschende Klassen, Opladen 2003, S. 55-72, hier S. 58f.

84 Vgl. für die Frühe Neuzeit Stefano Saracino: Der Pferdediskurs im England des 17. Jahrhunderts. Die horsemanship-Traktate als geschichtswissenschaftlicher Untersuchungsgegenstand, in: Historische Zeitschrift 300 (2015), S. 341-373, hier S. 358-361.

85 Vgl. Yves Cohen: Le siècle des chefs. Une histoire transnationale du commandement et de l'autorité (1890-1940), Paris 2013.

86 Charles Darwin: The Descent of Man and Selection in relation to Sex, Chicago 1874. Vgl. dazu Sarah E. McFarland/Ryan Hediger: Approaching the Agency of Other Animals. An Introduction, in: Dies., Animals and Agency, S. 1-20, hier S. 3.

menschlichen Kategorien zu beschreiben.⁸⁷ Auch die Geschichte von Signorina und Chaleureux exemplifiziert eine solche Sichtweise auf Tiere. Indem die Erzählung auf die Widerständigkeit bzw. Fähigkeit der Tiere zu Improvisation und Sabotage abhebt – ein klassischer Indikator für menschliche wie nicht-menschliche Handlungsmacht –, gesteht sie ihnen Agency zu.⁸⁸ Aber wie lässt sich ermessen, ob diese Zuschreibungen dem Tierischen des tierischen Verhaltens gerecht wird oder Tieren menschliche Kategorien aufgestülpt werden? Es besteht ein grundlegendes Problem darin, über Mensch-Tier-Beziehungen zu sprechen, wenn stets die menschliche Sprache zum Ausgangspunkt genommen wird und das Nachdenken darüber daran gebunden bleibt.⁸⁹ Auch Subjektivität und Handlungsmacht sind in der Theorie eng an die menschliche Sprache geknüpft.⁹⁰ Tierische Subjektivität wurde traditionell der menschlichen untergeordnet.⁹¹ Dabei lässt sich das Leben der Pferde auf einem Gestüt durchaus auch als unabhängige, individuelle Pferdeexistenz denken,⁹² aber die Frage ist, wie der Mensch diese begreifen will.

Für die grundlegende Frage nach der tierischen Agency kann es dabei sehr hilfreich sein, sich die Schriften von Reitern, Züchtern und Pferdetrainern anzuschauen. Für diese scheint die Agency der Pferde weder beim Renn- noch beim Freizeitpferd in Frage zu stehen – und das schon lange vor Darwins Überlegungen. Die Möglichkeit eigenwilligen Handelns ist ein Kernthema der Schriften zum Umgang mit Pferden. Zudem indiziert auch das materielle Setting, das Menschen rund um den Pferdekörper errichten, eine Geschichte der Einhegung – durch Koppeln, Ställe, Boxen, Zaumzeug, Kandare, Peitsche etc.⁹³ Die Möglichkeit der Störung betrifft nicht nur, wie gesehen, den Züchter, sondern jeden Menschen, der im Kontakt mit Pferden steht. Genau darin lässt sich auch ein Reiz vermuten. Pferde stellen Menschen vor Herausforderungen, die sie überwinden wollen. An ihnen können sich Menschen beweisen und in Fertigkeiten des Umgangs mit Hindernissen üben. Pferde nehmen damit Einfluss auf menschliches Verhalten.

87 Vgl. ebd.; Scott, *Racehorse*, S. 45f.

88 Dabei handelt es sich um einen klassischen Topos des Poststrukturalismus, der sich etwa in Michel de Certeau: *Die Kunst des Handelns*, Berlin 1988 oder Judith Butler: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Berlin 1995 findet.

89 Vgl. dazu Paul Patton: *Language, Power, and the Training of Horses*, in: Carry Wolfe (Hrsg.): *Zoontologies. The Question of the Animal*, Minneapolis 2003, S. 83-99, S. 87f.

90 Vgl. McFarland/Hediger, *Approaching*, S. 10.

91 Vgl. Marion Mangelsdorf: *Horses – significant others, people's companions, and subtle actors*, in: Jan-Hendrik Passoth/Birgit Peuker/Michael Schillmeier (Hrsg.): *Agency without Actors? New Approaches to Collective Action*, London/New York 2012, S. 196-211.

92 Vgl. Claude Lévi-Strauss: *Das wilde Denken*, 9. Aufl., Frankfurt am Main 1994, S. 240.

93 Vgl. Swart, *World*, S. 251.

Donna Haraway hat in ihrem auf Hund-Mensch-Beziehungen konzentrierten *Companion Species Manifesto* dazu aufgefordert, Tiere nicht nur als Gegenstand theoretischer Überlegungen zu begreifen, sondern als „fleshly material-semiotic presences“, mit denen Menschen leben. Haraway nimmt sowohl das Tier als eigene Existenzform mit Akteursstatus in den Blick als auch die Relationalität zwischen Tier und Mensch.⁹⁴ Auch Etholog/inn/en diskutieren gegenwärtig die „wechselseitige[n] Beeinflussungen“ zwischen Tier und Mensch und fragen, inwiefern das Verhalten von Tieren Menschen zu Anpassungen zwang. Mit Blick auf Nutztiere erforschen sie, inwiefern Tiere ihre Zucht beeinflussen.⁹⁵ Den Einfluss von Tieren auf menschliches Verhalten prononciert auch Bernhard Gißibl für den kolonialen Kontext: „Der koloniale Herrschaftsanspruch realisierte sich auch über die Körper von Tieren: tierisches Handeln forderte menschliches Handeln heraus und war an der Schaffung von für den Kolonialismus als Herrschaftsform konstitutiven sozialen und kulturellen Realitäten beteiligt.“⁹⁶

Vor allem Haraways Manifesto ist ein zentraler Referenztext für Forscher/innen zu Tier-Mensch-Beziehungen, die vielfach ein doppeltes Ziel verfolgen: der Besonderheit tierischen Lebens und der Tierpersönlichkeiten gerecht zu werden und zugleich Mensch und Tier als Existenzen einer beide umfassenden beziehungsreichen Umwelt zu verstehen. Die Fragen, die Haraway mit Blick auf Hunde entwickelt, stellen Pferdetrainer/inne/n, Biolog/inn/en und Anthropolog/inn/en auch für die Pferd-Mensch-Beziehungen in der Gegenwart. Ihre Überlegungen sind häufig durch den Wunsch motiviert, Modelle zu entwickeln, die Pferd und Mensch ermöglichen, sich auf Augenhöhe zu begegnen. Das gilt für die alltägliche Begegnung auf der Koppel und im Stall wie für die besondere Situation des Trainings.

Auf den ersten Blick scheint ein partnerschaftlicher Umgang eher mit Freizeitpferden möglich zu sein als mit Rennpferden. Die Biomacht, die Zucht und Rennsport ausüben, gilt oft als Negativbeispiel für die Mensch-Pferd-Beziehung, da sie ein anthropozoologisches Miteinander unmöglich mache.⁹⁷ Rigidität und Unerbittlichkeit gegenüber den Pfer-

94 Donna J. Haraway: *Companion Species Manifesto. Dogs, People, and Significant Otherness*, Chicago 2003, S. 5. Vgl. zu Haraways Überlegungen Eitler/Möhring, *Tiergeschichte*, S. 92-95.

95 Vgl. Éric Baratay: Einleitung. Vom allein handelnden Menschen zum Tier als Akteur und zurück, in: *Histoire des Alpes – Storia delle Alpi – Geschichte der Alpen 15* (2010), S. 11-23, hier S. 18. Als Beispiele für die Forschung zur Zucht verweist Baratay auf Jocelyne Porcher: *Éleveurs et animaux. Réinventer le lien*, Paris 2002.

96 Bernhard Gißibl: Das kolonisierte Tier: Zur Ökologie der Kontaktzonen des deutschen Kolonialismus, in: *WerkstattGeschichte 56* (2010), S. 7-28, hier S. 9.

97 Vgl. Mangelsdorf, *Horses*, S. 196.

den zählen in der Tat zu den besonderen und bewunderten Charakteristika einiger Züchter, die vor einer Versehrung der tierischen Körper nicht Halt machen. Peter Willett notiert etwa für Federico Tesio, dass dessen Trainingsmethoden „inevitably broke down some horses“, dass das aber aus Tesios Sicht Teil eines Auswahlprozesses war, der darauf zielte, „whatever the risk, [...] to present a horse on the day [of a race, d. Verf.] absolutely fit for the task in hand“.⁹⁸ Rebecca Cassidy räumt wie die Ethnologin und Pferdehalterin Mangelsdorf ein, dass Pferde im Rennsport als „Zucht- und Rennmaterial“ objektiviert und im Rennen und Training teils gewaltsam vom Menschen distanziert würden. Doch zeichnet sie ein ambivalentes Bild. Sie konstatiert, dass Rennpferde zwischen Subjekt- und Objektstatus changieren. Denn im täglichen Umgang würden auch Rennpferde als Persönlichkeiten behandelt und durch Kosenamen humanisiert werden, so dass zumindest aus Perspektive der beteiligten Menschen individualisierte intersubjektive Beziehungen entstünden.⁹⁹ Rennpferde lassen sich in dieser Lesart als Hybride zwischen dem für die Massentierhaltung typischen Objektstatus und der für das Haustierwesen charakteristischen Subjektivierung interpretieren. Zudem zielt die Zucht von Rennpferden auf Leistung und Erfolg. Gerade in diesem Kontext erreicht Führung auch für den Rennsport höchste Relevanz.

Obwohl demnach Rennpferde besonders interessante Untersuchungsgegenstände wären, liegt der Fokus der Texte zu den Pferd-Mensch-Beziehungen bzw. zur Kommunikation zwischen Pferden und Menschen heute zumeist auf den Freizeitpferden. Bereits Xenophon hat Kommunikation als Schlüssel zur Pferd-Mensch-Beziehung gesehen. Allerdings unterlag die Einschätzung, wie genau diese Kommunikation gestaltet sein sollte, im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte einem starken Wandel, der eine intensivere Untersuchung lohnen würde, die hier nicht geleistet werden kann. Doch auch ein grober Überblick verdeutlicht, dass gewaltsame Trainingsmethoden, die gegen die „Natur“ des Pferdes bzw. des Pferdekörpers vorgingen, zeitgenössisch stets ihre Kritiker fanden. Die Ahnenliste dieser Kritiker reicht von Xenophon in der Antike über Antoine de Pluvinel und François Robinchon de la Guérinière in der Frühneuzeit bis hin zu den amerikanischen Cowboys.¹⁰⁰ Gegenwärtig zählen Monty Roberts, der nicht zuletzt durch den Spielfilm „Der Pferdeflüsterer“, in dem Robert Redford seine Figur verkörpert,

98 Willett, Federico Tesio, S. 170.

99 Vgl. Cassidy, Sport, S. 124.

100 Vgl. dazu Mangelsdorf, Horses, S. 200. Sie bezieht sich auf Pat Parelli: Natural Horsemanship, in: Western Horseman Magazine. Special Issue (2009). Vgl. zum 17. Jahrhundert Saracino, Pferdediskurs, S. 343.

große Popularität jenseits der Pferdecountry erlangte, und Pat Parelli zu den einflussreichsten Vertretern dieser Tradition.¹⁰¹ Die kritische Sicht auf Gewalt gegenüber dem Pferd ist nur einer der Traditionsstränge, die Roberts und Parelli weiterführen. Sie perpetuieren zugleich eine Sicht auf die Pferd-Mensch-Beziehung, die diese als Feld begreift, auf dem der Mensch bzw. der Mann trainieren kann, andere ebenso wie sich selbst zu führen. Diese Kontinuitätslinie nährt berechtigte Zweifel am Niedergang des Pferdezeitalters – auch jenseits des Rennpferds.

Roberts und Parellis Trainingsmethoden sind stark durch die Denkfigur der partnerschaftlichen, dialogischen Kommunikation zwischen Pferd und Mensch geprägt. Im Zentrum dieser Kommunikation steht der Körper. Pferde und Menschen sind darauf angewiesen, miteinander über ihre Körper zu kommunizieren. Sowohl Roberts als auch Parelli verlangen eine empathische Haltung des Menschen gegenüber dem Pferd, setzen darin aber unterschiedliche Akzente. Roberts studiert die Körpersprache der Pferde und adaptiert diese in der konkreten Begegnung mit einem Tier. Parelli setzt beim Menschen an. Damit der Mensch einem Pferd als Partner gegenüber treten kann, muss er seinen eigenen Körper kennen, seine Wünsche und seinen Willen reflektieren und trainieren.

Die Methoden von Roberts und Parelli haben utopische Qualitäten, insofern sie neue Wege des auskömmlichen Miteinanders von Pferd und Mensch zu etablieren suchen. Zu dieser utopischen Qualität können sich Wissenschaftler/innen, die zu Pferd-Mensch-Beziehungen forschen, unterschiedlich verhalten. Marion Mangelsdorf, die sich als Akteurin des Feldes begreift, das sie beforscht und zugleich forschend verändern will, setzt sich explizit zum Ziel, einen Weg zu finden, „to [...] inhabit a humananimal collective“.¹⁰² Sie negiert nicht die Ambivalenzen der Tier-Mensch-Beziehung, die damit einhergehenden Grausamkeiten und Hierarchiefragen, reklamiert aber für ihre Arbeit ein utopisches Potenzial. Paul Patton dagegen, der wie Mangelsdorf selbst mit Pferden gelebt und gearbeitet hat, geht explizit auf Distanz zu seinem Untersuchungsgegenstand. Er akzentuiert die Denkfigur der Kommunikation zwischen Tier und Mensch als „rhetoric of dialogue and partnership“, die in die Irre führe.¹⁰³ Denn letztlich übe jede Trainingsmethode, ob mit offenkundiger Gewalt oder mit sanftem Vorgehen, Macht aus. Denn Ziel sei immer, dass das Tier gehorche und sich damit dem menschlichen Willen füge. Patton argumentiert, dass Pferdetraining genau dem entspreche, was Foucault unter dem Machttypus „Regierung“ verstehe, der dadurch gekennzeichnet ist, dass er die Disziplinierung von außen mit der Selbst-

101 Vgl. zu Roberts Patton, *Language*, zu Parelli Mangelsdorf, *Horses*.

102 Mangelsdorf, *Horses*, S. 209.

103 Patton, *Language*, S. 90.

disziplinierung verknüpft.¹⁰⁴ Genau diese Betrachtungsweise macht es unmöglich, Training nicht als Entstehungs- und Austragungsort von Machtbeziehungen zu verstehen. Zugleich verhindert diese Perspektivierung, den Menschen selbst in die Position eines souveränen Außen zu rücken. Donna Haraway hat am Beispiel des Agility-Trainings gezeigt, dass sich das Verhältnis zwischen Hund und Mensch nicht auf eine Subjekt-Objekt-Relation reduzieren lässt, sondern dass Hund und Mensch sich beide involvieren müssen.¹⁰⁵ Auch bei Patton zeichnet sich ab – wenngleich er das nicht expliziert –, dass die anthrohippische Gesellschaft niemals frei von Machtbeziehungen ist, in die beide, Mensch und Tier, gleichermaßen eingebunden sind. Das illustrieren sowohl die Lehren von Monty Roberts als auch die von Pat Parelli. Wie bereits angesprochen, diszipliniert Parellis Methode auch den Menschen und setzt sogar bei diesem an. Monty Roberts lehrt nicht nur das Pferdeflüstern, sondern überträgt seine am Pferd entwickelten Prinzipien auch auf zwischenmenschliche Beziehungen. Demnach bemächtigt sich der Machttypus der „Regierung“ aller Lebewesen. Patton schließt daraus, dass die Denkfigur der – aus seiner Sicht affizierten und de facto unmöglichen – hierarchiefreien oder -armen Kommunikation zwar nicht als Utopie tauglich, aber Schlüsse zulasse auf die „requirements of the hierarchical and communicative relations in which we live“.¹⁰⁶

Das Studium von Roberts und Parelli liefert dann ebenso wie der Blick auf Vererbungstheorien und Zuchtpraktiken seit Beginn des 19. Jahrhunderts Anschauungsmaterial dafür, dass Körper maßgebliche Medien, Austragungsorte und Aktanten von Machtbeziehungen sind. Die Machtasymmetrie zwischen Pferd und Mensch scheint auf der epistemischen Ebene kaum hintergebar. Daher ist weniger die Frage interessant, wie eine partnerschaftliche Kommunikation zwischen Tier und Mensch möglich ist, sondern vielmehr ist bemerkenswert, dass Menschen den Wunsch hegen, Tieren auf Augenhöhe zu begegnen. Das dokumentiert nicht nur den Willen zur Empathie mit allem Lebenden, sondern lässt sich zugleich als Ausdruck eines Unbehagens an unüberwindbarer Andersartigkeit lesen, gepaart mit einem Unbehagen an einer damit gekoppelten Ungleichheit zwischen Tier und Mensch. Auf diese Weise schließt die Problematik der Tier-Mensch-Kommunikation an Fragestellungen der Moderne an, gehört doch der Umgang mit Andersartigkeit und Ungleichheiten zu ihren zentralen Themenfeldern, und lässt ihre Aporien sichtbar werden. Denn der Wunsch nach Gleichheit verbindet sich oftmals mit einer Intoleranz gegenüber dem Nichtgleichen. Er blen-

104 Vgl. ebd., S. 92.

105 Vgl. Haraway, Companion, S. 62.

106 Ebd., S. 96.

det das Ungleiche aus bzw. verschiebt die Grenze zum Anderssein. Auch vor diesem Hintergrund kann es aufschlussreich sein, den Wandel der Führungs- und Kommunikationskonzepte gegenüber Pferden mit dem Wandel von Führungskonzepten gegenüber Menschen zu korrelieren. Es ist kein Zufall, dass auch in der Gegenwart Manager im Umgang mit Pferden ihren individuellen Führungsstil ergründen und einüben sollen.¹⁰⁷

4. In the long run

Der Blick auf das Rennpferd setzt einen Kontrapunkt zum Narrativ vom Ende des Pferdezeitalters, insofern er die Kontinuitäten in der Pferd-Mensch-Beziehung bis in die Gegenwart vor Augen führt. Wenn es ein Ende des Pferdezeitalters gab, dann galt es nicht für die Rennpferde, deren Körper weiterhin zentraler Austragungs- und Erprobungsort menschlicher und tierischer (Selbst-)Praktiken war. Der ausführliche Blick auf Federico Tesios Reflexionen auf Zucht als spezifische Körperpraxis lässt exemplarisch erkennen, dass tradierte Zuchtpraktiken in der Moderne ein komplexes Amalgam mit neuen Körpertechniken des Vermessens, Überwachens und Kontrollierens sowie mit einem in sich widersprüchlichen Theoriepotpourri bildeten. Sowohl in der Theorie als auch in der Praxis verschwammen dabei die Grenzen zwischen Mensch und Tier. Neben Tesio existierten eine Vielzahl weiterer Züchter, deren Handlungen und Deutungen es erst noch zu untersuchen gilt. Gleiches gilt für die Orte und materiellen Ensembles, in die sie eingebunden waren, die privaten wie staatlichen Gestüte und Rennplätze. Hier wurden Vorstellungen entwickelt und Praktiken erprobt, die möglicherweise nicht nur für Pferde relevant waren, sondern generell Konzepte von Rasse und Reinheit formten.

Vererbungstheorien galten für Menschen und Tiere gleichermaßen, auch die Körpertechniken waren transgressiv. Dies legen auch die Überlegungen zu Führung in der Pferd-Mensch-Beziehung nahe. Das Pferd blieb im 20. Jahrhundert ein wichtiges Gegenüber, wenn es darum ging, dass Menschen trainieren, sich das Andere und Fremde vertraut und gefügig zu machen. Es ist zu vermuten, dass der Wandel der Praktiken im Mensch-Pferd-Verhältnis in einer Wechselbeziehung mit jenem in der Mensch-Mensch-Beziehung stand. Hier wäre als weitere Perspektive einzubeziehen, dass jede Form von Training sich auch als Handlung ver-

107 Eine Suche im Internet mit den Stichworten „Pferd“/„Reiten“ und „Manager“/„Führungskraft“ gibt einen Eindruck von der Fülle der Seminarangebote.

stehen lässt, mit dem Pferde sich einem Anderen annäherten und dieses Andere veränderten.

Beide Körperpraktiken, Zucht und Führung, verlangen nach einer intensiven Erforschung, die erkenntnisreiche Perspektivverschiebungen und neue Einsichten in die Involvierung der Pferde in menschliche Selbstpraktiken und -deutungen verspricht.

Simone Derix, Kontakt: simone.derix@lrz.uni-muenchen.de; PD Dr. phil., Privatdozentin an der Ludwig-Maximilians-Universität München, im WiSe 2015/16 Vertretung der Professur für Zeitgeschichte an der Justus-Liebig-Universität Gießen (Dirk van Laak). Promotion in Köln mit einer zeitgeschichtlichen Studie zur Staatsrepräsentation. Habilitation in München mit einer Untersuchung zum Verhältnis von Familie und Vermögen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert. Forschungsschwerpunkte: Geschichte des Ökonomischen mit Fokus auf Reichtum und Vermögen, Geschichte von Familie und Verwandtschaft, Mobilitätsgeschichte, Kultur- und Mediengeschichte des Politischen.

Haare als Symptom. Diskurse über Weiblichkeit, Schönheit und Identität

Birgit Stammberger

English abstract: It seems to be a fact of nature that the human body is covered with hair. Not only do the hair of the body and the hair of the head differ with regard to texture and structure, they are also an ideal, benchmark, or threat in terms of gender. The female in particular, has to live up to the ideal of a smooth and hairless body, with numerous procedures and techniques, products and advertising campaigns designed to help her do so. Women are willing to shave, wax, epilate, and undergo laser treatment. Female hairiness is the focus of attention not only in popular scientific discourses, in the media, and in the cosmetic and beauty industries, but also in everyday forms of bodily activities. Medicine considers excessive hairiness a phenomenon worthy of diagnosis and treatment. The implications of female hairiness – in medical, cultural and historical contexts – are connected with historical practices and cultural conceptions of self-attributions and the attributions of the others. Ideas about female hairiness can be found in stories, cultural practices, and manifestations of knowledge and power. They range from freak shows of the nineteenth century and psychiatry textbooks of the early twentieth century, to the beauty and cosmetic industries and subversive body practices. Much more than just a natural fact, female hairiness refers to a complex system of body technologies and knowledge-based practices that interpret it as peculiar and pathologic or uncanny and subversive. The following uses a cultural-historical approach to analyze the different meanings attributed to female hairiness.

Einführung: Julia Pastrana, die bärtige Frau

Julia Pastrana war wohl eine der berühmtesten Frauen des 19. Jahrhunderts. Ihr Gesicht und ihr Körper waren stark behaart. Sie hatte eine doppelte Zahnreihe im Unterkiefer, eine ungewöhnliche Stirn und war ca. 1,40 m groß. Sie galt als hässlichste Frau der Welt, als ein ‚Female Nondescript‘ und wurde auf den Freakshows des 19. Jahrhunderts als eine ‚Victorian Ape Woman‘ vorgeführt (vgl. Gylseht/Toverud 2004). Sie faszinierte das Publikum durch Tanz und erotische Bewegung und brachte ihrem Manager damit viel Geld ein. Die Geschichte ihrer Ausstellung reicht weit über ihren Tod hinaus. Diese Geschichte ist kurios, befremdlich, empörend, vielleicht sogar unheimlich: Julia Pastrana verstarb 1860, kurz nach der Geburt ihres ersten Kindes. Sie kam während einer Tournee in Russland nieder. Zuvor hatte sie ihren Impresario geheiratet, der auch der Vater ihres Kindes war. Nur wenige Tage nach ihrem Tod verstarb auch das ebenfalls am ganzen Körper behaarte Neugeborene. Der Ehemann und Manager verkaufte kurz darauf beide Lei-

chen an einen Pathologen der Moskauer Universität. Dieser balsamierte die Leichen von Mutter und Kind nach dem neuesten wissenschaftlichen Stand so perfekt, dass der Witwer sie für einen dreifachen Preis der Verkaufssumme zurückkaufte. Er stellte Mutter und Kind noch bis zu seinem eigenen Tode 1884 in einem Glassarg aus. Bis zum Jahre 1972 wurde der Glassarg in ganz Europa und den USA vorgeführt (vgl. Garland Thomson 1997: 77). Seit 1972 wird er im Keller des Instituts für Forensische Medizin in Oslo aufbewahrt. Doch noch skurriler als ihre Auftritte in Freakshows waren die in wissenschaftlichen Abhandlungen aufgeworfenen Fragen. Über Julia Pastrana wurden zahlreiche medizinische Abhandlungen verfasst. Ihr übermäßig behaarter Körper war Gegenstand zahlreicher, kontroverser Fragestellungen: Welche Struktur weist ihre Behaarung auf und worauf verweist sie? Ist die Überbehaarung Zeichen eines Atavismus? Ist Überbehaarung vielleicht eine Spur zum gesuchten ‚missing link‘ des 19. Jahrhunderts?¹ Wie kann man die leichteren Formen der Überbehaarung sicher von der pathologischen Erscheinung unterscheiden? Lässt sich dieses Phänomen vielleicht sogar als eine zunehmende Angleichung der Geschlechter deuten? Die letzte wissenschaftliche Abhandlung über Julia Pastrana im Kontext der Medizin erschien im Jahre 1993 im *American Journal of Medical Genetics* (vgl. Bondeson/Miles 1993).²

Der weibliche Bart: Konstruktionsweisen von Geschlecht

Mit der bärtigen Frau möchte ich weder die verrosteten Türen wissenschaftshistorischer Abstellkammern öffnen, noch werde ich die Kuriositätenkabinette vergangener Zeiten ausleuchten. Es geht im Folgenden nicht um kuriose Fallgeschichten, sondern um eine Analyse wissenschaftlicher Figurationen. Ziel des Beitrages ist es, die Praktiken und den Umgang mit der weiblichen Körperbehaarung zu historisieren. Mit Blick auf die wissenschaftsgeschichtlichen Diskurse werden Bezugssysteme

1 Zum Begriff des ‚missing link‘ im Kontext der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vgl. Benninghoff-Lühl 1999.

2 Der Aufsatz wurde unter der Rubrik „Historical Essays“ veröffentlicht. Nach einer ausführlichen Darstellung der biographischen Lebensdaten der Julia Pastrana wird am Ende eine medizinische Fragestellung zu den Auswirkungen eines angeborenen Gendefektes in Bezug auf mögliche Anomalien in der Knochenstruktur behandelt. Mit Hilfe radiologischer Visualisierungstechniken kommen die Autoren zu dem Ergebnis, dass die Untersuchungen des Materials, das die Mediziner dem Leichnam entnommen haben, auf keine Fehlbildung des Kiefers schließen lassen. Damit widersprechen sie einer medizinischen These, die von einem Zusammenhang zwischen Überbehaarung und einer Kieferfehlbildung ausgeht.

analysiert, in denen die Wissensfigurationen der bärtigen Frau historisch Gestalt annehmen. An der Schnittstelle von Wissenschaft und Alltagswissen werden die diskursiven Konstruktionen von Kategorien im Zusammenhang mit sozialem Verhalten und Subjektivität analysiert. Indem die Figur der bärtigen Frau in den sexualwissenschaftlichen, medizinischen und physiologischen Geschlechterdiskurs um 1900 eingebettet wird, werden die historischen Transformationen und die Ambivalenzen offengelegt, um Geschlecht als eine Kategorie der Moderne verständlich zu machen. Die Geschichte der Julia Pastrana ist Ort und Anlass, historische Sichtweisen auf weibliche Körperbehaarung in den Blick zu nehmen und die Figur der bärtigen Frau im Zusammenhang wissenschaftlicher Konstellationen der Tier-Mensch-Differenz, der Hormonlehre und der neuen Weiblichkeit als Konstruktionsweisen von Geschlecht zu analysieren. Im Umgang mit weiblichem Bartwuchs lassen sich wissenschaftliche Praktiken und allgemeine Konstruktionsprozesse des Geschlechts nachzeichnen. So wird mit der Figur der bärtigen Frau gefragt, welche Bilder und Vorstellungen von Körper und Geschlecht hier virulent sind und worauf sie verweisen. Den Körper verstehe ich dabei nicht als eine anthropologische Konstante. Dies kann nur behauptet werden, wenn die wirkmächtigen diskursiven Prozesse der Materialisierung unberücksichtigt bleiben und die Annahme, dass das, was der Körper sei, eine historisch bedingte Konstruktion ist, negiert wird. Damit wird nicht behauptet, der Körper werde „vollkommen und erschöpfend linguistisch konstituiert“ (Butler 1997: 11). Wenn Materialität und Sprache in einem unhintergehbaren Zusammenhang stehen, dann ist die Materialität des Körpers kein der Sprache vorrangiger Bereich. Vielmehr wird sie in einem permanenten Prozess der Bedeutungszuschreibung geformt und produziert. In dieser Hinsicht ist die Materialität des Körpers immer nur über die sie produzierenden Praktiken zugänglich. Mit dieser sprachtheoretischen Begründung von Materialität ist jedoch kein kausales Verhältnis ausgesprochen, das den Körper auf einen Gegenstand sprachlicher Diskurse reduziert. Vielmehr hängt die Materialität von Körpern mit permanenten Prozessen der diskursiven Produktion zusammen, die niemals abgeschlossen sind und dennoch einen Referenzrahmen für Materialität darstellen. „Jedes Mal“ schreibt Judith Butler, „wenn wir versuchen, auf den Körper zu referieren, referieren wir in bestimmten Beschreibungsmodi oder innerhalb bestimmter Referenzrahmen – doch wir ‚referieren vergeblich‘“ (Butler 2009a: 51). Dabei verweist ‚vergeblich‘ keineswegs auf ein verhinderndes Scheitern, sondern es ist vielmehr die Bedingung der Möglichkeit des Fortsetzens. Dieses Scheitern verweist auf den ontologischen Status des lebendigen

Körpers. Der lebendige Körper ist zwar Resultat diskursiver Konstruktionen, aber kein passives Objekt von Diskursen.

Die historischen Körperpraktiken werden im Folgenden in ihrem konstitutiven Wechselspiel von ‚Über-den-Körper-Reden‘ und ‚Einen-Körper-Haben‘ erörtert. Ich gehe davon aus, dass sich mit einer Betrachtung der komplexen Verschränkungen und philosophischen Bestimmungen des Körpers historische Räume des Wissens eröffnen lassen. Erst im Hinblick auf diskursive Wissensräume ist das, was der Körper ist, nicht ein ahistorischer Gegenstand, sondern stellt sich als Ergebnis historisch und kulturell wirkmächtiger Praktiken dar. Die „bärtige Frau“ ist ein materiales Beispiel dafür, wie der Körper zu bestimmten Praktiken anleitet und zugleich wie innerhalb dieser Praktiken die Materialität und die Bedeutung des Körpers konstituiert werden.

Leitmotiv meiner Analyse ist, dass der weibliche Bart seine Evidenz und Bedeutung erst im Wechselspiel von wissenschaftlicher Autorität und kulturell wirkmächtigen Differenzen sowie über das Einüben entsprechender Wahrnehmungsmuster erhält. Sowie das Geschlecht ist auch der weibliche Bart keine biologische Tatsache, die einfach vorgefunden oder kulturell überformt wird. Die Figur der bärtigen Frau ist eingebunden in eine medizinische Praxis des Benennens, des Sammels, der Aufzeichnung, die niemals nur ein „nominalistisches Problem“ ist (Peters 2010: 13). Die Figur der bärtigen Frau steht im Zusammenhang mit der Suche, das Geschlecht am Körper fest zumachen, einer Suche, mit der Evidenzen behauptet und Unbestimmtheiten erzeugt werden.³ Diese Suche war stets begleitet von der Erzeugung neuer Zonen der Unbestimmtheit, in denen sich nicht nur die Bereiche des Nicht-Wissens zeigten, sondern die zugleich zu immer wieder neuen Forschungen anreizen: Ich werde also in einer wissenschaftshistorischen Analyse fragen, wie der weibliche Bart zum Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung

³ Vgl. hierzu Peters 2010. In ihrer materialen Analyse des Geschlechterdiskurses um 1900 widmet sich Peters einer historischen Phase der Geschlechterforschung, in der Medizin „eine Art Deutungshoheit über Geschlechterfragen zukam“. Die „Rätselbilder des Geschlechts“ wurden zum „Dreh- und Angelpunkt der Geschlechterforschung um 1900“. Peters geht es nicht vordergründig darum, prekären Subjekten in der Geschichte der Sexualitätswissenschaften einen Platz einzuräumen, so als wäre geschlechtliche Identität einfach gegeben und bedürfe endlich einer Anerkennung. Vielmehr geht es ihr um das Aufzeigen von Ambivalenzen, die das Resultat jener Praktiken und Einstellungen sind, mit denen das Geschlecht am Körper festgemacht werden sollte. Diese Suche habe „immer größere Bereiche des Nicht- oder Noch-Nicht-Wissens, der Nicht-Sichtbarkeit“ offengelegt, die dann wiederum mit Hilfe von „neuen Visualisierungstechniken geschlossen werden sollten“ (Peters 2010: 20). Als Beispiel für theoretische Überlegungen zum diskursiven Charakter von Geschlecht bei gleichzeitiger materialer Wirkungsmacht siehe: Thomas u.a. 2011, insbesondere die Abschnitte 22-42, sowie 43-65.

tungen wurde und was man mit ihm zu wissen beanspruchte. Meine These ist, dass sich im Diskurs der bärtigen Frau wissenschaftshistorische und populärwissenschaftliche Konzepte des Körpers miteinander verschränken. Mit der historischen Analyse lassen sich kulturelle Kontinuitäten und Diskontinuitäten gegenwärtiger Diskurse über Körpernormen aufzeigen.

Die bärtige Frau: von der Kulturgeschichte zum Gegenstand der Medizin des 19. Jahrhunderts

In antiken und mittelalterlichen Darstellungen fanden Bilder und Erzählungen über bärtige Frauen Eingang in Kunst, Mythen und Medizin. Der weibliche Bart war einerseits etwas Rätselhaftes und mythologisch aufgeladenes, andererseits aber auch ein Mittel und Instrument, um weibliche Macht zu demonstrieren.⁴ Im späten Mittelalter diente der weibliche Bart auch der Darstellung von Heiligen. Damit knüpfte die ikonographische Tradition des 15. Jahrhunderts an volkstümliche Erzählungen an, in denen der Bart für den weiblichen Unwillen stand, den Bund der Ehe einzugehen. Ein bekanntes Beispiel für dieses Narrativ sind die Zeugnisse der heiligen Wilgefortis, auch heilige Kümmernis genannt. Bilder der heiligen Wilgefortis entstammen einem Kult der volkstümlichen Verehrung. Aus der Zeit von 1350 bis 1848 sind, wie man im ökumenischen Heiligenlexikon nachlesen kann, rund 1000 schriftliche und ikonografische Zeugnisse bekannt.⁵ Der Legende nach habe die heilige Wilgefortis kurz vor ihrer Hochzeit Gott angefleht, er möge ihr einen Bart wachsen lassen, damit der Bräutigam nicht den Beischlaf mit ihr vollziehe und sie Jungfrau bleiben könne. Einer Ehe mit einem heidnischen König zog sie Jesus als ihren einzigen Begleiter vor. Als in der Hochzeitsnacht der Braut ein Bart wuchs, wandte sich der verschreckte Bräutigam von seiner Gemahlin ab. Der Vater der Braut, der die Hochzeit seiner Tochter mit viel Aufwand arrangiert hatte, erfuhr am nächsten Tag von dem nächtlichen Vorfall und ließ die Jungfrau – wie Jesus – in Lumpen kleiden und ans Kreuz nageln. Kurz darauf trat ein Spielmann unter das Kreuz und begann vor dem Antlitz der gekreuzigten und leidenden Jungfrau zu musizieren, woraufhin diese ihm einen goldenen Schuh zuge-

4 Vgl. Das Porträt der Magdalena Ventura, das der spanische Maler Jusepe de Ribera als Auftragsarbeit im Jahre 1631 anfertigte, ging als das Bildnis der „Donna barbata“ in die Kunstgeschichte ein. In gegenwärtigen Debatten wird dieses Gemälde im Kontext queer-theoretischer Fragestellungen diskutiert oder als Beispiel für die hohe soziale Stellung bärtiger Frauen angeführt. Vgl. hierzu : Thiemann 2006 sowie Staib: 1991.

5 Vgl. <https://www.heiligenlexikon.de/BiographienW/Wilgefortis.html> (letzter Zugriff 15. Januar 2015)

worfen haben soll (vgl. Thiemann 2006: 49 ff.). Die heilige Wilgefortis steht für das Festhalten an einem Glauben, für den man bereit ist, am Kreuz zu sterben.

Andere Darstellungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert zeigen, dass es sich beim weiblichen Bart durchaus um eine gesellschaftsfähige Angelegenheit handelte. Noch Ende des 18. Jahrhunderts galt, wie Margitta Staib in ihrem Buch „Die enthaarte Frau“ berichtet, der Bart älterer Frauen als Zeichen ihrer Klugheit und Reife. In „Das Buch der Haare und Bärte“ aus dem Jahre 1844 heißt es: „Solche Damen besitzen oft vielen sicheren Takt“, und der Autor fragt: „Warum sollen Damen nicht auch ihr Bärtchen stehen lassen?“ (o. A., zitiert nach: Staib 1991: 37).

Zugleich haftete den weiblichen Körperhaaren aber auch der Fluch des Dämonischen und Bösen an, wie die Begriffe ‚Hexenhaare‘ oder ‚Hexenbart‘ bezeugen. In der Gegenwart begegnen uns diese Narrative in Filmen, wie zum Beispiel in der Figur der böartigen und zugleich unheimlich starken *Fräulein Knüppelkuh* in der Verfilmung des Kinderbuchklassikers „Matilda“ von Roald Dahl. Und auch bei ‚Ritter Rost‘ scheinen die bärtigen Frauen böse und gefährlich zu sein.⁶ Der Bart der Frauen fungiert hier jedoch als Tarnung, um sich vor den aufdringlichen und ewig in Reimen schwätzenden ‚Männchen‘ zu schützen.

Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, mit der massenhaften Vermarktung außergewöhnlicher Körper in den Freakshows, tauchten dann die „Bartfrauen“ so zahlreich auf, dass das Interesse allmählich nachzulassen begann (vgl. Schleugl 1978: 48). Allerdings kann, wie Schleugl betont, aufgrund der Tatsache der zahlreichen Berichterstattungen, keinesfalls von einer damit einhergehenden Normalisierung die Rede sein. Auf den Freakshows des 19. Jahrhunderts haftete der bärtigen Frau das Stigma des Minderwertigen oder der Zweigeschlechtlichkeit an. Der Physiologie und der Anthropologie kam in dieser Zeit die Aufgabe zu, das wissenschaftlich zu begründen, wovon man in der Gesellschaft redete. Um 1900 wurde weibliche Körperbehaarung zum Gegenstand der medizinischen Aufmerksamkeit. Es wird nicht nur festgestellt, dass Frauen Bärte haben, vielmehr wurden damit Fragen aufgeworfen, deren Aussagen nachgezeichnet werden sollen. Denn die Aussagen im Kontext der medizinischen Untersuchungen kamen dabei nicht an ihr Ende, sondern sie erforderten immer wieder neue Prozeduren der Untersuchung. Die bärtige Frau war im Geschlechterdiskurs um 1900 ein bevorzugter Forschungsgegenstand, mit dem das Zweigeschlechtermodell demonstriert und die Suche nach dem Wesen des Geschlechts vorangetrieben

6 Die hier genannten Beispiele lassen zeigen, wie in der Erzähldramatik der Kinderbuchliteratur weibliche Überbehaarung (zunächst) mit dem Bösen verschränkt ist. Vgl. Hilbert: 2004, Dahl: 1997.

wurde. In medizinisch-sexualwissenschaftlichen Diskursen wurde das Rätsel der bärtigen Frau in einem dynamischen Wechselspiel von kulturellen Normen und wissenschaftlichen Aufzeichnungsverfahren entworfen.

Im neuen Konvergenzfeld von Wissenschaft und populärer Ausstellungskultur erhält die bärtige Frau nun eine andere Bedeutung. Aus dem einst bewunderten und rätselhaften Phänomen des weiblichen Bartes wird Ende des 19. Jahrhunderts eine pathologische Figur.

Im Folgenden werde ich die Diskurse beleuchten, in denen der weibliche Bart Gegenstand wissenschaftlicher Debatten wurde, und zugleich wird nach den epistemologischen Zäsuren gefragt, die die Figur der bärtigen Frau in den Referenzrahmen von Wissen und Geschlecht eingebettet haben. Meine Betrachtungen umfassen den Zeitraum von 1870–1950. Dabei richte ich den Fokus auf begriffliche Verschiebungen, um zu zeigen, wie sich Ende des 19. Jahrhunderts kulturelle Überlegenheitsansprüche, der Geschlechterdiskurs der Moderne und wissenschaftlich-technische Entwicklungen mit der pathologischen Figur der bärtigen Frau verknüpften. Auf je unterschiedliche Weise installierten Wissenschaft und Kultur wirkmächtige Interpretationssysteme. Für meine Analyse werde ich drei historische Phasen in den Blick nehmen, um die epistemisch-kulturellen Zäsuren zu analysieren, die sich im Diskurs des ‚Weiberbartes‘ nachzeichnen lassen.

Erstens: Um 1870 wurden die sogenannten „Haarmenschen“ Gegenstand eines medizinisch-anthropologischen Diskurses und fanden Eingang in eine Naturgeschichte des Menschen. Jene Phänomene, die als ‚Haarmenschen‘ bezeichnet wurden, fasste man unter dem Begriff der ‚Hypertrichose‘. Die Hypertrichose war in ein Denken der Tier-Mensch-Differenz eingebettet. Mit diesem Begriff stellte man die Frage: Was ist der Mensch?

Zweitens: Um 1900 beschäftigten sich wissenschaftliche Aussagen nicht mehr mit dem allgemein Menschlichen. Im Fokus stand nun das geschlechtlich Besondere. Auf der Matrix der Zwei-Geschlechter-Differenz wurde mit der bärtigen Frau nicht mehr gefragt, was der Mensch sei, sondern was das Geschlecht ausmache. Rollenzuschreibungen, politische Gleichheitsbestrebungen der neuen Frauenbewegung und die drohende Feminisierung der Kultur waren Diskurse, die in der Figur der bärtigen Frau kulminierten.

Drittens: Um 1920 verschwand der weibliche Bart aus den öffentlichen Diskussionen und wurde im Wissensfeld der Psychiatrie problematisiert. In dem Bemühen, den weiblichen Bart einer physiologischen Erklärung zu unterziehen, gelang es den medizinisch-physiologischen Wissenschaften nicht, das Phänomen der weiblichen Behaarung einer ein-

deutig funktionalen Bestimmung des Körpers zuzuordnen. Aus dem Begriff des ‚Hirsutismus‘, dem medizinischen Begriff für Formen der männlichen Behaarung am weiblichen Körper, wurde im Kontext der Psychiatrie der ‚idiopathische Hirsutismus‘ – eine organische Krankheit unbekannter Ursache.

Auf ihre je eigene Weise trifft man in diesen Diskursen auf eine kulturelle Unruhe, in denen einmal der Mensch, ein anderes Mal das Geschlecht und ein drittes Mal das weibliche Seelenleben problematisiert werden. Die kulturellen Kategorien, die den jeweiligen Deutungsansätzen zugrunde lagen, gerieten dabei selbst in die Krise.

Das Tier im Menschen. Die Berliner Anthropologische Gesellschaft

Der Darwinismus und die evolutionstheoretischen Ansätze stellten im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die bis dahin klare Unterscheidung zwischen Mensch und Tier in Frage. Gehörten aus wissenschaftlicher Sicht die Erzählungen von hybriden Wesen, halb Mensch, halb Tier, bis in die Mitte der 1850er Jahre in das Reich der Fabeln und waren sie? Ausdruck einer mythisch aufgeladenen Sorge vergangener Generationen, so zeichnete sich nun eine Verschiebung in den wissenschaftlichen Erklärungsansätzen ab. Das Tierische wurde zentraler Gegenstand teratologischer Forschungen, der Wissenschaft von den Missbildungen, und mit ihr verknüpfte sich die Frage, was den Menschen vom Tier unterscheidet. Der wissenschaftliche Blick richtete sich dabei auf den Menschen als „Träger tierischer Zeichen“ (vgl. Zürcher 2003: 214 ff.). In der Öffentlichkeit und in den Freakshows wurde dem ‚Haarmenschen‘ große Aufmerksamkeit gewidmet. Mit den Fragen des ‚What is it?‘ inszenierte man auf Freakshows die vulgär-populistischen Versionen des Darwinismus (vgl. Pflug 2001). Abbildungen zeigen, wie zwischen viktorianisch gekleidetem Bürgertum Menschen mit dunkler Hautfarbe, die in tierisch anmutenden Haltungen posierten, auftauchten. In den Inszenierungen abseitiger und wundersamer Figuren drückte sich zugleich der normative Imperativ bürgerlicher Vorstellungen aus, die von dem Phantasma hybrider Identitäten getragen waren. Die Popularität des Themas lag in der Evolutionstheorie Charles Darwins begründet. Insbesondere mit der von Haeckel aufgestellten These der Rekapitulation dachte man, dass die „Haarmenschen“ ein früheres Stadium der Menschheitsentwicklung verkörperten, was man als einen atavistischen Rückschlag ins Tierische auffasste (vgl. Lange 2003). Mit den Vermessungen der Schä-

del, der Knochen und der Haare versuchte man, diese These wissenschaftlich zu bekräftigen.

In den Jahren um 1870 beschäftigten sich zahlreiche Publikationen der Medizin und Anthropologie mit den sogenannten „Haar- und Schwanzmenschen“ (vgl. Zürcher 2004: 215ff.). In den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft wurden zahlreiche Fälle von „Haarmenschen“ vorgeführt, besprochen und präsentiert. Diese verkörperten nicht nur das Tierische im Menschen, sondern mit ihnen wurden die Differenzen zwischen Mensch und Tier mittels physiologischer Erklärungsmodelle verhandelt. Die im Jahre 1869 gegründete Berliner Vereinigung war die größte anthropologische Gesellschaft Deutschlands. Diese Versammlung deutscher Naturforscher, Ärzte und Laien hatte zum Ziel, die Anthropologie in den Dienst der Wissenschaft zu stellen (vgl. Goschler 2002: 179 ff.). Ihre akademische Anerkennung erhielt das Fach dann im Jahre 1886 mit der Gründung eines Lehrstuhls für Anthropologie. Die Arbeit der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, die um 1900 über 500 Mitglieder verzeichnen konnte, wurde maßgeblich durch den Arzt und Politiker Rudolf Virchow bestimmt. Virchow, der als Begründer der Zellulärpathologie Weltruhm erlangte, sah in seiner Arbeit in der Gesellschaft seine Rolle als ein in der Öffentlichkeit agierender Wissenschaftler verwirklicht. Virchows Ziel war es, durch gezielte Schulung der Wahrnehmungsformen eine „gemeinsame Weltsicht zu befestigen“ (ebd.: 185).⁷ Im Jahre 1891 konstatierte Virchow rückblickend auf die Arbeit der Berliner Anthropologischen Gesellschaft:

7 Henning Schmidgen argumentiert, aus den Anträgen, mit denen die Mediziner Ende des 19. Jahrhunderts den Ausbau ihrer Institute öffentlich einwarben, lasse sich schließen, dass hier die Bedeutung der Naturanschauung noch sehr lange propagiert wurde. Schmidgen sieht hier eine Diskrepanz zwischen öffentlicher Einstellung und wissenschaftlichen Entwicklungen. Denn in den Lebenswissenschaften hatte sich seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zunehmend die Bedeutung praktischer Experimente, also eines „Lernens durch Handeln“ (Schmidgen 2003: 272) durchgesetzt, während in der Öffentlichkeit die Vorstellung der Anschauung viel länger erhalten blieb. Der paradigmatische Wechsel vom Sehen zum Machen habe sich somit in der Physiologie erst sehr viel später durchgesetzt, als es bisher in der Medizingeschichtsschreibung angenommen worden sei. Schmidgen belegt seine Argumentation anhand der in Berlin öffentlich durchgeführten Experimente an Fröschen. Diese wurden im Rückgriff auf technische Vorläufer der Kinematographie in anatomischen Sälen durchgeführt, die mit zahlreichen neuen Apparaten und neuen Verfahren der Visualisierung, wie zum Beispiel mit Hilfe von Lichtprojektionen, vor einem großen Publikum öffentlichkeitswirksam inszeniert wurden (vgl. Schmidgen 2003). Zum paradigmatischen Wechsel „vom Sehen zum Machen“ vgl. u.a. List 2007. Zum Verhältnis des Paradigmas der Naturanschauung und öffentlichen Ausstellungen bei Virchow vgl. Stammberger 2012.

Noch kein früheres Jahrhundert hat uns eine solche Fülle exotischer und absonderlicher Menschen zugeführt, wie das abgelaufene. Die wunderbarsten Monstrositäten sind vor uns aufgetreten: ein heterodelpher Inder, xiphodyme Italiener, eine bärtige Dame aus Nordamerika (Virchow: Verwaltungsbericht für das Jahr 1891, zitiert nach Lange 2003: 215).

Seit den 1870er Jahren unternahmen die Mitglieder regelmäßige Ausflüge in die Völkerschauen jener Zeit, die den Zuschauer_innen die ganze Vielfalt „menschlicher Monstrositäten“ präsentieren sollten. In den öffentlichen Zurschaustellungen widmete man sich den seltsamen Fällen, die in ihrer inszenierten Rätselhaftigkeit auch das Interesse der Wissenschaftler weckten. Jenseits populärer Ausstellungen wurden sie in den Hörsälen und Sammlungen ausgestellt. Wie der Wissenschaftshistoriker Constantin Goschler schreibt, habe gerade dieser neue Umgang mit den wissenschaftlichen Objekten, die man nun um sich herum versammelte, der Berliner Anthropologischen Gesellschaft den Status einer wissenschaftlichen Gesellschaft verliehen. Sie wurde zu einem Ort, an dem sich zwischen Wissenschaft und gebildetem Bürgertum kulturelle Gemeinsamkeiten herausbildeten (vgl. Goschler 2002: 182).

Um die zahlreichen Fälle menschlicher Vielfalt wieder in den Rahmen einer einheitlichen Erklärung zu stellen, bedienten sich die Wissenschaftler der Methode des Vergleichs. Einerseits griff man auf Text- und Bildmaterial aus der Kulturgeschichte zurück, andererseits wurde vermessen, gezeigt, beobachtet und vor allem geordnet. Mit dem Paradigma der wissenschaftlichen Anschauung, das insbesondere von Virchow vertreten wurde (vgl. Virchow 1890), verknüpften sich medizinische Physiologie und Anthropologie, und man erforschte die Naturgeschichte des Menschen. Am Beispiel des ‚Haarmenschen‘ wurden Fragen nach dem ‚missing link‘ verhandelt, um die vielfältigen Erscheinungsformen zu differenzieren und das Konzept der kulturellen Höherentwicklung zu popularisieren. Dabei waren sich die Wissenschaftler nicht immer darüber einig, wie sie das Phänomen der abnormen Behaarung deuten sollten. Einige sahen in ihnen die Zeichen eines Atavismus, denn der behaarte Körper wurde als Resultat einer rückwärtsgerichteten Entwicklung ins Tierreich aufgefasst. Für andere hingegen boten sie die Grundlage für rassenanthropologische Argumentationen. Dennoch hielten viele Mediziner – wie Virchow – an der Theorie der monogenetischen Abstammung des Menschen fest und verweigerten sich der populären Suche nach dem ‚missing link‘. Für Virchow war die abnorme Behaarung nichts als eine pathologische Variante des Menschen. Noch Jahre später monierte er, dass man in der Ätiologie viel schneller vorangekommen wäre,

wenn man nicht immer wieder „die Rassenfrage“ hinzugezogen hätte (Virchow 1901, zitiert nach Lange 2003: 231).

Im Jahre 1876 berichtete der Mediziner Wilhelm Stricker der „Senckenbergischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft“ von einigen Fällen der *Hypertrichosis universalis*. In einem kurzen Abriss widmete er sich Fragen der Ätiologie und kritisierte die Ungenauigkeit früherer Darstellungen. Für Stricker war es an der Zeit, dass die Medizin und Anthropologie sich dieser Fälle annahmen: „Es ist überhaupt seit ganz kurzer Zeit, dass man diese Abnormität einer wissenschaftlichen Betrachtung gewürdigt hat“ (Stricker 1876: 94).

Stricker bediente sich in seinem Bericht sowohl älterer Publikationen von Ärzten als auch zeitgenössischer Abhandlungen in populären Zeitschriften, wie eines Zeitungsartikels über Julia Pastrana in „Die Gartenlaube“ von 1857. Seiner Abhandlung über die *Hypertrichosis universalis* fügte er einen Teil zur Betrachtung der bärtigen Frau hinzu. So berichtete er auch über Julia Pastrana. Hier heißt es: „Obgleich sie einem Pincher ähnlicher sehend als einem Menschen gewesen sei, habe sie doch einen Liebhaber gefunden“ (ebd.: 99). In Julia Pastrana sah der Mediziner eher ein Tier. Dennoch interessierte sich Stricker nicht für evolutionstheoretische Erklärungsmodelle des „Haarmenschen“, sondern seine Besprechungen dienten einem wissenschaftlich-autoritären Motiv, um das Phänomen der Überbehaarung für wissenschaftlich-physiologische Erklärungsansätzen zu öffnen. Stricker beschrieb mittels wissenschaftlicher Ansätze der Physiologie und der Vererbung, denen er jedoch keinerlei Referenzen zu anderen Debatten seiner Zeit hinzufügte. Seine Argumentation erfolgte vielmehr auf Grundlage der Differenz wissenschaftlicher versus mythischer Beschreibungen. Dabei bekräftigte er, dass die „Abnormitäten in physiologischer Beziehung für uns von besonderem Interesse“ seien und relativierte damit die Dominanz evolutionstheoretischer Argumentationen, die vor allem in populärwissenschaftlichen Kreisen geführt wurden (ebd.: 94). Zwar würde man hinsichtlich der Entstehung dieser Phänomene noch gänzlich im Dunkeln tappen, ungeachtet dessen stand für Stricker jedoch fest, dass das Phänomen der *Hypertrichose* auf den Regeln der Erblichkeit beruhe.

Federführend in den Besprechungen und Klassifikationen der ‚abnormen Behaarung des Menschen‘ war der Berliner Arzt und Anthropologe Max Bartels. In der *Zeitschrift für Ethnologie*, dem Publikationsorgan der Berliner Gesellschaft, veröffentlichte Bartels mehrere Aufsätze zu diesem Thema. Besonderes Augenmerk richtete er dabei auf den weiblichen Bartwuchs. Er ging davon aus, dass der ‚Weiberbart‘ eine sogenannte „Heterogenie der Behaarung“ sei, die jene Stellen umfasse, die beim Mann normal und beim Weibe abnorm seien. Unter diesem Begriff

befasste sich Bartels nun ausführlich mit dem Phänomen der weiblichen Gesichtsbehaarung, denn „unter allen Erscheinungen der abnormen Behaarung, stehe natürlicher Weise die Entwicklung des Bartes beim Weibe obenan“ (Bartels 1881: 213). Bartels' Erkenntnisinteresse stellt sich als ein doppeltes Unterfangen dar: Einerseits war für ihn klar, dass der „Weiberbart“ etwas Gewöhnliches, ja fast Alltägliches sei. Andererseits suchte er hierin nach sicheren Parametern, um leichtere Formen der Behaarung vom „Haarmenschen“ klar zu differenzieren. Normalität auf der einen, Singularität auf der anderen Seite: In diesem Raum entfaltete sich der medizinische Diskurs über die „abnorme Behaarung“. Im Diskurs der Tier-Mensch-Differenz ging es nicht nur darum, die kulturelle Vorherrschaft der „eigenen Rasse“ abzusichern, sondern mit der pathologischen Figur der bärtigen Frau sollten die Phänomene der Überbehaarung differenziert und klassifiziert werden. Im Tier-Mensch-Diskurs zielte man also auch auf das Geschlecht, um den weiblichen in Differenz zum männlichen Körper zu bestimmen. Bartels bediente sich hierfür der Methode der statistischen Erfassung. Er griff hierbei auf Ergebnisse von Untersuchungen an über 1000 Probandinnen zurück (vgl. Bartels 1881: 220 ff.). Der ungeheure Aufwand, der unternommen wurde, deckte nicht nur immer wieder neue Fälle der weiblichen Behaarung auf, sondern stellte zugleich eine heikle Angelegenheit dar, die von einer wissenschaftlichen Neugier getragen war und zugleich immer wieder zu neuen Verunsicherungen über den eigenen Forschungsgegenstand führte. Er berichtete beispielsweise, wie ihm eines Tages auf dem Bahnhof ein junges Mädchen auffiel. Ihre Oberlippe war von einem dichten, dunkelblonden Haarkleid bedeckt. „Leider erlaubte mir der Anstand nicht“ – so Bartels – „meine Freude über diesen Anblick, die sie wohl schwerlich geteilt hätte, auszusprechen und nähere Nachforschungen zu halten“ (Bartels 1881: 214). Entzückt über den Bahnhofsfund, drängte Bartels aber darauf, seiner Haltung, dass es sich bei dem weiblichen Bart um eine Entstellung des schönen Geschlechts, um etwas Hässliches handele, Raum zu geben.⁸ Um die zahlreichen Variabilitäten pathologischer Ausprägungen der weiblichen Körperbehaarung zu ordnen und der Konfusion Einhalt zu gebieten, widmete sich Bartels nun ausführlich dem ‚Haarmenschen‘. Hierfür griff er auf zahlreiche Darstellungen aus der Kultur- und Medizingeschichte zurück. Aufgrund dieser umfangreichen Materialsammlung musste Bartels den Eindruck gehabt haben, dass es

⁸ An der hier von Bartels geschilderten Situation wird deutlich, wie wissenschaftliche Diskurse Wahrnehmungen strukturieren, was Philipp Sarasin die „imaginäre Aufladung des Anderen“ genannt hat. Der sich wissenschaftlich gebende Rassismus lässt sich so als eine diskursive Bewegung in der Konstruktion von Identität beschreiben (vgl. Sarasin 2003, 67 f.).

sich um kein seltenes Phänomen handelte, sondern um Fälle, die bereits zahlreich beschrieben worden waren. Einerseits erforschte Bartels den „Weiberbart“ in seiner kulturgeschichtlichen Beziehung (vgl. Bartels 1881a), andererseits lagen ihm die Datenreihen statistischer Erhebungen von Untersuchungen an Frauen in den Kliniken und Polikliniken vor. Ausgehend von diesen beiden Polen, stellte Bartels die Ausprägung weiblicher Körperbehaarung in Beziehung zu anderen von ihm ausgewählten anatomischen Merkmalen. Referenzpunkte seiner Untersuchungen waren die Bestimmung des Verhältnisses von Haar- und Augenfarbe, Kopf- und Schambehaarung sowie die Verteilungen sogenannter „blonder Schattierungen“. Der statistischen Erfassung räumt der Mediziner eine besondere Rolle ein. Sie ließ nicht nur Rückschlüsse auf das zahlenmäßige Vorkommen zu, sondern diente Bartels auch dazu, die gewöhnlichen von den außergewöhnlichen Phänomenen zu unterscheiden. Bei der „Heterogenie der Behaarung“ handele es sich um ein Phänomen, das sowohl bei „unserer eigenen Rasse“ als auch „bei Völkern anderer Abstammung“ relativ häufig vorkomme. Mit den Untersuchungen komme – wie Bartels schreibt – „dasjenige zur Geltung, was man in der Statistik als die Heilkraft der Massen bezeichnet“ habe (Bartels 1881: 221). Am Ende seiner Abhandlung ist und bleibt der „Haarmensch“ ein seltenes Phänomen. Denn die Ergebnisse zeigten, so Bartels, dass unter all den von ihm genannten und untersuchten Fällen in nur 23 Fällen von „echten Haarmenschen“ die Rede sein dürfe (Bartels 1881: 233). Dabei basierten Bartels Ausführungen auf Daten, die er aufgrund seiner Untersuchungen an 1000 Probandinnen erhoben hatte. Für die Beschreibung der „echten Haarmenschen“ musste der Mediziner jedoch auf kulturhistorische Fälle zurückgreifen, die – wie er schrieb – „allesamt nicht meiner eigenen Beobachtung“ entstammten (Bartels 1881: 227). Der „Weiberbart“ diente als Referenz und Grundlage, um sichere Parameter und allgemeine Bestimmungen im Diskurs um den „Haarmenschen“ zu erlangen. Dabei waren die Untersuchungen von den normativen Einstellungen der Mediziner geprägt, nämlich von einer Haltung stetiger Abwertung und pejorativer Zuschreibung des Weiblichen. Das spezifische Interesse dieser Abhandlungen lag jedoch darin, das Besondere und Allgemeine zu differenzieren und die Vielfalt der Phänomene der Überbehaarung in eine Ordnung des Wissens zu überführen.

Der wissenschaftliche Diskurs über ‚Haarmenschen‘ stellte nicht nur das Wissen der Humanwissenschaften in Frage, sondern er organisierte und kanalisierte im alltäglichen Bereich Wahrnehmungsmuster und Aufmerksamkeiten, die sich in die Denkfigur des „Dazwischen“ einschrieben. Der bärtigen Frau kam als pathologischer Figur eine Funktion zur Differenzierung zwischen Mensch und Nicht-Mensch zu. Mit ihr

wurden die Zonen beschrieben, in denen die bedrohlichen Zeichen tierischer Identität auszumachen waren und die in die alltäglichen Wahrnehmungen weiblicher Körperbehaarung eingeflossen sind. In den zahlreichen Versuchen, das Menschliche zu bestimmen, zeichnete sich zugleich eine diskursive Unruhe ab. Die „Haarmenschen“ wurden zu Repräsentanten einer Abnormität, um die in der Differenzierung zur Normalität des Humanen unsicher gewordenen Parameter wieder einzuholen. Auch wenn in den hier zitierten Quellen nicht explizit von Normalität die Rede ist, so zeigen die Beispiele, dass die Versuche, über die Figur der bärtigen Frau das Wesen der Geschlechterdifferenz zu bestimmen, im Zusammenhang mit dem Normalitätsdiskurs der Moderne stehen. Denn über den Diskurs der Überbehaarung das Geschlecht am Körper festzumachen, war eng mit der Vorstellung verbunden, was das richtige, wahre, falsche oder abweichende Geschlecht ist. Im Paradigma der normalen Entwicklung unterlag das Denken des menschlichen Körpers der Annahme seiner steten Entwicklung nach den Gesetzen der Biologie. Die physiologischen und evolutionstheoretischen Erklärungsansätze beruhten dabei auf einem dynamisch gedachten Naturbegriff und machten den Körper zum Resultat einer geglückten oder nicht geglückten Entwicklung. Variabilität und Zeitlichkeit wurden zu Schlüsselbegriffen eines medizinisch-anthropologisch-ethnologischen Wissenssystems. Kategorien des Zufalls und der Zeitlichkeit begründeten dieses neue Naturverständnis. Mit dem Bedrohlichen und Zufälligen wurden die evolutionstheoretischen Grundsätze des Darwinismus kategorial angezeigt. Zudem war der Diskurs um den ‚Haarmenschen‘ von der tiefgreifenden Sorge um die tierischen Erscheinungen am menschlichen Körper getragen. Mit den von Wissenschaftlern zahlreich dokumentierten Fällen menschlicher Abweichungen wurde zugleich der ganze Körper zu einem verräterischen Medium. Denn je intensiver man erforschte, entdeckte, rekonstruierte, vermaß und bestimmte, umso mehr Zonen der Beunruhigung entstanden. Die wissenschaftliche Erfassung des menschlichen Körpers in all seinen Variabilitäten erzeugte wiederum eine ungeheure Dynamik der Wissensproduktion. Einerseits wurden immer wieder neue Fälle aufgefunden, die es zu erfassen und zu ordnen galt, andererseits unterliefen diese Fälle immer wieder diese Ordnungen, in dem sie sich einer klaren Identifizierung und eindeutigen Bestimmung entzogen. Die Medienwissenschaftlerin Christine Hanke schreibt zu dem komplexen Wechselspiel von wissenschaftlicher Absicherung und Verunsicherung: „Der medizinisch-anthropologische Diskurs stellt sich so als fluktuierender Prozess der Wissensproduktion dar, in dem fortlaufend Kategorien gleichzeitig hervorgebracht und dekonstruiert wurden“ (Hanke 2006: 219).

Die Beschreibung und die Erfassung weiblicher Körperbehaarung dienten dazu, der drängenden Frage auf den Grund zu gehen: Was ist der Mensch? Doch in dem stetigen Versuch, das Unbestimmte zu benennen, es einzugrenzen und zu ordnen, wurden immer wieder neue Zonen der Beunruhigung geschaffen. Und vielleicht spiegelte sich im Tier wie in keinem anderen Wesen die zunehmende Relativität menschlicher Vorherrschaft wider, was – wie Urs Zürcher schreibt – „wohl eine der grundlegenden (biologischen) Erfahrungen des 19. Jahrhunderts“ war (Zürcher 2003: 234).

Brüchige Differenzen: Die bärtige Frau im Diskurs geschlechtlicher Zwischenstufen

Um die Jahrhundertwende verlor die auf Klassifikation beruhende Methode der anthropologischen Wissensproduktion zunehmend an Bedeutung. Das Wissen der Humanwissenschaften erhielt seine Plausibilität nicht mehr anhand der Naturanschauung, sondern über den experimentellen Beweis. Für die pathologische Figur der bärtigen Frau kündigte sich eine epistemologische Wende an. Man wandte sich von den erkenntnistheoretischen Prämissen der Sammlung von Fällen ab. Der weibliche Bart wurde zum bedrohlichen Zeichen einer Vermännlichung der Frau. Zugleich nahm im Diskurs um den produktiven Hormonkörper die pathologische Figur des ‚Weiberbartes‘ gewissermaßen Fahrt auf und verflüchtigte sich in eine dynamisch gedachte Entität, die sich gleichsam ins Innere des Körpers verlagerte.⁹ Um die Jahrhundertwende wurden die Abweichungen des menschlichen Körpers einer Logik der experimentellen Herstellung unterworfen und ließen ihn als form- und verfügbar denken. Experimentalisierung, Entmaterialisierung und das neue Konzept eines Produktions- und Leistungskörpers waren die Bezugssysteme, in denen zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch der weibliche Bart zur Sprache gebracht wurde.¹⁰ In dem Diskurs der Experimentalisierung verlor das Paradigma der Anschauung und Klassifikation zunehmend an Bedeutung. Man beschäftigte sich nicht mehr mit den Endpunkten oder Ergebnissen der körperlichen Entwicklung, sondern drängte auf wissenschaftliche Erkenntnisse, die im direkten Eingriff in

⁹ Heiko Stoff argumentiert, dass die Medizin zwar bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts über ein Wissen von der inneren Sekretion des Körpers verfügte, jedoch erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde der Hormonlehre eine zentrale Rolle für moderne Körperkonzepte zugewiesen (vgl. Stoff 2004a: 410 ff.).

¹⁰ Zum Zusammenhang von Experimentalisierung, Hormonlehre und Organtransplantationen vgl. Stoff 2004a: 407ff.

die Entstehungsprozesse des menschlichen Körpers erfolgten. Diese epistemologischen Transformationen veränderten auch die geschlechtertheoretische Fragestellung in den Humanwissenschaften. Wurde mit dem Paradigma der genauen Beobachtung und Klassifikationen die Frage aufgeworfen, was das Geschlecht sei, zielten die Humanwissenschaften nun auf die Frage, wie Geschlechter entstünden. Erklärungsmodelle eines grundsätzlich als form- und veränderbar gedachten Körpers erzeugten eine zunehmende kulturelle Verunsicherung darüber, was den geschlechtlich bestimmten Körper ausmacht.

Bereits im Jahre 1899 hatte Magnus Hirschfeld im „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen“ seine Zwischenstufentheorie vorgelegt, nach der jeder Mensch die Eigenschaften beider Geschlechter in sich trage. Die Vorstellung eines eindeutig weiblichen oder männlichen Geschlechts waren für Hirschfeld, wie er in einem späteren Aufsatz schrieb, lediglich „konstruierte Extreme, Abstraktionen“ (Hirschfeld 1910: 122, vgl. Herrn 2008: 187). Hirschfeld widmete sich in seinem Opus Magnum, der dreibändigen „Geschlechtskunde“, in zweifacher Weise dem weiblichen Bart. Im ersten Band verortet Hirschfeld den weiblichen Bart im Diskurs der Zwischengeschlechtlichkeit und führt die *femina barbata* als ein „recht augenfälliges Beispiel“ für die „Fülle der Kombinationsmöglichkeiten“ auf (Hirschfeld 1926: 594f). Der weibliche Bart wird zwar dem Bereich der „andersgeschlechtlichen Einschläge“ zugeordnet, sein Erscheinen sei jedoch so variantenreich, dass ein starker Bartwuchs keineswegs als Zeichen von Pathologien zu gelten habe, sondern vielmehr Ausdruck der vielfältigen Möglichkeiten der Herausbildung geschlechtlicher Merkmale sei. So berichtet Hirschfeld von einem Fall, in dem der weibliche Bart so stark ausgebildet gewesen sei, „daß er mehrmals wöchentlich die Entfernung mittels des Rasiermessers“ erforderte (ebd. 595). Doch in jeder sonstigen Beziehung, ob „körperlich oder seelisch“ sei die *femina barbata* „durchaus weiblich“ (ebd. 595). Im vierten Band der Geschlechtskunde greift der Sexualwissenschaftler Hirschfeld auf Zeichnungen und Freak-Fotografien von der frühen Neuzeit bis zur Jahrhundertwende zurück, die er im Kapitel „Der androgyne und transvestitische Mensch“ erneut veröffentlichte. Der weibliche Bart dient nicht der Begründung kultureller Differenzen im Tier-Mensch-Diskurs, sondern er präsentiert vielmehr die Vielfalt geschlechtlicher Varietäten. Im Reich sexueller Zwischenstufen verortet werden Frauen mit männlicher Bartbildung – Julia Pastrana wird als bekannteste Bartdame der 19. Jahrhunderts angeführt – abgebildet, um an ihnen zu zeigen, „welchen Grad die Vereinigung männlichen und weiblichen Geschlechtscharakters in einer Person erreichen kann“ (Hirschfeld: 1930, S. 490, 505). In Hirschfelds Bilderatlas erhalten die Bilder der bärtigen Frau eine, wie Susanne Regener kon-

statiert, „neue Bedeutung“. Sie sind nicht mehr kuriose Fälle, sondern sie werden zu ikonographischen Zeichen einer geschlechtlichen Verunsicherung (Regener 2001: 92). Die Erschütterung des alten Geschlechterwissens und die damit einhergehende Neuformierung des wissenschaftlichen Wissens von Geschlecht veränderten auch den Diskurs über weibliche Überbehaarung. Die bärtige Frau wurde nun im Zusammenhang mit sexualwissenschaftlichen Geschlechtertheorien thematisiert. Geschlecht wurde nicht mehr ausschließlich anatomisch bestimmt, sondern es unterlag einer steten Dynamik biologischer Zufälle, die es zu kontrollieren, zu verbessern und zu lenken galt. Geschlecht wurde als Kontinuum gedacht. Der Frauenkörper war nicht länger „neural, sondern hormonal bestimmt“ (Stoff: 2012, 228). Im Gegensatz zum „rätselhaften nervösen Frauenkörper des 19. Jahrhunderts“ schien dieser Körper nun „einer direkten Therapie zugänglich“ zu sein. (Ebd. S. 228).

Ein Beispiel für den sexualwissenschaftlichen Diskurs eines prozessual gedachten Geschlechts um 1900 ist das zwischen 1885 und 1927 veröffentlichte Kompendium mit dem Titel „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“ von Heinrich Ploss und Max Bartels. Dieses Kompendium wurde in elf Auflagen publiziert und im Zuge dieser Neuausgaben mehrfach überarbeitet. In diesem zweibändigen Werk, das weit über den Rahmen der historischen Anthropologie hinausreicht, wurden nicht nur wissenschaftliche, ethnologische und populärwissenschaftliche Wissensbestände miteinander verknüpft. Es stellt zudem ein beredtes Beispiel für die historischen Transformationsprozesse medizinischer Theoriebildung von Geschlecht dar, die sich in den verschiedenen Auflagen ablesen lassen. Die Autoren versammelten die Ergebnisse zahlreicher anthropologischer und ethnologischer Studien, die systematisiert und hinsichtlich der Frage nach dem „Leben und Wesen des Weibes“ zusammengefasst wurden. Dabei unterschieden sich die einzelnen Auflagen hinsichtlich ihrer Wissensobjekte und der von ihnen hergeleiteten Begründungszusammenhänge von Geschlecht stark voneinander. In der zweiten Ausgabe aus dem Jahre 1887 betonten die Autoren noch, dass sich Mann und Frau keineswegs einzig in körperlicher Beziehung unterschieden, doch gebe die „Verschiedenheit in dem Bau der Fortpflanzungsorgane [...] die allerwesentlichen Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern ab“ (Ploss/Bartels 1887: 1). Ausgehend von dieser Feststellung verfolgten die Autoren dann die Frage, „was uns die Physiologie und Anthropologie von physischen und psychischen Verhältnissen des Weibes zu sagen“ hätten (ebd. 1887: 4). Der wesentliche Unterschied zwischen dieser und der im Jahre 1927 erschienenen und stark überarbeiteten Ausgabe besteht darin, dass die rassenbiologischen Argumentationen, mit denen beispielsweise nach den Rassenunterschie-

den „hinsichtlich der Gebärmutter“ (Ploss/Bartels 1887: 173) gefragt wurde, zunehmend in den Hintergrund traten. In der elften Auflage aus dem Jahre 1927 wurde dann betont, dass die auf einer scharfen Geschlechterdifferenz beruhenden Argumentationen aufgegeben, und die mehr als hundert Jahre herrschende Unterteilung in primäre und sekundäre Geschlechtsorgane als überholt angesehen werden müsse: „Mit wachsender Erkenntnis des Wesens des Sexuellen erwies sich aber die Ungenügendheit dieser Einteilung, und als dann die Wechselwirkung von innerer Sekretion und Sexualapparat unsern Blick überraschend erweiterte, mußte sie fallen“ (Ploss/Bartels 1927: 3). Geschlecht wurde nicht mehr primär anatomisch bestimmt, sondern es wurde als Resultat eines dynamischen Wechselspiels von innerer Sekretion und Sexualapparat gedacht.¹¹

Wie Ploss und Bartels schreiben, resultierte das neue Geschlechterwissen aus neuen Erkenntnissen der Hormonlehre, die man aus den zahlreichen Tierversuchen, in denen man die Eierstöcke oder Hoden entnommen und dem andersgeschlechtlichen Tieren verpflanzt habe, gewonnen habe. Bereits hier zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen den beiden Ausgaben. Im Jahre 1887 wurden die Praktiken chirurgischer Eingriffe zwar auch beschrieben, allerdings zunächst nur aus ethnographischer Perspektive erörtert. Ploss und Bartels beziehen sich in ihren Erörterungen auf einen Reisebericht, in dem über bis dahin unbekannte Methoden der „Herstellung weiblicher Castrate“ unter den Ureinwohnern Ostindiens berichtet wurde (Ploss/Bartels 1887: 178). Nur wenige Jahre später konnten sie sich in der Betrachtung dieser Experimente auf zahlreiche Studien und Referenzen aus der Physiologie und Gynäkologie beziehen. In einem eigens der Frage nach der Entstehung der Geschlechter gewidmeten Kapitel betonen Ploss und Bartels im Jahre 1927: „Eine scharfe Trennung der Geschlechter besteht also nicht. Sie gleichen in etwa einer Tafel, auf der Töne registriert sind, die allmählich von Schwarz in Weiß übergehen“ (Ploss/Bartels 1927: 37). Die medizi-

11 Das Kompendium von Ploss und Bartels steht im Kontext der deutschen Anthropologie, die von rassistischen und antifeministischen Elementen geleitet war. Wie Brigitte Fuchs schreibt, habe der hohe Anteil von Nacktbildern nicht nur einen Vergleich zwischen Frauen aus unterschiedlichen Kulturen bewirkt, sondern die hohe Popularität des Buches gründe gerade auf den pornographischen Darstellungen. Zugleich habe bereits schon in dieser Zeit die amerikanische und englische Ethnologie der deutschen Anthropologie der Frau den Vorwurf gemacht, die zahllosen Bilder von nackten Frauen dienten nicht der wissenschaftlichen Argumentation, sondern die Wissenschaft werde in den Dienst eines pornographisch legitimierten Blickes gestellt. Insbesondere im amerikanischen und englischen Raum hatte die deutsche Anthropologie den Ruf, eine pornographische (Pseudo-)Wissenschaft zu sein (vgl. Fuchs 2003: 169). Fuchs zeigt, dass es die „Anthropologen der Frau“ um 1900 vor allem auf Rasse-Merkmale abgesehen hatten.

nischen Erkenntnisse über die Hormone und Triebe des Menschen machten die alten Kriterien der Unterscheidung zwischen Mann und Frau obsolet. Der von der Physiologie postulierte Antagonismus zwischen männlichem und weiblichem Körperbau verwandelte sich in ein ganzes Spektrum zahlreicher Zwischenstufen, an deren äußeren Enden sich erst eine klare Geschlechterdifferenz abzeichnete. Ausgehend von beiden Geschlechtern wurden nun die zahlreichen Zwischenstufen kategorisiert. In diesem System der Geschlechtereinteilung wurden nicht nur neue Fälle aufgezeigt, etwa solche, bei denen die Geschlechtsteile beider Geschlechter vorhanden waren, sondern der Geschlechterdiskurs um 1920 begründete zugleich eine ganz neue Bildpolitik der Humanwissenschaften. Die hier genannten Ausgaben unterscheiden sich auch hinsichtlich des Sammlungsmaterials. War die Ausgabe von 1887 noch mit 107 Abbildungen versehen, schwoll die Ausgabe von 1927 auf 1000 Abbildungen an. In der älteren Ausgabe wurde Geschlechterdifferenz mit der Form und Gestalt des Körperbaus begründet und mit Vermessungen des Schädels, des Gehirnvolumens oder der Krümmung des Schlüsselbeins belegt. Das Fehlen einer klaren Geschlechterdifferenz wurde kulturspezifisch begründet, denn „je roher ein Volk, umso verwischter stellen sich die Geschlechterunterschiede dar“ (Ploss/Bartels 1887: 13). Bilder von bärtigen Frauen sind in der Ausgabe aus dem Jahre 1887 nicht enthalten. In der späteren Ausgabe aus dem Jahre 1927 verschwinden die dichotomen Bilder weiblicher und männlicher Gehirne sowie der Schädel. Die Mediziner richten ihr Interesse nun auf Bilder, Fotografien und Zeichnungen von Hermaphroditen, Zwittern und Androgynen.¹² Abbildungen des weiblichen Bartes erscheinen im Zusammenhang mit den Erörterungen über die innere Sekretion der Drüsen. Die Bilder bärtiger Frauen stellen keinen singulären Fall dar und sie werden auch nicht in einem separaten Kapitel beschrieben. Vielmehr sind diese Bilder eingebettet in die Darstellungen der chirurgisch erzeugten Verweiblichung männlicher Tiere. Was diese Versuche aus Sicht der Autoren belegen, ist eine Verwandlung des struppig-derben Fells des Männchens in das „feine und weiche Haarkleid des Weibchens“ (Ploss/Bartels 1927: 22 f.) – in diesem Abschnitt finden sich die Abbildungen „bärtiger Europäerinnen“.

12 Auch das „Bilderlexikon Sexualwissenschaft“ aus dem Jahre 1930 verzeichnet unter dem Begriff der „Hypertrichose“ nicht nur verschiedene Formen der Überbehaarung, sondern zeigt Bilder von Hermaphroditen und scheinbar erkennbaren homosexuellen Männern. Der Beitrag ist nicht mehr mit Portraits von bärtigen Frauen bebildert, sondern zeigt Ganzkörper-Fotografien von Frauen, die als „Kreuzung zwischen Orientalen und Niederösterreicherin“, bezeichnet werden und deren Beine, Achseln und Genital von einem dichten Haarkleid bedeckt sind (Bilderlexikon 1930: 411).

Die Sorge der Wissenschaftler richtete sich auf die vielfältigen und heterogenen Formen des Geschlechtlichen, und der bärtigen Frau haftete das Stigma der Zweigeschlechtlichkeit an. In diesem Kontext wurde auch der Körper der Julia Pastrana erneut einer wissenschaftlichen Betrachtung unterzogen.

Eine im Jahr 1917 verfasste medizinische Dissertation beschäftigt sich ausführlich mit Julia Pastrana. Der Verfasser bezeichnet ihre Überbehaarung als ein Naturwunder und betont, dass die Faszination der haarigen Monstra besonders dann die Neugierde wecke, wenn es sich um „Vertreterinnen des sonst doch glatten schönen Geschlechts“ handle. (Fuchs 1917: 5). Leitfrage der Arbeit war es, die Ursachen der weiblichen Überbehaarung mittels neuer experimenteller Verfahren zu untersuchen. Die abnorme Behaarung verweise auf so vielfältige Parameter, wie der Autor betont, dass es die Aufgabe der Medizin sei, sie von anderen Formen der normalen Körperbehaarung abzugrenzen. Aus der pathologischen Figur der bärtigen Frau wurde nun eine Explikationsfolie, mit der alle anderen Abweichungen erklärt und die Geschlechterordnung wieder hergestellt werden sollten. Der Mediziner entnahm dem Leichnam Haarproben und richtete sein Forschungsinteresse auf die Struktur der Körper- und Barthaare. Was also mit der Leiche der Julia Pastrana zur Disposition stand, waren die Grenzen der Normalität. Ziel der Untersuchung war es, zu klären, ob es sich bei der abnormen Behaarung der Pastrana um einen der embryonalen Entwicklung entstammenden Flaum handelte oder ob die Haare in ihrer Struktur den Haaren des männlichen Bartes glichen. Darüber hinaus diskutierte der Mediziner Fragen zur sozialen Stellung der Frau. Leitmotiv seiner Ausführung hierzu ist die zuvor aufgestellte These, dass bärtige Frauen „Prophetinnen“ zukünftiger Weiblichkeit seien. In dieser These kommt eine – durchaus in Medizinerkreisen anerkannte – Haltung zum Ausdruck, mit der dem weiblichen Bart seine Bedeutung als Zeichen einer zukünftigen Lebensform der Frau gegeben wird. Kann der weibliche Bart tatsächlich als eine Anpassungsleistung an den männlichen Körper gedeutet werden und zeichnet sich hierin vielleicht eine zunehmende Gleichstellung der Geschlechter ab (vgl. Fuchs 1917: 32)? Der Autor greift an dieser Stelle die Aussagen eines Mediziners auf, der betont hatte, dass das schöne Geschlecht, „welches trotz seiner Gleichheitsbestrebungen den männlichen Bart bewundert, den eigenen verabscheut, mit der Tatsache getröstet werden“ (Brandt, zitiert nach Fuchs 1917: 32) könne, dass künftig die Zahl der schwach und stark bebarteten Frauen allmählich und unmerklich zunehmen dürfte. Der weibliche Bart wurde im Kontext evolutionistischer Theorien betrachtet und man nahm an, dass Frauen im Laufe der Jahrhunderte allmählich immer mehr männliche Attribute

verkörperten. Der weibliche Bart wurde nicht mehr im Zusammenhang mit einer Theorie der Rekapitulation, sondern in einem entwicklungsgeschichtlichen Paradigma männlicher Höherentwicklung verhandelt und zum Zeichen politischer Gleichheitsbestrebungen. Die politischen Gleichheitsbestrebungen wurden im biologischen Rahmen männlicher sekundärer Geschlechtsorgane diskutiert, zugleich verkörperte die Frau durch den Bart eine neue soziale Stellung, die der des Mannes gleichen könne. Vertraut mit diesen Debatten, kommt der Verfasser der Abhandlung zu dem Ergebnis, dass die Haarstruktur der Pastrana nicht darauf schließen lasse, dass es sich um einen embryonalen Flaum handle, sondern um eine Art der Behaarung, die „gewöhnlichem Männerhaar“ (Fuchs 1917: 28) vollständig gleiche. Damit schien die These der weiblichen Höherentwicklung bestätigt. Allerdings wies er diese These vehement zurück, denn die Behaarung der Pastrana betreffe den gesamten Körper und eben nicht nur den Bartwuchs am Kinn, wie beim Mann. So wurde also nach anderen Parametern zur Erfassung des Pathologischen gesucht. Aufgrund der Anomalien an der Stirn, wegen des flachen Schädeldaches „der dicken Kopf- und Stirnschwarte, der plumpen Lider und Lippen und natürlich der Überbehaarung“ sei eindeutig eine „pathologische Exzeßbildung“ (Fuchs 1917: 34 f.) auszumachen. Insofern geht es hier nicht um den weiblichen Bart, wie es noch bei Stricker mit Julia Pastrana dargestellt wurde, sondern um das allgemein Pathologische der weiblichen Körperbehaarung. Zugleich konnte der Mediziner mit den Ergebnissen seiner Untersuchungen belegen, dass weibliche Höherentwicklung nicht in der Körperbehaarung angelegt sei.

Hier zeichneten sich bereits die Sorgen zukünftiger Medizinergenerationen bezüglich einer Vermännlichung des weiblichen Geschlechts ab. In dieser Sichtweise verknüpften sich mit dem weiblichen Bart Politiken der sichtbaren Zeichen und eine kulturelle Unruhe ob des geschlechtlich bestimmten Körpers. Der weibliche Bart wurde dann in Debatten über eine drohende Virilisierung der Frau und eine gefährliche Feminisierung der Kultur eingebettet.

Die bärtige Frau im Diskurs der neuen Weiblichkeit¹³

Um 1920 wurde die bereits erwähnte neu entstandene Hormonlehre der Knotenpunkt biomedizinischer Debatten (vgl. Stoff 2004: 218). Der geschlechtlich bestimmte Körper geriet in den Sog eines Denkens, das sich mit der Zu- oder Abnahme sexueller Kräfte des Triebes beschäftigte. Als

¹³ Im Folgenden wird der Begriff der neuen Weiblichkeit nicht aus einer sozialhistorischen, sondern aus einer wissenschaftlichen Analyse hergeleitet.

Träger wertvoller Ressourcen wurde der Körper nun gewissermaßen unter Leistungsdruck gesetzt und wurde im Zusammenhang mit innersekretorischen Vorgängen der Keimdrüsen erklärt. Der Körper war das, was die Drüsen im Inneren produzierten. Zahlreiche Experimente und neue medizinische Methoden gaben der Auffassung Raum, dass der Körper biologisch veränderbar und geschlechtlich instabil sei.¹⁴

Wie der Wissenschaftshistoriker Heiko Stoff am Beispiel der sogenannten Verjüngungskuren gezeigt hat, basierten die modernen Körperkonzepte auch auf Laborexperimenten. Mit Affendrüsenverpflanzungen, Sterilisationen und Ovarientfernungen bei Tieren demonstrierte man die grundsätzliche Variabilität von Geschlecht. Dabei waren diese Methoden auch stets von einer neuen Öffentlichkeit begleitet, in der man die Versuche der experimentellen Sexualwissenschaften als sensationelle Erfolge feierte und debattierte. Stoff verortet den Diskurs um die sogenannten „Verjüngungsoperationen“ somit an der Schnittstelle von Labor und demokratischer Öffentlichkeit (vgl. Stoff 2004).

Die Versuche der Verpflanzung von Keimdrüsen, Ovarientfernungen und -verpflanzungen hatten zum Ziel, den krisen- und mangelhaften Körper zu verbessern und einen leistungsstarken und potenten Körper herzustellen. Begriffe der Virilität und der Vitalität begründeten das Phantasma des ewig jungen und schönen Körpers, das im Diskurs um die tägliche Pflege und Hygiene sowie das weibliche Seelenleben seine Bedeutung entfaltete. Die zahlreichen populärwissenschaftlichen Bücher dieser Zeit begründeten eine neue Biopolitik des Körpers, die nicht mehr auf einem autoritär-repressiven Zugriff, sondern vielmehr auf dem Ideal der selbstbestimmten und aufgeklärten Frau basierte. Als materiale Quelle wird im Folgenden ein populärwissenschaftliches Werk herangezogen, das sich auf das sexualwissenschaftliche Konzept eines verbesserungswürdigen Körpers stützt und dieses als Anleitung für das Alltagswissen und Alltagshandeln umzusetzen versucht. Im Titel des Buches aus dem Jahre 1929 fragt der Autor und Mediziner Bernard Bauer: „Wie bist Du, Weib?“. Diese Frage könne weder der Philosoph noch der theoretisch denkende und forschende Ethnologe, sondern allein der Arzt beantworten (vgl. Bauer 1929: 1). Der Arzt war dabei derjenige, der den Körper und die Seele der Frau erforschte: Es ging nun darum, „das Weib in seinem Werden und Vergehen, in dem großen Rätsel seiner Seele, seiner Liebe, seines Empfindens und Empfangens, seines Gewährens und Genießens“ (Bauer 1929: 1) zu erkennen. Weiblichkeit stand im Zusammenhang mit einem begehrenden und begehrten

14 Das Auftreten der konstruktivistischen Perspektive auf Geschlecht als soziale Konstruktion korreliert hier mit einem bestimmten Abschnitt in der Wissenschaftsgeschichte.

Leistungs- und Produktionskörper. Zugleich war dieser Körper Ort und Gegenstand, um das neue, allgemeine Recht auf Gesundheit und Lustempfinden einzufordern. Der Arzt war derjenige, der im Diskurs der weiblichen Ökonomie des Begehrens das Recht auf Selbststimmung der Frau mit wissenschaftlicher Autorität durchsetzte. So schreibt Bauer: „Du als Grundelement alles menschlichen Lebens und Seins, [...] du musst wissen, was und wie du bist! [...] Erkenne dich selbst“ (Bauer 1929: 2). Im Duktus des aufgeklärten Mediziners prangerte Bauer die Verklärungen und das Nicht-Wissen vergangener Zeit an. Er bekennt sich als Anhänger der neuen Nacktkultur und fordert Mütter auf, ihre Töchter sexuell aufzuklären und ihnen mit den Möglichkeiten der neuen Freizügigkeit ein neues, „richtiges“ Körpergefühl zu verschaffen. Seitenweise widmet sich der Mediziner der weiblichen Erotik, erörtert das Schamgefühl und den Geschlechtstrieb der Frau. Er plädiert für das richtige Maß und die moralische Einstellung und entwirft damit eine neue Ethik geschlechtlichen Handelns, das als Gegenentwurf eines durch Prostitution und Hysterie gezeichneten Kulturverfalls der Moderne fungierte (vgl. Bublitz 2000). Den weiblichen Körper setzt er in den zeitlichen Rahmen der Periodizität und ordnet ihn Phasen des prämenstruellen Zustands, des reproduktionsfähigen Alters und der Wechseljahre zu. Die Erkenntnisse chirurgischer Behandlungen von Klimakteriums- und Unterleibsbeschwerden werden dabei in einen Diskurs der weiblichen Lebensführung, der täglichen Hygiene und der hormonellen Produktion eingebettet. Auch Bauer greift auf die durch Tierexperimente gewonnenen Erkenntnisse zurück und widmet sich ausführlich der weiblichen Periode. Tierexperimente auf der einen Seite und die durch operative Heilverfahren der Ovarientfernung gewonnenen Erkenntnisse auf der anderen Seite lassen den Fokus auf die Menstruation, die Ovarienfunktionen und den Vorgang der Eireife legen (vgl. Bauer 1927: 67 f.). Zwar könne man in den Naturvorgang der Eireifung selbst nicht eingreifen, aber es sei möglich, die Regelmäßigkeit und Stärke des Menstruationsblutes zu erfassen (vgl. Bauer 1929: 70). Zeitlichkeit, Regelmäßigkeit und das richtige Maß machten den weiblichen Körper kontrollierbar und zugleich wurde der Körper Gegenstand einer neuartigen (Selbst-) Kontrolle.

Die Hormone stellten seit dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts jene Substanzen dar, die „vermännlichen, verweiblichen und verjüngen“ (Stoff 2004: 220). Und so greift auch Bauer auf die Erörterung jener Maßregeln der Hormontherapie zurück, „welche geeignet sind, die Frau möglichst lange jung und schön zu erhalten“ (Bauer 1929: 612). „Ob jung oder alt, ob arm oder reich, ob der wohlhabenden, der bürgerlichen oder arbeitenden Klasse angehörend“, es sei das Bestreben aller Frauen

„schlank, geschmeidig und jung zu bleiben“ (Bauer 1929: 613 f.). Nicht die Veranlagung, sondern den gezielten Eingriff in die Vorgänge des Körpers propagiert Bauer und zielt damit vor allem auf eine Lebensphase des weiblichen Körpers, nämlich auf die Wechseljahre. Die neue wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf diese Phase war von der Sorge um das weibliche Seelenleben getragen, denn das ‚Weib‘ werde sich in dieser Phase „seiner teilweisen Minderwertigkeit bewusst“ (Bauer 1929: 621). Um einem seelischen Leiden zuvorzukommen, sei eine bestimmte Lebensweise notwendig, vor allem aber der Wille der Frau notwendig, denn sie sei es, die neue mögliche chirurgische und medikamentöse Eingriffe für den Erhalt ihrer Jugendlichkeit zuzulassen habe. In dieser Hinsicht fordert Bauer Frauen auf, nichts zu unterlassen, „was zu einer Stärkung und Kräftigung des Körpers beitragen“ (ebd.: 622) könne. Dank der Ergebnisse „beharrlicher Forscherarbeit“ (Bauer 1929: 626) sei der Alterungsprozess aufzuhalten. Der Arzt sieht sich in dieser Beziehung als derjenige, der die Mittel und Wege aufzuzeigen vermag, um „Mann und Frau zu verjüngen“ (Bauer 1929: 626). Die Kompliziertheit des weiblichen Körpers verhindere zwar noch die Durchführung von Operation, doch ausdrücklich verweist der Mediziner auf die neuen Methoden der hormonellen Verjüngung. Dem „gelben Körper“ – dem Gelbkörperhormon –, der im Eierstock gebildet wird, wird dabei eine verjüngende Wirkung attestiert. Deshalb plädiert Bauer für die Einnahme hormoneller Substanzen, die nicht nur zu einem „Wiederauftreten der Menstruation“, sondern vor allem zur „Steigerung des Geschlechtstriebes“ führten. Die Fortschritte der pharmazeutischen Industrie sollten den „Erfolg einer Dauerverjüngung“ durch Injektion und Medikamente realisierbar machen (Bauer 1929: 629). In naher Zukunft könne „ausnahmslos jede Frau“ mit Hilfe der medizinischen Wissenschaft und „durch zweckmäßige Körperpflege ihren „Organismus möglichst lange geschmeidig erhalten“ (Bauer 1929: 630).

Der Diskurs um die Verjüngung stellte jedoch mehr als ein durch Therapien und Substanzen einzulösendes Versprechen dar. Denn der Imperativ „Weib, bleibe jung und schön!“ hatte nicht einfach zum Ziel, den Körper – wie Stoff schreibt – von endokrinologischen Dysfunktionen zu befreien, sondern er zielte auf Weiblichkeit an sich (vgl. Stoff 2004: 228). Die neuen Körperkonzepte erhielten im Diskurs der Verjüngung ihre Bedeutung zwischen einer „Anerkennung der Frau als sexuellem Konsumkörper und den Geboten einer weiblichen Moralität“ (Stoff 2004: 230). Zwischen dem neuen medizinischen Körperkonzept und den Möglichkeiten des alltäglichen Schönheitshandels wird das Anrecht einer weiblichen Lebensführung und der persönlichen Selbstgestaltung postuliert, nach der nun ausnahmslos jede Frau schön und jung sein soll-

te. Wie Stoff im Anschluss an Sander Gilman argumentiert, war es gerade diese Demokratisierung eines Anrechts auf dauerhafte Jugendlichkeit und Schönheit, das neu war und mit dem solche Eingriffe legitimiert wurden. Wie Sander Gilman in seiner Geschichte der Schönheitsoperationen betont, waren die Hauptbeweggründe solcher Eingriffe, akzeptiert zu werden und nicht länger aufzufallen. „Insofern lassen sich“ – wie Stoff daraus schließt – „die Schönheits- und Verjüngungsoperationen als ein demokratisches Verfahren interpretieren, welches alle Menschen als im Kern veränderbar und verbesserbar identifiziert“ (Stoff 2004: 234).

Analog dazu fiel um 1930 Körperbehaarung wieder in den Beschreibungsmodus für Männlichkeit: „Die Körperbehaarung als solche, die Behaarung des ganzen Körpers war, ist und bleibt ein typisch männliches Attribut!“ (Bauer 1929: 53). Die weibliche Körperbehaarung hingegen wurde nun deutlicher in Abgrenzung zum Mann gedacht. Für die weibliche Behaarung blieben die Achsel- und Schambereiche. Gleichsam rutscht der Diskurs um ‚richtige‘ Behaarung in den Intimbereich des weiblichen Genitals. Die voll entwickelte Schambehaarung der Frau bildet bei vollendeter Entwicklung eine Dreiecksfigur und unterscheidet sich in dieser Form von der männlichen Genitalbehaarung: Bei der Schambehaarung sei es nun die „haarscharf verlaufende horizontale Linie“ (Bauer 1929: 53), die sich beim weiblichen Geschlecht als obere Grenze manifestiere.

Im Diskurs der ewig jungen und schönen Frau erscheint nun ein souveränes weibliches Subjekt. Denn die Frau ist dann emanzipiert, wenn sie über ein Wissen über ihren Körper verfügt und bereit ist, sich den medikamentösen oder sogar chirurgischen Prozeduren zu unterwerfen. Bleibt zu fragen, in welchem Namen dieses Postulat erhoben werden konnte. Der Diskurs der neuen Weiblichkeit funktioniert im Namen der Autonomie, die das souveräne Subjekt der emanzipierten Frau aufgerufen hat. Die Frau kennt und weiß um ihren Körper, kann ihn gestalten und sich der schicksalhaften Natur entziehen. Zugleich wird der weibliche Körper einer Ökonomie des Begehrens und der weiblichen Lust unterworfen. In den subtilen Strategien der Autonomie manifestiert sich somit eine Haltung der gelungenen Anpassung an das Ideal der neuen Weiblichkeit. Hier wird die scharfe Differenz zwischen Bart-Haben und Nicht-Bart-Haben aufgekündigt, in dem Weiblichkeit als Resultat der eigenen Selbstgestaltung erscheint. Im Diskurs des weiblichen Selbst und des moralischen Imperativs ‚*Weib, bleibe jung und schön!*‘ ist kein Raum mehr für die bärtige Frau. Die falsche Körperbehaarung in Form der Überbehaarung wird so zum Zeichen einer Nicht-Inanspruchnahme der eigenen Weiblichkeit.

Doch die bärtige Frau ist nicht verschwunden, sondern sie taucht im Kontext der Psychiatrie wieder auf, nämlich als „idiopathischer Hirsutismus“. Die bärtige Frau ist zu einer Figur der Verweigerung der eigenen Weiblichkeit geworden. Als Ausdruck einer misslungenen Anpassung an das Ideal der neuen Weiblichkeit steht der Bart für eine Störung ohne organische Ursachen und für eine krankhafte Psyche, die es auf organische Funktionen zurückzuführen gilt. In einer Publikation aus dem Jahre 1953 steht der Begriff des Hirsutismus für seelisches Leiden und für hormonelle Störungen. Übermäßige Behaarung und zunehmende Virilisierung (Vermännlichung) werden darin als Symptome psychopathologischer Zustände gedeutet, die sich in Verhaltensformen der Antriebslosigkeit und des Gehemmtseins zeigten. Weiblicher Bartwuchs wird nun im Zusammenhang mit einer Veränderung der Persönlichkeit und mit depressiven Zuständen thematisiert. Die Bartfrau ist nicht mehr in der Öffentlichkeit, sondern im Kontext eines klinisch-psychiatrischen Alltages sichtbar. Die psychiatrischen Behandlungen des Hirsutismus sind mit der chirurgischen Entfernung der Nebenniere verbunden und zielen auf die Wiederherstellung bzw. Unterbindung jener Organe, die für die Produktion von Hormonen verantwortlich sind. Nach einer „Exstirpation einer hyperplastisch veränderten Nebenniere“, mit der ein Verschwinden der Barthaare einhergehe, sei eine völlige Normalisierung der Psyche eingetreten, so ein deutscher Psychiater (vgl. Liebermeister 1953: 37). Androgenitale Syndrome, Bartwuchs und subjektive Empfindungsstörungen werden so im Wissensfeld der Psychiatrie in ein neues Bezugssystem gesetzt, in dem „abnorme Behaarung“ als ein „idiopathischer Hirsutismus“ diskutiert wird. Hirsutismus war auch in der jungen Bundesrepublik ein Begriff, der im Zusammenhang mit der Endokrinologie weiterhin Verwendung fand. Im Kontext der Psychiatrie finden sich unter diesem Stichwort nicht nur die Bilder von bärtigen Frauen. Es werden auch jene Formen der genitalen Behaarung abgebildet, die in rhombenförmiger Weise am weiblichen Körper beobachtet und als Phänomene einer Maskulinisierung gedeutet wurden. Allen Veruneindeutigungen des medizinischen Geschlechterdualismus voran, war den hier beschriebenen unterschiedlichen Phänomenen von Genital-, Gesichts- und Bauchbehaarung eins gemeinsam: sie wurden als pathologische Varianten und therapiebedürftige Krankheitsbilder von Geschlecht gedeutet. Phänomene der weiblichen Überbehaarung wurden nicht beschrieben und erklärt, sondern sie wurden zu Fällen einer endokrinologischen Forschung, die in einer „versierten Klinik“ einer stationären und dauerhaften Hormontherapie bedurften (Staemmler 1976: 73). Dieser Diskurs des Hirsutismus basiert damit nicht mehr auf einer Konvergenz von

Wissenschaft und Öffentlichkeit, sondern auf der strikten Trennung zwischen Alltag und Medizin.

Schluss

Dieser Text fragt nach den Kontinuitäten und Diskontinuitäten zu gegenwärtigen Diskursen neuer Körpernormen im Kontext aktueller Enthaarungspraktiken. Aus der vorangegangenen Analyse lassen sich folgende Schlüsse ziehen: Trotz der enormen Breite und vielleicht auch gerade im Hinblick auf die Heterogenität der hier behandelten Aussagen ist deutlich geworden, dass weibliche Behaarung historisch immer mit pejorativen Zuschreibungen verbunden war. In dieser Hinsicht wird das Bild einer erschreckenden Kontinuität sichtbar: Der weibliche Bart diente der Abwertung und entfaltete seine Bedeutung als pathologische Figur im Diskurs einer kulturellen Vorherrschaft des Mannes. Bezüglich der Diskontinuitäten konnte deutlich gemacht werden, dass sich mit der bärtigen Frau zugleich vielfältige Wissensformationen und kulturelle Vorstellungen verknüpften. Das Verschwinden des weiblichen Bartes aus den öffentlichen Debatten der 1930er Jahre lässt sich nicht mit der Annahme einer zunehmenden Repression des weiblichen Körpers begründen, sondern stellt sich geradezu als Ergebnis historischer Wissens- und Machttechnologien dar, die ihre Wirkmächtigkeit nicht über das Verbot, sondern über Selbstgestaltung und Autonomie entfalteteten.

Wenn gegenwärtig über weibliche Körperbehaarung gesprochen wird, dann zumeist im Namen eines intrinsisch motivierten Selbst. Die Selbsttechnologien des Individuums betreffen nun all die Prozeduren, Produkte und Maßnahmen, um den eigenen Körper selbstermächtigt zu bearbeiten. Dabei steht nicht mehr nur der weibliche Körper im Mittelpunkt einer medialen und ökonomischen Aufmerksamkeit. Heute entfernen sich fast genauso viele Männer ihre Körperhaare wie Frauen. Zugleich ist der Diskurs um die Körperbehaarung in die kosmetische und chirurgische Bearbeitung des Genitalbereiches abgerutscht. Intimirasur und Intimchirurgie bilden die beiden Pole neuer Körpernormen, die an den Bereichen festgemacht werden, die weniger offensichtlich und weniger den öffentlichen Blicken ausgesetzt sind. Und auch hier ist es wieder der weibliche Körper, an dem sich zahlreiche Debatten um die Schambehaarung entfalten. In den öffentlichen Inszenierungen sowie der medialen Werbung fungiert weibliche Behaarung als ein Mittel der Provokation. In Kampagnen großer Modekonzerne werden Bilder weiblicher Genitalbehaarung werbewirksam inszeniert. Als vor wenigen Jahren die Modefirma „Apparel“ mit einem Model warb, bei dem unter dem

weißen Slip die dunkle Schambehaarung zu erkennen war, ging durch die amerikanische Gesellschaft ein Schrei des Entsetzens und zugleich war gerade hierdurch die mediale Präsenz des Unternehmens, auch in deutschen Blogs, gesichert. Zugleich kann gefragt werden, ob der intim gezähmte und rasierte Körper eine neue Weise der Selbsterfahrung und des Selbstbezuges erzeugt. Indem vor allem Jugendliche ihren Genitalbereich rasieren, werden sie vielleicht aufgefordert, sich auf ihre Weise mit dem eigenen Geschlecht und dem eigenen Körper auseinanderzusetzen. Ob sich daraus tatsächlich neue Formen der Erfahrung und des Umgangs mit dem eigenen Körper ableiten lassen, ist jedoch fraglich. Denn Intimität stellt keinesfalls einen nur privaten und von jeder Norm befreiten Umgang mit dem eigenen Körper dar. In den medialen Körperbildern ist dieser spielerische Umgang mit der eigenen Identität längst probates Mittel einer ökonomisch ausgerichteten Inszenierung weiblicher Intimität geworden. Für die Politologin Regula Stämpfli stellt die Intimrasur eine dringlich politische Angelegenheit dar und ist keinesfalls nur als ein lockeres Schönheitshandeln aufzufassen (Stämpfli 2008).

Im Jahre 1866 malte Gustav Courbet das Gemälde „Ursprung der Welt“¹⁵ und der Skandal, den dieses Bild erzeugte, hielt jahrzehntelang an. Dieses Gemälde, das als eine Auftragsarbeit angefertigt wurde, in den 1950er Jahren im Besitz des französischen Psychoanalytikers Jacques Lacan war und heute im *Musée d'Orsay* ausgestellt wird, ist vielleicht eines der berühmtesten Skandalbilder der modernen Kunstgeschichte (vgl. Sanyal 2009: 178 f.). Die Freizügigkeit der Darstellung, die geöffneten Beine und der unverhohlene Blick auf das weibliche Genital entsetzten Generationen von Betrachter_innen. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts gründet der Skandal dieses Bildes vielleicht nicht mehr auf der nahezu pornographischen Darbietung des weiblichen Körpers, sondern auf der Darstellung eines unrasierten Genitals.

15 http://de.wikipedia.org/wiki/Der_Ursprung_der_Welt#mediaviewer/File:Origin-of-the-World.jpg

Literatur

- Bartels, Max (1881): Über abnorme Behaarung beim Menschen, in: Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 13, S. 213-236.
- Bartels, Max (1881a): Einiges über den Weiberbart in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung, in: Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 13, S. 255-280.
- Bauer, Bernhard (1929): Wie bist Du, Weib? Weib, bleibe jung und schön! Hygiene der modernen Frau. Zürich/Berlin/Wien: Viktoria Verlag.
- Benninghoff-Lühl, Sibylle (1999): Die Jagd nach dem Missing Link in den Verhandlungen der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, in: Zeitschrift für Germanistik, Beiheft 2, S. 105-121.
- Bilderlexikon Sexualwissenschaft. Ein Nachschlagewerk für alle Gebiete medizinischer, juristischer und soziologischer Sexualforschung (1930), hgg. v. Institut für Sexualforschung in Wien. Wien/Leipzig: Verlag für Kulturforschung.
- Bondeson, Jan / Miles, A. E. W. (1993): Julia Pastrana, the Nondescript: An Example of Congenital, Generalized Hypertrichosis Terminalis With Gingival Hyperplasia, in: American Journal of Medical Genetics, 47, S. 198-212.
- Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2009): Körper in Teilen, in: Der Einsatz des Lebens, hgg.v. Deuber-Mankowsky, Astrid / Holzhey, Christoph F. E./ Michaelsen, Anja. Zürich: Diaphanes, S. 49-56.
- Dahl, Roald (1997). Matilda. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Fuchs, Brigitte (2003): ‚Rasse‘, ‚Volk‘, Geschlecht. Anthropologische Diskurse in Österreich 1850-1960. Frankfurt/M.: Campus.
- Garland Thomson, Rosemarie (1997): Extraordinary Bodies. Figuring physical Disability in American Culture and Literature. New York: Columbia University Press.
- Goschler, Constantin (2002): Rudolf Virchow. Mediziner, Anthropologe, Politiker. Köln: Böhlau.
- Gylseth, Christopher Hals / Toverud, Lars O. (2004): Julia Pastrana. The tragic Story of the Victorian Ape Women. Gloucestershire: Sutton Publishing.
- Hanke, Christine (2006): Die anthropologische Konstitution von ‚Rasse‘ und ‚Geschlecht‘ um 1900. Perspektiven der Feminist Science Studies, in: N.T.M. 14, S. 212-221.
- Herrn, Rainer (2008): Magnus Hirschfelds Geschlechterkosmos. Die Zwischenstufentheorie im Kontext hegemonialer Männlichkeit, in: Brunotte, Ulrike / ders. (Hrsg.): Männlichkeit und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900. Bielefeld: Transcript, S. 173-196.
- Hilbert, Jörg (2004): Rösti und Bö. München: Terzio.
- Hirschfeld, Magnus (1910): Die Zwischenstufen-Theorie, in: Sexualprobleme. Zeitschrift für Sexualwissenschaft und Sexualpolitik, 6/2, Frankfurt/M.: Sauerländer's Verlag, S. 116-136.
- Hirschfeld, Magnus (1926): Geschlechtskunde. Bd. 1: Die körperseelischen Grundlagen. Stuttgart: Julius Püttmann.
- Hirschfeld, Magnus (1930): Geschlechtskunde. Bd. IV: Bilderteil. Stuttgart: Julius Püttmann.
- Lange, Britta (2003): „Aechtes und Unächtés“. Zur Ökonomie des Abnormalen als Täuschung, in: Macho, Thomas / Staupe, Gisela u.a.: Der (Im-) Perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung. Köln: Böhlau, S. 214-235.
- Liebermeister, Hermann (1959): Zur Pathogenese der Behaarungsstörungen bei der Frau unter besonderer Berücksichtigung des idiopathischen Hirsutismus. Dissertation an der Medizinischen Akademie Düsseldorf. München: „Uni“-Druck.

- List, Elisabet (2007): Vom Darstellen zum Herstellen. Eine Kulturgeschichte der Naturwissenschaften. Weilerswist: Velbrück.
- Peters, Katrin (2010): Rätselbilder des Geschlechts: Körperwissen und Medialität um 1900. Zürich: Diaphanes.
- Pflug, Isabel (2001): Verkörperung von ‚Abnormalität‘. Die Freak Show als cultural performance des 19. Jahrhunderts, in: Fischer, Lichte (Hg.): Verkörperung. Theatralität. Bd. 2, Basel: Francke, S. 281-294.
- Ploss, Heinrich / Bartels, Max (1887): Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. 2. Aufl., Berlin: Neufeld & Henius Verlag.
- Ploss, Heinrich / Bartels, Max (1927) Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien, 11. Aufl., Berlin: Neufeld & Henius Verlag
- Regener, Susanne (2001): Bartfrauen. Fotografien zwischen Jahrmarkt und Psychiatrie, in: Pethes, Nicolas / Keck, Annette (Hrsg.): Mediale Anatomien. Menschenbilder als Medienprojektionen. Bielefeld: Transcript, S. 81-96.
- Sanyal, Mithu (2009): Vulva. Die Enthüllung des unsichtbaren Geschlechts, 2. Auflage. Berlin: Wagenbach.
- Sarasin, Philipp (2003): Zweierlei Rassismus? Die Selektion des Fremden als Problem in Michel Foucaults Verbindung von Biopolitik und Rassismus, in: Stingelin, Martin (Hg.): Biopolitik und Rassismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 55-79.
- Schleugl, Hans (1978): Show Freak & Monster. Sammlung Felix Adanos. Köln: DuMont Buchverlag.
- Schmidgen, Henning (2003): Lebensräder, Spektatorien, Zuckungstelegraphen. Zur Archäologie des physiologischen Blicks, in: Schramm, Helmar / Schmidgen, Henning / Siegert, Bernard u.a. (Hgg.): Bühnen des Wissens: Interferenzen zwischen Wissenschaft und Kunst. Berlin: Dahlem University Press, S. 268-299.
- Staemmler, Hans-Joachim (1976): Gynäkologische Hormontherapie in der Praxis. München: Selecta-Verlag.
- Staib, Margitta (1991): Die enthaarte Frau. Körper- und Gesichtsbehaarung. München: Kunstmann.
- Stammberger, Birgit (2012): Monstrous Bodies in Rudolf Virchow's Medical Collection in Nineteenth Century, in: Zittlau, Andrea / Kerchy, Anna (Hgg.): Exploring the Cultural History of Continental European Freak Shows and ‚Enfreakment‘. Cambridge: Cambridge Scholars, S. 129-149.
- Stämpfli, Regula (2008): Politisch korrekt. Die Scham ist vorbei. Schamrasur ist in. Doch woher kommt sie? Aus der westlichen Pornokultur und den islamischen Sitten, in: Emma, 1 (Online verfügbar unter: <http://www.emma.de/ressorts/artikel/koerperpsyche/die-scham-ist-vorbei/>, letzter Zugriff: 8.7.2013).
- Stoff, Heiko (2004): Janine. Tagebuch einer Verjüngten. Weibliche Konsumkörper zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in: Bruns, Claudia / Walter, Tilmann (Hgg.): Von Lust und Schmerz. Eine historische Anthropologie der Sexualität. Köln, Weimar: Böhlau, S. 217-238.
- Stoff, Heiko (2004a): Ewige Jugend. Konzepte der Verjüngung vom späten 19. Jahrhundert bis ins Dritte Reich. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Stricker, Wilhelm (1876): Über die sogenannten Haarmenschen (*Hypertrichosis universalis*) und insbesondere die bärtige Frau. Vorgetragen in der wissenschaftlichen Sitzung am 25. November 1876, in: Jahresbericht der Senckenbergischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, o.O., S. 94-100.
- Thiemann, Susanne (2006): Sex trouble. Die bärtige Frau bei José Ribera, Luis Vélez des Guevera und Huarte de San Juan, in: dies./ Klinger, Judith (Hgg.): Geschlechtervariationen im Übergang zur Neuzeit. Band 1. Potsdam: Universitätsverlag, S. 47-82.

- Thomas, Tanja u.a. (Hg.) (2011): Dekonstruktion und Evidenz. Ver(un)sicherungen in Medienkulturen. Sulzbach/T.: Ulrike Helmer.
- Virchow, Rudolf (1890): Über den Unterricht in der pathologischen Anatomie, in: Klinisches Jahrbuch 2, Berlin, S. 75-100.
- Zürcher, Urs (2004): Monster oder Laune der Natur. Medizin und die Lehre von den Missbildungen 1780-1914. Frankfurt/M.: Campus.

Birgit Stammberger, Dr. phil., Kontakt: <http://www.zkfl.de/zkfl-kontakt.html>, studierte Angewandte Kulturwissenschaften an der Universität Lüneburg und wurde 2010 an der Universität Vechta/Fach Philosophie mit einer Arbeit über „Monster und Freaks. Eine Wissensgeschichte außergewöhnlicher Körper im 19. Jahrhundert“ promoviert. Zuletzt Post-Doc-Stipendiatin der Leuphana Universität Lüneburg und seit 2015 wissenschaftliche Koordinatorin am Zentrum für Kulturwissenschaftliche Forschung, Universität zu Lübeck. Aktuelles Projekt: „Experimentalkulturen des Psychischen. Die psychologischen Versuche des Psychiaters Emil Kraepelin“. Forschungsschwerpunkte: Körper- und Geschlechtergeschichte, Transformation von Wissensformationen, Praktiken der Wissensentstehung, Schnittstellen von Wissenschaftsgeschichte und Kulturwissenschaften.

Embodying German Suffering: Rethinking Popular Hunger during the Hunger Years (1945-1949)

Alice Autumn Weinreb

English abstract: Almost as soon as the Second World War was over, Germans began describing the Allied occupation as the ›Hunger Years‹. It was a time that was and still is imagined as dominated by the incessant demands of the body. This contribution uses postwar hunger as a way of approaching the history of the body in modern Germany, arguing that postwar hunger offered a bodily form of continuity with the Third Reich, while simultaneously framing German bodies in particularly postwar and anti-Nazi ways. Germans cast their own hunger as a redemptive expression of collective identity, while at the same time claiming that it connected them with the victims of Nazi barbarism.

On February 2nd, 1947, Dr. Heinrich Wulf was called to the bedside of 49-year-old Henriette M. by her worried sister. Henriette lay huddled in her cot; according to the doctor's report, »she was completely, literally, only skin and bones; she could no longer speak from weakness, she could only gasp.« Her sister explained to the doctor that Henriette, although previously healthy, had taken to her bed three weeks ago, begun rejecting the food that her sister brought to her, and refusing to see a doctor,

»instead wanting only to die, so that the hunger would finally cease. When I told Ms. M that she had to be taken immediately to the hospital she sat up and coughed out with her last bit of strength: ›that is precisely what I want to avoid, in order that the hunger cease. Let me die here!‹ She had repeatedly said to her sister ›if only one morning I would not open my eyes [i.e. die]. We are simply starving here!‹¹«

The doctor's diagnosis of hunger-disease resulted in the immediate application of heart strengtheners and the assigning of emergency rations. However, by the time the ambulance had arrived to forcibly take her to a hospital, Henriette was already dead.

The two unmarried M. sisters had shared an unheated room in the basement of Cologne's Leostrasse 31, where they had both been employed in the strenuous physical labor of rebuilding the destroyed city. Single, and apparently only with one another to care for, they were paradigmatic examples of the *Trümmerfrauen*, or rubble-women, who

1 »betr: Meldung über Hungerkrankheit«, in: Historisches Archiv der Stadt Köln 646 / 6.

were so iconic for postwar Germany's reconstruction. The misery, poverty, and hopelessness that defined the daily lives of so many women at this time frame the tragic scene of Henriette coughing out her life on a thin mattress in a chilly basement apartment. The winter of 1946-47 was one of the coldest in years, and food supplies were of a particularly poor quality.² The provisions that her sister brought her were meager, bad-tasting, and monotonous, her life dreary, and the prospects for a bright future small – or, as she described their situation, »we are simply starving«.

The disturbing story of Henriette M.'s death was meticulously recorded by her Cologne doctor in order to file it with the Allied occupation forces; her death was to become part of the endless struggles on the part of the German medical profession to document the severity of German civilian hunger. Indeed, her case was taken down so carefully because she was one of only two German deaths between 1945 and 1949 in the Cologne region directly attributable to starvation. Though Henriette was unusual insofar as she starved to death, her belief that life in occupied Germany could be reduced to the experience of »simply starving« was widespread. This was a time that was and still is imagined as dominated by the incessant demands of the body. The oft-expressed belief that the entirety of the population was consumed with the »stomach-question« suggests that bodies were central to German experiences during the immediate postwar years. Politics, ideology, economics, culture – all such concerns were temporarily put aside as men, women, and children occupied themselves exclusively with caring for their own bodies and those of their families and friends. While several recent studies have begun to show how misleading this narrative is, less attention has been paid to the claim itself, in particular in terms of what it can say about German bodies.³

2 The belief that hunger inevitably led to death was common amongst Germans in all four zones, particularly during times of extreme cold and restricted food supplies. Countless civilians wrote letters to local and zonal authorities complaining about their rations and claiming that their lives were at risk. See Landesarchiv Berlin B Rep 012 / 131.

3 For some new, more critical studies of the early postwar years, see Frank Biess, *Homecomings: Returning POWs and the Legacies of Defeat in postwar Germany*, Princeton 2006; Dagmar Ellerbrock, »Healing Democracy«. *Demokratie als Heilmittel: Gesundheit, Krankheit und Politik in der amerikanischen Besatzungszone 1945-1949*, Bonn 2004; Atina Grossmann, *Jews, Germans, and Allies: Close Encounters in Occupied Germany*, Princeton 2007; Paul Steege, *Black Market, Cold War: Everyday Life in Berlin, 1946-1949*, New York 2007.

In this essay, I situate the German ›Hunger Years‹ within the rich historiography on the body in 20th century Germany.⁴ As historian Kathleen Canning has noted, the study of the body has tended to emphasize either a discursive (collective/social body) approach, or one that focuses on real, lived experience (individual corporeal sensations).⁵ The occupation years from 1945 to 1949, known popularly as the ›Hunger Years‹, are especially interesting precisely because sources from that era speak to both of these analytic levels. Individual Germans experienced and recorded their own bodily experiences, while simultaneously inserting these sensations into a larger discursive framework – a collective »age of hunger«. This short essay suggests some ways in which this transitional period in postwar history can be an especially rewarding place to explore the political and cultural power of the body. After first considering the ways in which hunger offers a useful lens for thinking about bodies, the essay then examines two historically specific ways in which hungry bodies mattered in the wake of World War II: hunger became synonymous with victimization at the hands of the Nazis, and it was particularly important in the construction of a new German *Völkskörper*, or collective body. By opening up these new ways of thinking about hunger, I hope to show that postwar hunger offered a bodily form of continuity with the Third Reich, while simultaneously framing German bodies in particularly postwar and anti-Nazi ways.

Approaching Bodies through Hunger

Scholarship on the body has often looked to marginal or extreme bodily experiences as a way of grappling with the material form; it seems that the body realizes itself most clearly when it is confronted with its own limits. For example, literary scholar Elaine Scarry has argued that pain, in its resistance to communication and its ability to destroy the boundaries of self-hood – »as the content of one's world disintegrates, so that which would express and project the self is robbed of its source and its

4 This literature is especially rich for the Weimar Republic, but has increasingly been addressing into the World Wars and the postwar era. See for example Michael Hau, *The Cult of Health and Beauty in Germany: a Social History, 1890-1930*, Chicago 2003; Erik Jensen, *Body by Weimar: Athletes, Gender, and German Modernity*, Oxford 2010; Molly Johnson, *Training Socialist Citizens: Sports and the State in East Germany*, Leiden 2008; Maren Möhring, *Marmorleiber: Körperbildung in der deutschen Nacktkultur (1890-1930)*, Köln 2004; Chad Ross, *Naked Germany: Health, Race and the Nation*, New York 2005.

5 Kathleen Canning, *Gender History in Practice: Historical Perspectives on Bodies, Class and Citizenship*, Ithaca 2006.

subject«,⁶ – offers one way of exploring the borders of an individual body. In contrast, whereas pain can only be determined by the body that is actually suffering, illness is an interpretive – and thus communicative – bodily state. Illness situates the individual sick body in relationship to other similarly afflicted bodies; it is only by such acts of association that a body can be defined as sick, and diagnosed and potentially treated as a result. In the words of Sander Gilman: »like any complex text, the signs of illness are read within the conventions of an interpretive community that comprehends them in the light of earlier, powerful readings of what are understood to be similar or parallel texts.«⁷

Building off of such projects to conceptualize the body, this essay uses hunger as a way of approaching the history of the body. Like pain and sickness, hunger is both a real bodily experience, and subject to culturally and socially specific interpretation. Indeed, »hunger exemplifies the fact that the body is determined by its culture, because the meanings of starvation differ so profoundly according to the social context within which it is endured«.⁸ As an experiential category, hunger is a universal and omnipresent component of life itself. It is present in every society, for every individual, every day. This means that every living body is intimately familiar with hunger of some sort or another. However, this kind of hunger is generally neither abnormal nor pathologized, but integrated into the structures of life, helping to organize our days and our social relations. On the other hand, hunger, if allowed to grow too much, becomes both painful and a sickness – a condition that, if untreated, inevitably ends in death. Hunger differs from other afflictions because the point at which it ceases to be normal and becomes pathological are individually and culturally determined. Doctors still lack a standardized definition of starvation: a diet on which one person can thrive can lead another to degeneration and death.

Hunger is also a preeminently bodily sensation. Though experienced as an internal sensation (gnawing in the belly, stomach ache, etc.), hunger also completely remakes the external appearance of the body. Indeed, judgments of the severity of an individual's level of hunger usually rely on changes to the appearance of the body rather than self-reported symptoms. In other words, a starving body must look starving to actually be starving – ›feeling‹ like you are starving is not enough. Important-

6 Elaine Scarry, *The Body in Pain: the Making and Unmaking of the World*, New York 1985, p. 35.

7 Sander Gilman, *Disease and Representation: Images of Illness from Madness to AIDS*, Ithaca 1985, p. 7.

8 Maud Ellmann, *The Hunger Artists: Starving, Writing, and Imprisonment*, Cambridge 1993, p. 4.

ly, there is a general consensus on the appearance of a starving body: skinniness, protruding bones, sunken eyes etc.. Few other afflictions are similarly standardized and summarized by means of a representative pathological body.⁹ Primo Levi, reflecting on his experiences in Auschwitz, singled out the absolute nature of this hunger as definitional not only to the Holocaust, but to the horrors of modernity in general:

»If I could enclose all the evil of our time in one image, I would choose this image which is familiar to me: an emaciated man, with head dropped and shoulders curved, on whose face and in whose eyes not a trace of thought is to be seen.«¹⁰

Hunger thus creates a universalized, absolute, and apolitical bodily identity. Personality and individuality are erased, subsumed by the experience of hunger, which in turn remakes the body of the sufferer.

While Nazi concentration camps provided perhaps the most theorized model of modern starvation, they were by no means the only site of mid-twentieth century hunger. During and after the Second World War, huge portions of the world suffered under severe food shortages as well as downright famine. Within Europe, especially in Southern and Eastern Europe, starvation was widespread. Hunger was also probably the most universally acknowledged aspect of everyday life in occupied Germany. It has been central to postwar memory and historical consciousness for Germans who lived through it, across the political spectrum and from all walks of life. Postwar hunger was both a material reality and a sort of embodied Zero Hour, revealing that the collapse of the Third Reich had forced Germans to begin anew, starting from scratch and with empty stomachs. This essay approaches hunger differently – not as an objective and external reality defined by widely recognizable experiences like standing in bread lines, scrounging for food, stealing, negotiating empty shop shelves, nor as a medical fact determined by a particular caloric intake or birthrate. Instead, it tries to approach hunger as a form of body politics. By claiming and experiencing hunger as a definitional component of their identities, postwar Germans engaged in an elaborate process of exploring and redefining their individual and collective bodies in the aftermath of the war. In this context, hunger became a widely recognized and impactful expression of postwar suffering and victimization.¹¹

9 Jenny Edkins has written brilliantly on the ways in which Western society has created a new ethical framework for understanding, and thus treating, modern hunger. Jenny Edkins, *Whose Hunger?: Concepts of Famine, Practices of Aid*, Minneapolis 2002.

10 Quoted in Giorgio Agamben, *Remnants of Auschwitz: the Witness and the Archive*, New York 2000, p. 44.

11 The past several years have seen an explosion of interest in the memory and reality of German suffering during and immediately after the war, focusing especially on Al-

By the time the Second World War finally came to an end in Europe, hunger had already established itself as a key issue in Germany's public sphere and private memory. The British Hunger Blockade that had devastated the civilian population during and immediately after the First World War, was only twenty five years in the past; the majority of adults alive during the occupation had at least some personal recollection of those earlier ›Hunger Years‹. That first homefront hunger had inspired a near-universal interwar discourse casting Germany as the victim of international hunger-conspiracies. During those years, not only the Nazis but the rest of the world as well believed that the primary cause of Germany's defeat in the First World War was the infamous Blockade. In the typical words of a Nazi pundit, »in the [First] World War, our weapons remained unvanquished; it was hunger that made the Volk cave in.«¹² Throughout the Third Reich, hunger was continually being re-defined and renegotiated in the attempt to convince the population that it was well-fed, and, simultaneously, that the Nazis were the only defense against a global plot for mass German starvation. Omnipresent rhetoric informed the population that the central goal of the Allied forces was to starve the German people; a 1944 article from a professional nutrition journal provocatively titled »Germany gave Europe more to eat, UNRAA means famine« warned its German readers that

»all the promises of the British, Americans and Bolsheviks, all supposed stores of foods set aside, have proven to be empty words. [...] Not only has none of the promised food aid materialized [in the liberated countries, A.A.W.], but the Allies insist on feeding their troops off of the occupied territories, and they have opened the door to the black market, usury, inflation, in short to the exploitation of the masses.«¹³

As the war was finally nearing its end, the collapsing Nazi state had invoked the threatening specter of future hunger as its final act. The leaked information in late 1944 of Roosevelt's approval of the Morgenthau Plan provided one of the Nazi regime's most successful propaganda weapons. The Morgenthau Plan, initially supported by Roosevelt but never actually enacted, called for the deliberate de-industrialization of Germany and its transformation into an agricultural nation. It was inten-

lied fire bombings, expulsion from the East, and mass rapes by Soviet forces. William Niven and Helmut Schmitz have edited two important recent collections on the topic. William Niven (ed.), *Germans as Victims: Remembering the Past in Contemporary Germany*, Basingstoke 2006; Helmut Schmitz (ed.), *A Nation of Victims? Representations of German Wartime Suffering from 1945 to the Present*, Amsterdam 2007.

12 Quoted in Hans-Erich Volkmann, *Landwirtschaft und Ernährung in Hitlers Europa, 1939-45*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 35 (1984) 1, pp. 9–74, quote p. 9.

13 *Deutschland gab Europa mehr zu essen. Unrra bedeutet Hungersnot*, in: *Gemeinschaftsverpflegung/Zeitschrift für Volksernährung* 20 (1944).

ded to permanently prevent Germany from ever posing a military threat to the world, and, simultaneously, to make the nation a net food exporter rather than food importer. Referred to by Nazi propaganda as the »Jewish Murder Plan« (it had been designed by the US Secretary of the Treasury Henry Morgenthau, who was Jewish), the plan, according to Goebbels, represented the Allies' primary desire should they win the war — to starve the German people.¹⁴

This long tradition of experiencing and anticipating starvation had primed the population of defeated Germany to be attuned to the state of their stomachs. Food seemed their primary vulnerability, and hunger their most familiar and most feared form of suffering. It was also synonymous with defeat. Both historical precedent and ideological rhetoric had established that the only way to satiety was total victory — and the consequence of military collapse would be starvation. By definition, the hungry body is exclusive, existing only in opposition to an assumed and necessary counter-part: the well-fed body. In defeated Germany, however, it was also inclusive. Unlike other forms of suffering, being hungry was a state of being that had especially fluid boundaries. This was an affliction that could be claimed by every member of the German Volk regardless of age, gender, or national origin. In the aftermath of the Third Reich and the Holocaust, ruled by the conflicting powers of the Americans, Soviets, British, and French, and dependent upon foreign food aid while convinced of their own imminent starvation, the people of Germany were obsessed with their hunger. As they compulsively documented their shifting food supplies, they struggled to understand the shape and meaning of their new, hungry, bodies. These bodies provided them with a venue for experiencing and representing their relationship to the just-past war, as well as offering a canvas for exploring new and potentially viable German identities in the wake of military defeat and economic, political, and cultural collapse. In order to understand the bodies of postwar Germans, one must start with the bodies that existed before Germany's surrender in May 1945. Those bodies

14 In October 1944, Goebbels famously announced that the plan would mean that »industrialized Germany should be literally turned into a huge potato field.« Quoted in Jeffrey Olick, *In the House of the Hangman: the Agonies of German Defeat, 1943-1949*, Chicago 2005, p. 31. Despite the fact that the Morgenthau Plan had been abandoned by the Allies before the war even ended, during occupation its mention immediately invoked profound and absolute suffering. Across the political spectrum, postwar Germans saw the Plan as, in the words of the liberal German émigré economist Karl Brandt »a scene of ruthless, undisguised vengeance and the most extreme effort made in the course of history to take permanent punitive action against a conquered nation.« Karl Brandt, *Germany: Key to Peace in Europe*, Claremont 1949, p. 26.

however, constructed and valorized by the Third Reich, were shaped not by hunger but by experiences of violence, hierarchy, and war: the realities of life in a genocidal racial state.

The Aftermath of War: Violence, Race, and German Bodies

By definition, wars threaten, modify, and destroy bodies. Unsurprisingly then, the First World War has been a major topic of scholarship on the body. This literature generally focuses on the ›fragmentation‹ of the male or soldier's body as a result of new technologies of warfare and of medicine. During that war, the numbers of the dead were dwarfed by those of the wounded; two million Germans died in the war, but 2.7 million were injured.¹⁵ What historian Joanne Bourke claimed for Great Britain was equally as true for Germany: »the most important point to be made about the male body during the Great War is that it was *intended* to be mutilated.«¹⁶ Missing limbs, maimed faces, and other forms of severe disfigurement became common-place amongst young and previously healthy men. Sabine Kienitz has argued that, in the wake of the War, only the flesh of the human body – specifically that of the injured soldier – was capable of effectively depicting and reflecting what was understood at the time as the »truth« of the war.¹⁷ The scars of war thus transformed the bodies of former soldiers into potent symbols of a new sort of identity politics, giving soldiers an unprecedented, though relatively short-lived, social power.¹⁸ In this model, the physical body revealed authentic sacrifice. At the same time, other forms of less visible suffering (illness, psychological distress etc) declined in significance; the war became synonymous with a particular, and graphically marked, body.¹⁹ However, this was not the only form of body that was shaped by the war.

15 Sabine Kienitz, *Beschädigte Helden: Kriegsinvalidität und Körperbilder 1914-1923*, Paderborn 2008, p. 11.

16 Joanna Bourke, *Dismembering the Male: Men's Bodies, Britain and the Great War*, Chicago 1996, p. 31.

17 Kienitz, *Beschädigte Helden*, p. 35.

18 Kienitz, *Beschädigte Helden*, p. 306.

19 Bourke, *Dismembering the Male*, p. 59. In fact, the majority of soldiers who survived the war did not lose a limb or suffer other major forms of permanent bodily transformation. In both England and Germany, for example, the majority of men applying for disability pensions suffered from nervous disorders, neurological disturbances, psychological problems, and other ›invisible‹ afflictions. Nonetheless, the iconic ›fragmented‹ body of the soldier continued to be the standard image of the war. Robert Weldon Whalen, *Bitter Wounds: German Victims of the Great War, 1914-1939*, Ithaca 1984, p. 56.

In Germany, the homefront and the warfront experienced the war differently, and it shaped their bodies in quite different ways. Soldiers returned from the front with a body that was judged to be either fragmented or intact. The homefront displayed different sorts of bodily damage. Among civilians, especially among the women who bore the brunt of the British hunger blockade, deprivation and severe weight loss was the norm; it was common for women to report losing up to 25% of their weight as a result of food shortages and increased physical demands.²⁰ Those who died on the homefront usually died of hunger-related diseases and accidents, while violent deaths were relatively uncommon. In contrast, returning soldiers had suffered bodily harms in countless and devastating ways – but, generally, hunger was not one of them. Different forms of suffering thus marked different bodies in different ways. In the wake of the bodily catastrophe that was the war, most European states worried about their future as a people, race, or nation. Interwar culture idealized a fitter, stronger, and more aesthetic body, »sleek, streamlined, and engineered for maximum performance.«²¹ Klaus Theweleit's brilliant analysis of the fantasies of the *Freikorps*, the right-wing paramilitary groups that roamed the streets of interwar Germany, emphasizes in particular the movement's fetishization of a »mechanized body.«²² These bodies were, in the glorifying words of World War I veteran Ernst Jünger, »supple [...] lean and sinewy, striking features, stone eyes petrified in a thousand terrors beneath their helmets.«²³

These varied German bodies – soldiers, paramilitary fighters, and women on the homefront, each represented a specific subsection of the German people. It was not until the Third Reich that a model of an ideal body was universalized to all Germans, a process achieved through the evocation of the category of race. The Third Reich created and celebrated the so-called Aryan body – large, blond, powerful, disciplined, and fertile. At the same time, this racialized collective body [*Volkskörper*] required the creation of a Jewish body to act as its counterpart, enabling a symbolic system of grotesque interdependence in which the beauty of the one form became visible only through contrast to its hideous opposite. In this dualistic model, the Aryan body was the location of all positive attributes, while the Jewish body contained all weakness, sickness, and inferiority. The Third Reich organized countless programs to optimize both of these fantasy bodies: sports programs for German youth, racial education, reproductive regulation, but also torture, disfigure-

20 Whalen, *Bitter Wounds*, p. 73.

21 Jensen, *Body by Weimar*, p. 5.

22 Klaus Theweleit, *Male Fantasies* (2 vol.), Vol. 2, Minneapolis 1987, p. 206.

23 Theweleit, *Male Fantasies*, p. 159.

ment, and murder. To put it simply, racial difference was actively embodied; Nazi policies sought to make immediately visible which bodies were ›Jewish‹ or ›Aryan‹.²⁴ Whether by consolidating (and thus de-individualizing) Jews, by forcing them to wear visual identifiers, or by imprisoning, beating, and starving them, Nazi ideology was as invested in creating and perfecting the Jewish body (the only good Jew is a dead Jew) as it was in the Aryan body.

The vast body-projects of the Third Reich, emphasizing the glories of mass spectacle and synchronized collectivity, focused on these corporeal polarities of ›Aryan‹ and ›Jew‹, in the process always perceiving individual bodies as parts of a larger *Volkskörper*.²⁵ The very vitality of this ›Aryan‹ *Volkskörper*, however, coexisted alongside a constant and haunting sense of vulnerability, weakness, and persecution; the German collective body was a victimized body – threatened by the weak and inferior body of the Jew.²⁶ This vulnerability was epitomized in Hitler’s belief that the Jew was, by definition, parasitic; the 1933 *ABC des Nationalsozialismus* taught its followers that the Jews »have lodged themselves in each and every people, live at the expense of the *Volkskörper*, weakening this body, just as every parasite-caused sickness debilitates the body of the host, causing a constant feeling of discomfort and discontent.«²⁷ Thus, the oppositional relationship between ›Jewish‹ and ›Aryan‹ body not only contrasted strong with weak – it also defined (strong Aryan) victim and (sickly Jewish) perpetrator.²⁸

While ›parasitic Jews‹ needed to be eliminated to protect the health of the ›Aryan race‹, individual ›Aryan‹ bodies were openly subordinated to

24 Uli Linke, *German Bodies: Race and Representation after Hitler*, New York 1999, p. 179.

25 Boaz Neumann, *The Phenomenology of the German People’s Body (Volkskörper) and the Extermination of the Jewish Body*, in: *New German Critique* 106 (2009), pp. 149-181, p. 156.

26 Historians of the body have noted that, by the late nineteenth century, the rise of modern society was accompanied by a new perception of criminality and violence as threats to the social body, rather than to the body of the sovereign or the individual victim. In Nazism, this collective interpretation of social threats was organized racially; all criminals were raced (as Jewish), and their crime (simply existing) was a direct threat to the ›Aryan *Volkskörper*‹.

27 Quoted in Neumann, *The Phenomenology of the German People’s Body*, p. 171.

28 The idea that the *Jewish Volkskörper* was abusing and attacking the *German Volkskörper* by sucking its life-blood (extracting its resources) gave a clear framework to the long-standing trope of German victimization, a belief that had become especially widespread with the signing of the Treaty of Versailles. A more general feeling of abuse at the hands of the Allies, along with the nebulous but powerful narrative of the ‘stab-in-the-back,’ acquired its cohesive and community-making power when Hitler transformed it into a core component of the collective identity of the nation.

the health and vigor of the larger *Volkskörper*.²⁹ German citizens were asked to compromise personal desires and needs in the service of the community; at the same time, mass rallies, public displays of physical fitness, and other projects of coordination and synchronicity implied that the way to achieve ideal bodies was through submission to the collective. As part of this program, inadequate individual bodies were to be voluntarily sacrificed in the interest of collective vitality. This tenet was most dramatically expressed in the infamous, and ultimately repealed, *Action T4*, the Nazi euthanasia program intended to eliminate »useless eaters« from the social collective, including many people considered racially ›Aryan«. Targeting physically and mentally handicapped children, the program asked parents to voluntarily give their children to the state – where they were murdered through starvation, gas, or lethal injection. This program was based on the idea that the health of the collective body demanded the sacrifice of inferior bodies – even those of loved ones and relatives. Thus, the preservation and strengthening of the Aryan *Volkskörper* required both the annihilation of the Jewish collective body and the sacrifice of individual Aryan bodies. The constant and extreme pressures placed upon individual bodies in the service of the *Volkskörper* ensured that the body was, as Paula Diehl has argued, crucial for both visualizing and experiencing the Nazi social collective.³⁰

During the Third Reich, Hitler's eugenicist project to realize German superiority through bodily manipulation found resonance outside of the country's borders. In France, the United States, Great Britain, and most other European countries, anti-Semites had long associated Jews with inferior bodies, and Western Europeans of varied racial categories with superior bodies. Many observers admired Hitler's ambition to strengthen the *Volkskörper* by means of improving or eliminating individual bodies. The international success of the 1936 Munich Olympics, when Germany won more medals than any other participating nation, seemed to confirm the effectiveness of the Nazi body regime. Avery Brundage, President of the US Olympic Committee during the Games, advocated that America »follow [the] example of Germany«, attributing the country's remarkable athletic success to »the good physical condition of the

29 Geoffrey Cocks, *Modern Pain and Nazi Panic*, in: Paul Betts/Greg Eghigian (eds.), *Pain and Prosperity: Reconsidering Twentieth Century German History*, Stanford 2003, pp. 88-109, p. 98. A similar argument was made by David Horn about the creation of the social body in Fascist Italy: »The defense of this body was imagined ... to require the subordination of the needs and interests of its constituent parts, the male and female bodies that constituted its ›cells.« David Horn, *Social Bodies: Science, Reproduction, and Italian Modernity*, Princeton 1994, p. 14.

30 Paula Diehl, *Körperbilder und Körperpraxen*, in: Paula Diehl (ed.), *Körper im Nationalsozialismus: Bilder und Praxen*, Paderborn 2006, pp. 9-30, p. 19.

German athletes, the perfect national organization, the intensive training and the almost supernatural desire to win« that were all the products of the Third Reich.³¹ Once the war began, the Allies continued to perceive Nazi Germany as synonymous with strong, healthy, and attractive bodies. The German army's terrifying success on the battlefield, especially their novel *Blitzkrieg* strategy, seemed proof of the superiority of their bodies; a French POW admiringly noted the »magnificent physical humanity« of his captors.³² Impressions of German bodily superiority only increased over the course of the war, as the growing poverty and misery of occupied Europe highlighted the strength and beauty of the ›Aryan‹ form. Howard Kershner, chairman of the *Committee on Food for the Small Democracies of Europe*, warned in 1943 that »the proud boast of the Nazis that they are a superior race is coming true. Those who have enough to eat are indeed superior to the tuberculosis-ridden, undersized, misshapen bodies of the starved inhabitants of the occupied countries.«³³

Ultimately, it was these »undersized and misshapen« bodies, rather than hyper-powerful Nordic soldiers, that would dominate the public sphere after May 1945. Upon Germany's defeat, it was the bodies of victims – photographed, filmed, interviewed, and painstakingly documented and described – that represented the scale and horror of the just-past conflict. This had been the case with World War I as well. However, then the victims had been the damaged bodies of former soldiers – bodies which possessed a universal and explicitly non-national humanity. All maimed soldiers, be they British, French, or German, were equally victims of the same tragedy. Their damaged bodies suggested that all participant nations had suffered equally. Young men's bodies had paid the price for militarism, and their scars were both a metaphor for and a depiction of the social and individual harms of the war. In the Second World War, abused bodies did not show that a person had fought in the war; instead, they marked guilt or innocence. Culpability for the war was corporealized; the way that individual bodies looked correlated not simply to what they had done during the war, but to their general moral state. When the Jewish American businessman Ira Hirschmann, special inspector for the *United Nations Relief and Rehabilitation Administration*,

31 National Physical Training Urged by Brundage for U.S. Athletes, in: *New York Times* August 19, 1936, p. 27.

32 Joan Tumblety, *Remaking the Male Body: Masculinity and the Uses of Physical Culture in Interwar and Vichy France*, Oxford 2012, p. 218.

33 *We Starve Our Friends*, in: National Committee on Food for the Small Democracies, Box no. 98, Hoover Institution Archives.

toured defeated Germany immediately after surrender, the appearance of Germans' bodies reflected the moral categories of the war:

»The contrast between the normal, healthy life of the German and that of their neighbors was overwhelming. Who won the war, I asked myself as I saw obviously well-fed Germans [...] The plumpness of the German hausfrau in her tailored black suit was the healthy plumpness of the adequately nourished; that of the Jewish women in the camps, in their shabby cotton dresses and ragged sweaters, was the unhealthy bloatedness of the ill-fed.«³⁴

The horrors of the Third Reich had culminated in an inverted moral universe wherein the guilty were attractive and healthy, and the innocent sickly and starved.

Thus, abused human bodies – which, after World War I, had marked the senselessness and horror of war in general – now revealed the cruelty and perversion of Nazism in particular. In this Second World War, whole peoples were killed, entire cities demolished. The horror of the war was not simply violence or suffering per se, but the profound devaluing of the individual body. Photos of concentration camp victims displayed stacks or piles of the dead – people reduced to nameless and faceless heaps of bodies. Similar visual tropes were used in depicting other horrors of the war, including the unearthing of mass graves and the victims of fire-bombings. This total disregard for human bodies (abused, starved, tossed in a pile) meant that protecting and respecting the individual body seemed a crucial component of rejecting Nazism – and of reconstructing Europe after its defeat.

This interpretation of the war was largely the result of early Allied contact with Nazi concentration camps. Photographs and film footage of these camps, produced during and immediately after liberation, shaped the public's understanding of the Third Reich.³⁵ Such images, as Habbo Knoch described in his masterful study of photographs of the Holocaust, established tropes for imagining the victims of the Nazis, tropes which, in both their imagery and their textual captions, cast concentration camps as the primary sites of Nazi crimes, suggested that starvation was the primary cause of inmate death, and that the camps themselves could be best understood as »hunger camps«.³⁶ Such imagery reinforced the

34 Ira Hirschmann, *The Embers Still Burn: an Eye-Witness View of the Postwar Ferment in Europe and the Middle East and our Disastrous Get-Soft-With-Germany Policy*, New York 1949, p. 99.

35 Cornelia Brink, *Ikonen der Vernichtung: öffentlicher Gebrauch von Fotografien aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern nach 1945*, Berlin 1998; Habbo Knoch, *Die Tat als Bild: Fotografien des Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur*, Hamburg 2001.

36 Knoch, *Die Tat als Bild*, p. 142.

impressions of the Allies upon initial contact with victims of the Third Reich: they were people who, regardless of individual experience and cause for incarceration, all shared a common and definitional experience: hunger. Thus, hunger – rather than violence, disease, or the other multitude forms of physical and mental torture that defined life in the camps– became the experience that transformed people into paradigmatic victims of the war, erasing individuality as it remade individual bodies.

This pictorial strategy of representing the horrors of the war offered a misleading vision of concentration camp conditions and mortality. The vast piles of starved bodies scattered through half-abandoned camps, the »walking skeletons« clad in striped suits, were not typical for the war experience on the whole, but rather a product of the rapid collapse of the Third Reich in its final months. The millions of Jews who died of gas or of bullets in the villages, ghettos, and extermination camps of Eastern Poland had never been reduced to those stereotypical bodies of hunger. Nonetheless, when the world imagined the suffering inflicted by the Third Reich, they imagined, in the words of a massive 1948 comparative medical study of former concentration camp inmates, those »destroyed, completely starved forms [...] from whom everything in body and soul that made up the honor and worth of a human being had been taken.«³⁷ A British doctor stationed at Bergen-Belsen described thousands of former camp inmates as all possessing »an appallingly thin face. The eyes were sunken and the cheek bones jutted out. These extreme changes made all the patients look alike, so that it became difficult to distinguish one from another.«³⁸ In this context, hunger transformed individuals into a mass of collective suffering; experts confirmed that »in the final phase of severe starvation, a general familial similarity emerges: aged beyond their years, starving bodies, brown wrinkled skin, mummy-like expressions, hunger edema.«³⁹ The cruelty and inhumanity of Nazism itself was expressed in the distorted and dehumanized bodies of its victims – and hunger was the method by which this destruction took place.

37 A. Hottinger, *Hungerkrankheit, Hungerödem, Hungertuberkulose: historische, klinische, pathophysiologische und pathologisch-anatomische Studien und Beobachtungen an ehemaligen Insassen aus Konzentrationslagern*, Basel 1948, v.

38 P. L. Mollison, *Observations on Cases of Starvation at Belsen*, in: *British Medical Journal* Jan 5, 1946.

39 Hottinger, *Hungerkrankheit, Hungerödem, Hungertuberkulose*, 234.

Occupation and the Hungry Volk

In 1945, in the wake of a devastating war and in the face of a massive global food shortage, hunger meant different things to different people.⁴⁰ In occupied Germany, a focal point of postwar interest and intervention, hunger was especially contested. Many diplomats and economists perceived Germany's food crisis as part of a larger landscape of poverty and shortage that spread across most of Europe and Asia. Allied government officials saw German hunger as an unavoidable consequence of the economic and physical destruction of Central Europe; former victims of Nazism and German Communists saw hunger as a just punishment for the crimes committed in the name of Hitler. German civilians, doctors, and politicians, on the other hand, cast their own hunger as a redemptive and constructive expression of collective identity. In their eyes, hunger transcended individual bodily experience, becoming an attribute of simply living through the ›Hunger Years‹. It served, in its universality and fluidity, as a sort of communal glue, linking Germans together and distinguishing them from an external and hostile world. Hunger separated Germans from the Allies, Displaced Persons, and former forced laborers who lived alongside them in the ravaged postwar landscape, and whom many Germans accused of having more to eat than they did. Hunger at the same time connected German civilians with the victims of Nazi barbarism. Assertions of hunger provided a way for large segments of the German population to engage with the language of the Allied condemnation of their nation's past, enabling them to accuse their own accusers. Thus, the accused guilty collective of Germany's civilian population seized upon hunger's ability to transform its wearer's body into, in the words of literary scholar Maud Ellmann, a »living dossier of its discontents« where the »injustices of power are encoded in the savage hieroglyphics of its sufferings«.⁴¹

In a corporeal legacy of the Third Reich, individual bodily experiences acquired meaning and power through extension into the collective; physical sensations were translated into a racialized imaginary of the *Volkskörper*. Relentless Nazi indoctrination had demanded that Germans interpret the physical state of their bodies as representative and constitutive of racial health and collective vitality.⁴² During the Third Reich,

40 See Nick Cullather, *The Foreign Policy of the Calorie*, in: *The American Historical Review* 112 (2007) 2, pp. 337-364 for the postwar food crisis as a transnational concern.

41 Ellmann, *The Hunger Artists*, p. 17.

42 In the allied Axis power Japan, in similar but distinct ways, »the body gained official attention not only as the basis of national production and reproduction, but also as the medium, through which the official ideology for the nation could be material-

constructing the *Volkskörper* had been largely a project of excluding the weak, the sick, and the inferior since the ›Aryan‹ collective body was not capable of incorporating them.⁴³ The loss of the war, the collapse of the Third Reich, and the occupation and division of the country, profoundly challenged this *Volkskörper*. Throughout the war, Hitler had continually reiterated that collective defeat meant individual death, either in battle or in suicide. In his eyes, the death of the *Volkskörper* demanded the death of its individual components. Thus, the bodies of German citizens at the moment of Germany's defeat were caught in an existential crisis. With the defeat and death of the collective ›Aryan‹ body, individual sickness, weakness, and physical pain no longer needed to be denied by individual Germans. However, they also could not be interpreted as a worthy sacrifice to a gloriously invulnerable *Volkskörper*. As a result, Germans experienced their bodies as wholly subsumed in physical experiences of marginality and misery. Germany's collapse revealed the irreconcilability of the imagined glory of the ›Aryan‹ superior form and the misery of life in a defeated country – the gap between »the ideal and the real, individual experience of corporeality«.⁴⁴

Indeed, one of the most powerful discursive tropes surrounding defeated Germany was that the nation was sick, infirm, or wounded: as Jennifer Kapczynski put it, the defeated country was »a German Patient.«⁴⁵ Given the widespread physical and psychological distress throughout Europe at the end of the war, a fixation on weakened health is no surprise. However, as the Swiss theologian Karl Barth explained, even »among all the others, the German people seem to be the most seriously ill.«⁴⁶ The source of Germany's sickness seemed clear; Nazism itself, along with militarism, racism, and self-aggrandizement, had attacked the previously healthy German people. For some observers, disease had so profoundly compromised the German collective body that recovery was unsure. A skeptical Hans Morgenthau reminded his readers that there was »no certainty that Germany will be fully restored to health.«⁴⁷ The ›Aryan‹ *Volkskörper* that had previously seemed invulner-

ized«. Yoshikuni Igarashi, *Bodies of Memory: Narratives of War in Postwar Japanese Culture, 1945-1970*, Princeton 2000, p. 48.

43 Dagmar Ellerbrock, *Zur Übersterblichkeit Arischer Männerkörper*, in: Diehl (ed.), *Körper im Nationalsozialismus*, pp. 281–305, p. 291.

44 Ellerbrock, *Zur Übersterblichkeit Arischer Männerkörper*, p. 291.

45 Jennifer Kapczynski, *The German Patient: Crisis and Recovery in Postwar Culture*, *Ann Arbor* 2008, p. 2.

46 Karl Barth, *The Only Way. How can the Germans be cured?* New York 1947, p. 3.

47 Hans Morgenthau, *Germany and the Future of Europe*, Chicago 1951, p. 5.

able was suddenly revealed as definitionally sick.⁴⁸ By way of contrast, postwar Japanese people also experienced defeat and occupation in and through their bodies. However, here »ordinary citizens celebrated the end of the war as the liberation of their bodies«⁴⁹ from a brutal wartime »regime of repression.« In Germany after the war, average German people's bodily sensations were shaped not by a sense of freedom or liberation from the war; instead, they were overwhelmed by sensations of loss, pain, and misery – all of which were encapsulated in the devastating sensation of hunger.

During the Third Reich, the ideal ›Aryan‹ body had been male. Nazism's deeply rooted masculinity and misogyny shaped social policy and daily life as well as determining body discourses; male bodies, and especially fighting male bodies, were the ideal and the standard by which health, beauty, and racial purity were measured. As a result, nothing reflected Germany's shocking reversal in fortunes as dramatically as the bodies of the soldiers who straggled home in the wake of capitulation. These bodies acquired their particular postwar meaning through contrast with another, better-fed form: that of the robust and »plump« American occupier. German citizens' initial impressions of the Allied occupation forces inevitably described American soldiers as »blooming, healthy and well-fed«, descending in German towns »equipped up to their teeth, these well-fed faces. [...] The contrast between them and our own scrawny and starving, pathetically equipped, pitifully desperate soldiers was indescribable.«⁵⁰

The shock and horror with which German civilians viewed the broken bodies of their sons, fathers, and brothers reflects not only the actual suffering of these men, but the depths to which German citizens had believed in the invulnerability of the German *Volkskörper*. Along with the collapse of the Third Reich itself, those bodies that had been the most powerful during the war (male soldiers) were suddenly the most likely to starve, sicken, and die.⁵¹ Doctors reported that most postwar sicknesses and forms of bodily weakness befell men more frequently and with more severity than women or children; medical studies regularly noted the surprising resilience of women's bodies – in direct counter-

48 Dagmar Ellerbrock discusses the particular role that medicine and sickness played in the American occupation project in her excellent book, see Ellerbrock »Healing Democracy«.

49 Igarashi, *Bodies of Memory*, p. 52.

50 Quoted in Ellerbrock, »Healing Democracy«, p. 95.

51 Ellerbrock, *Zur Übersterblichkeit Arischer Männerkörper*, p. 302.

distinction to German men, who were wasting away with terrifying rapidity.⁵²

Nobody represented the pitiability of the defeated soldier more powerfully than the German POW held in the USSR. With the collapse of the Third Reich, these men's misery proved particularly useful as a comparative figure to the Third Reich's most famous victims: concentration camp prisoners.⁵³ Both populations were camp inmates, both were considered »innocent« or »apolitical« prisoners, and both had been subjected to collective starvation. Indeed, hunger was crucial to how German medical experts and the public sphere understood the German POW experience in the East.⁵⁴ The diagnosis of dystrophy or »hunger-disease« was applied near-automatically to all German soldiers returning home from the Soviet Union. With this diagnosis, German medical experts relied upon an equation of ›starved person‹ with ›victim of Nazism‹; Ernst-Günther Schenck, who had served as the nutritional expert of the SS and subsequently was found guilty of performing starvation experiments on Russian POWs, served as ›Reparation-Expert for Starvation-Damages‹ for the *League of Homecomers*.⁵⁵ In this capacity, Schenck authored a massive study titled »Human Misery during the Twentieth Century«, which focused on mass starvation during and after the Second World War. Rather than focusing on the connection between Nazi concentration camps and hunger, Schenck argued that it was the German POW who best encapsulated what he thought of as a peculiarly modern form of suffering; according to Schenck, »all other forms of suffering faded in contrast to the significance of hunger in the Russian camps.«⁵⁶ Hunger became more associated with the German former soldier than the Jewish camp inmate.

52 See for example Dr. Brock, *Erhöhte Hungerresistenz der Jugendlichen?*, in: *Ärztliche Wochenschrift* 1 (1946) 13/14, pp. 200-202; Karl Egen, *Die Bedeutung der Gewichtsprozentbestimmung in der Praxis und ihre Endung zur Feststellung des Untergewichts aller Altersklassen beiderlei Geschlechts*, in: *Deutsche Medizinische Wochenschrift* 74 (1949) 14, pp. 434-437; Gerhart Thienhaus, *Über die Hungerfettsucht Junger Mädchen*, in: *Ärztliche Wochenschrift* 3 (1948) 3, pp. 48-51.

53 Biess, *Homecomings*, p. 53.

54 This trope continued in the German popular imagination through the 1950s and 1960s. See for example: *Stäbchen gegen den Hunger*, in: *DER SPIEGEL* Jan. 12, 1955, pp. 40-41.

55 Ernst Klee, *Deutsche Medizin im Dritten Reich: Karrieren vor und nach 1945*, Frankfurt 2001, p. 187. »Homecomers« (Heimkehrer) was the term used in the FRG to describe those German POWs held in the USSR, especially those held in camps after 1949.

56 Ernst Günther Schenck, *Das menschliche Elend im 20. Jahrhundert. Eine Pathographie der Kriegs-, Hunger- und politischen Katastrophen Europas*, Herford 1965, p. 218.

Indeed, it was images of starved bodies that most persuasively aligned concentration camp victims with German POWs. In an early postwar novel documenting the suffering of Germans in Allied POW camps, the German author described an elderly German inmate who

»had practically no flesh left on his bones or under his skin. He was really only a skeleton. I said to him that he should pose next to the photos from Mauthausen which the camp commander had nailed on the barrack wall. [...] In regards to the art of starvation he could match the victims of the Mauthausen concentration camp.«⁵⁷

An emphasis on the significance and scope of POW hunger also underscored and validated the suffering of the German civilian population, who were themselves living lives shaped by hunger. In other words, hunger set German POWs apart from non-German victims at the same time that it linked German POWs with German civilians, in what historian Frank Biess has described as a »language of shared victimization.«⁵⁸

Transformed through hunger from a nazified people's community [*Volksgemeinschaft*] to a pitiable »community of need« [*Notgemeinschaft*], the entire population, regardless of class, gender, or political allegiance, possessed hunger as his or her own.⁵⁹ As a dramatic letter from an amateur economist to the Dresden city government asserted: »I belong to the people, not to the satiated but to the hungry ones, and I know that my suffering is that of all the others, my thinking is the same as theirs.«⁶⁰ Despite often contradictory or unclear results, German medical studies on the nutritional state of German civilians inevitably claimed to reveal that »all levels of society are now succumbing to hunger.«⁶¹ The German *Volk* was remade as a community not joined by links of blood and soil or a shared experience of war and defeat but rather by the common experience of hunger: »the hunger disease today has attacked our entire Volk and knows no social distinctions.«⁶² In fact, this model of a common and universal experience of hunger, much as it

57 Quoted in Gregor Streim, *Germans in the ›Lager‹. Reports and Narratives about Imprisonment in Post-War Allied Internment Camps*, in: Schmitz (ed.), *A Nation of Victims?*, pp. 31-49, p. 38.

58 Biess, *Homecomings*, p. 65.

59 Quoted in Günter Trittell, *Hunger und Politik: die Ernährungskrise in der Bizone (1945-1949)*, Frankfurt 1990, p. 74.

60 *Denkschrift für die deutsche Wirtschaftskommission f.d. sowj. Besatzungszone zu Ernährungsfragen und zum Kartensystem*, in: *Stadtarchiv Dresden 11393 / 321*.

61 Helmut Gillmann, *Beitrag zum Problem der Unterernährung aus den Erfahrungen einer ärztlichen Prüfstelle an Hand von 123425 Fällen*, in: *Ärztliche Wochenschrift 3* (1948), 7/8, p. 123.

62 Ferdinand Bertram, *Über Ernährungsschäden vom Standpunkt der zentralen Regulationen Teil II*, in: *Deutsche Medizinische Wochenschrift 73* (1948) 5/08, pp. 68-74, p. 68.

might have been believed by those claiming it, was largely rhetorical. Rather than being homogenous, occupied Germany presented a remarkably hierarchical, diverse, and fluid landscape; even during the worst food shortages of the ›Hunger Years‹, German people ate radically different foods in radically different quantities and contexts.

While each of the four occupied zones developed distinct rationing plans, all of them insured that some segments of the population were better fed than others (usually favoring children and workers and disadvantaging housewives and the elderly.) Frequently former Nazis, because of connections, wealth, or skills, continued to enjoy the privileged lifestyles that they had under Hitler – often to the outrage, disgust, or jealousy of their neighbors. For example, Heinrich Levy, a German Jewish man who had survived the war in various concentration camps, complained to the food distribution office of Berlin that the renowned composer Clemens Schmalstich, who had joined the NSDAP in 1931 and enjoyed close relations with several leading Nazis, had been granted high rationing status due to his musical talents; in several increasingly agitated letters, Levy argued in vain that »impoverished old people who had nothing to do with Nazi politics must waste away with the [lowest rationing, A.A.W.] Card V while this former Party Member receives privileges of a kind allotted to few mortals.«⁶³

Even greater gaps existed between the diets of rural and urban populations, as being a food producer was suddenly more powerful than possessing material wealth. Huge quantities of goods flowed from cities into the countryside, as people traversed near-by farms to purchase or barter for foodstuffs. On the other hand, zonal governments often created policies that favored urban workers, as they were seen as the economic backbone of reconstruction. Such tensions were reflected in a May 1946 regional report from Saxony:

»The special Christmas allotment of sugar exists only on paper. The rural population feels in this context disadvantaged in relation to the urban population, where the allotments *were* distributed. The often substantial quantities of [extra] butter and quark that are returned to the farmers inspire tremendous resistance amongst the workers, and frequent cases of theft and profiteering have been observed.«⁶⁴

In sum, in the words of an Upper Bavarian report on the popular mood from April 1947, »Germans, whose only sense and purpose is exclusively directed at the acquisition of vital foodstuffs, are becoming increasingly

63 Betr: Gewährung der Karte I an Parteigenossen, in: Landesarchiv Berlin B Rep 209/1551.

64 Ausschnitte aus einem Informationsbericht des Kreisnachrichtenamtes, in: Dresden Stadtarchiv 11393/211.

irritated with each other and grow jealous that someone else receives something that has not been allotted to him.«⁶⁵ Despite such acute experiences of division and conflict, however, the voices of German civilians, politicians, doctors and public figures all insisted repeatedly: »we hunger all together [*wir hungern doch alle gemeinsam*]«.⁶⁶ Grafted onto every individual body, whether young or old, male or female, loyal Nazi or resistance fighter, hunger served as a basis for a new form of community.

Medical discourse echoed this collapse between individual and collective bodies. Hunger threatened both individual health and the future of the *Volk*. In a situation of crisis and chaos, doctors in occupied Germany officially described their function as the »reconstruction of a healthy *Volkskörper*.«⁶⁷ A public resolution from the medical profession released in 1947 claimed that »chronic under-feeding has already led to the substantial destruction of the bodily substance of the German people«, warning that the whole world was complicit in »the destruction of the spiritual and bodily substance of a great *Volk*.«⁶⁸ Leading nutritional physiologist Heinrich Kraut, who had developed his expertise on the relationship between labor productivity and diet with experiments on Soviet POWs and concentration camp inmates, wrote in a 1948 article that inadequate caloric intake »leads with absolute certainty to a reduction in bodily substance.«⁶⁹ Like many German doctors, Kraut worried that postwar food shortages would have particularly devastating impacts on German health because Germans had already begun going hungry during the war: »the first phase, the destruction of fat, is already behind us. The great mass of the German people had already during the war used up all expendable body fat in the maintaining of the economy.«⁷⁰ Specialists warned that »as a consequence of the years of hunger and malnutrition, the medical profession's concepts of normal have changed. Today we often term a bodily state as adequate which, in the prewar years, we would have termed less good or even as poor.«⁷¹

65 Quoted in Paul Erker, *Ernährungskrise und Nachkriegsgesellschaft: Bauern und Arbeiterschaft in Bayern 1943-1953*, Stuttgart 1990, p. 141.

66 Quoted in Trittel, *Hunger und Politik*, 110.

67 Informationsbericht Nr. 23: Zittaus Ärzte Helfen mit Aufbauen, in: *Stadtarchiv Dresden* 11391/1759.

68 Resolution der deutschen Ärzte zur deutschen Ernährungslage, in: *Landesarchiv Berlin B Rep 012/131*.

69 Heinrich Kraut, *Der Nahrungsbedarf des körperlichen Arbeitenden*, in: *Ärztliche Wochenschrift* 3 (1948), 31/32, p. 4.

70 *Ibid.*

71 Heinrich Berning, *Die Dystrophie*, Stuttgart 1949, pp. 1-2.

By asserting this powerful and internationally relevant form of suffering, these German voices documented in painful detail the degeneration of their bodies in order to display their innocence and powerlessness, at the same time that these performances of suffering forged new bonds of shared victimization. The very experience of hunger was equivalent to being ›victims of totalitarianism‹; not Hitler but »simply the hunger, nothing more than hunger« was, in the words of a Cologne newspaper, the »very worst dictator.«⁷² At the same time, German hunger became equivalent to rejecting Nazism – a bodily state became an ideology. In this way, the hunger of the ›Hunger Years‹ offered Germans a chance to trade roles with the primary figure of postwar victimization – the hungry innocent.⁷³

German people's hunger became part of a larger narrative of suffering that had begun during the end of the Third Reich and only worsened with its collapse. When seen through the lens of German hunger, Allied narratives of the horrors of the Third Reich and the glories of liberation were reversed. A March 1947 article from the newly formed newsmagazine *DER SPIEGEL*, ironically titled »Jubilee of Hunger«, commemorated the 100th food rationing distribution since the program's beginning »out of the blue« in 1939. Claiming that »even anti-Nazis remember with pleasure the 700 grams of meat and 420 grams of fat per week« allotted by those initial Third Reich rationing cards, the article waxed nostalgic: »as long as the swastika sun was in the ascension, the food distribution held steady«. Only when Germany started losing the war did Germans begin to hunger, and, damningly, it was »with the Allied troops that calories marched into Germany.«⁷⁴ According to this logic, the end of the war and the collapse of the Third Reich meant that hunger ended for some – Jews, camp inmates, Poles etc. – only to begin at an even more destructive level for others – Germans – of all ages, genders, and professions. German suffering picked up where non-German suffering came to a close.

72 Quoted in Rainer Gries, *Die Rationen-Gesellschaft: Versorgungskampf und Vergleichsmentalität: Leipzig, München und Köln nach dem Kriege*, Münster 1991, p. 11. See also Hans Schulten, *Die Hungerkrankheit*, Berlin 1946, pp. 9-10.

73 For this reason, at the same time that hunger was experienced as near-universal amongst the German population, German children became the primary symbolic bodies of the postwar hunger. Although it was the elderly who suffered the most from food shortages, descriptions of hungry Germans inevitably emphasized children, who were assumed to be apolitical and guiltless. An anonymous postcard sent in April 1946 hyperbolically warned the Saxon Prime Minister that »ultimately you will be called to task if thousands of people, especially children, continue to die of hunger.« Postkarte von Georg Schulze, in: Stadtarchiv Dresden 11393/211.

74 Hunger-Jubiläum: es fing so harmlos an, in: *Der Spiegel* March 29, 1947.

Conclusion: Embodying Hunger and Satiety

The landscape of Germany immediately after surrender in May 1945 was full of damaged, dead, and dying bodies. These bodies, male and female, young and old, and from across Europe, displayed a remarkable diversity of wartime experiences and a horrifying range of suffering. Slave laborers, camp inmates, and those who had gone into hiding, but also soldiers and civilians, all possessed bodies in various states of distress, marked by the war and the Holocaust in myriad ways. Amidst these varied forms of bodily misery, however, hunger acquired special significance.

The emotional valence of hunger made it a particularly appealing political-moral condition in post-Nazi Germany. German hunger was an answer to early accusation of collective guilt, a form of internalized denazification, and an embodied process of ›coming to terms with the past‹. Cast as the great equalizer, hunger promised to wipe the slate clean at the same time that it provided a language of communality both familiar and powerful. As an affliction of too little, rather than too much, it is impossible to blame the hungry for their condition; indeed, the very existence of hungry bodies implies an external source of responsibility and therefore of blame.⁷⁵ The classic symptoms of hunger – skinny body, deep-set eyes, protruding joints, weakness, apathy, and depression – are non-threatening and passive, making their bearer the opposite of the powerful, aggressive, and expansive Aryan bodies of Nazi ideology. An insistence on the unique scale of their hunger, on the suffering of the innocent and apolitical, and on the moral imperative of the global community to not ›stand by and watch‹ as millions of Germans starved to death, all contributed to a discursive analogy between the Holocaust and the German ›Hunger Years‹. During the Third Reich, Germans had been encouraged to interpret themselves in bodily terms; after the war, rather than blond hair, blue eyes, or a muscular physique, German-ness was defined by a distinct level of underweight. The enemy body was similarly recast; the former racial enemy was imagined as possessing a fat belly, full with the foods that would properly have been allotted to German civilians.

This is why German civilians refused sympathy for non-German sufferers and resented accusations of guilt or responsibility. Surveys revealed that the majority of the German population denied responsi-

75 British historian James Vernon traces the development of societal attitudes toward the hungry, changing from accusations of laziness to a Malthusian celebration of the weeding out of the weak to a consensus that hunger is an unnecessary and undesirable evil. James Vernon, *Hunger: A Modern History*, London 2007.

bility for feeding the displaced persons and former camp inmates within Germany's borders after war's end – even the sympathetic Military Governor of the US Zone General Lucius Clay recalled in his memoirs that he

»was shocked with a German recommendation to lower the ration of displaced persons to the German level. It was necessary to remind the *Länderrat* that other nations were sending in the additional food for the displaced persons and that Germany was fortunate not to be forced to assume the entire burden of support for these unfortunate people who were there through no fault or desire of their own but as a result of ruthless Nazi action.«⁷⁶

Indeed, the majority of Germany's non-Jewish citizenry believed that their suffering exceeded that of other postwar populations of hungry people. Rather than perceiving Jewish survivors of the camps as themselves victims of hunger, popular opinion in the occupied zones saw Jews as part of a larger conspiracy to destroy Germany through hunger. Food emerged as an important space of conflict between the (categorically hungry) Germans and the (categorically non-hungry) foreigners.⁷⁷ Disinterested in ›foreign‹ hunger, German civilians resented the perceived ›special treatment‹ allotted Jews and other camp survivors. Those Germans living near to DP camps believed that the inmates, especially the Jewish DPs, received more international sympathy and especially more food aid than they did.⁷⁸ In addition, Jews and ›Slavs‹ were held responsible for the black market, which in turn was blamed for German hunger. A contemporary report complained in typical language that »our women with infants and young children have no butter, but there [in the DP camp, A.A.W.] it is sold on the black market in huge quantities«.⁷⁹

During occupation, civilian hunger occluded all other concerns, consuming both public and private consciousness. A multi-year British study of the food situation in the city of Wuppertal recognized the expansive interpretation of individual hunger among its participants, concluding that

76 Lucius Clay, *Decision in Germany.*, Garden City 1950, p. 100.

77 Atina Grossmann's fascinating book traces the complex ways in which food served as a site of negotiation between Displaced Persons, non-Jewish Germans and the occupation authorities, as various hungry peoples competed for recognition of past and present suffering. See Grossmann, *Jews, Germans, and Allies*.

78 For a discussion of the postwar German denial of non-German hunger during occupation, see Alice Weinreb, »For the Hungry have no Past nor do they belong to a Political Party«: Debates over German Hunger after World War II, in: *Central European History* 44 (2012) 1, pp. 50-78.

79 Quoted in Jutta Heibel, *Vom Hungertuch zum Wohlstandsspeck: die Ernährungslage in Frankfurt am Main 1939-1955*, Frankfurt a.M. 2002, p. 192.

»the great majority [of civilians interviewed, A.A.W.] stated that their chief worry was the shortage of food. [...] To the majority, however, hunger meant much more than a desire for food to satisfy a temporary physiological need. It represented a threat to their well-being, and was associated with frequent appraisals of the degree of undernutrition that they could tolerate, and the fear that they might not survive.«⁸⁰

As one US Military survey from 1947 tactfully put it, »those factors [of the food crisis, A.A.W.] which are under German control are not as frequently mentioned as the more remote factors outside their control.«⁸¹ The socialist-leaning British journalist Gordon Schaffer, who toured the Soviet Zone shortly after the end of the war, worried that »the hunger and the [food, A.A.W.] shortages conceal from most people in the Zone the very real progress that has been made.«⁸² Struck like so many observers by the self-absorption of Germans, Schaffer echoed the concerns of Communist leaders and bemoaned the fact that »Germans in the Soviet Zone, as in all the other zones, are much more ready to pity themselves than to recognize their guilt and to join in an effort to make amends to the nations they wronged and to purge their life of the fascism that brought all their suffering.«⁸³ Frustrated with the constant insistence on their own suffering, a German Communist pamphlet passionately attacked the »most widespread opinion« that »there has never been a people anywhere in the world who has experienced anything similar to that of Germany, and there is no place in the world where there is ›such a hunger‹ as currently in Germany.«⁸⁴

In fact, the sorts of suffering that the German population experienced during and immediately after the war were varied and often extreme. Unlike the situation during the First World War, German civilians had not been spared violent bodily harm during this war. For urban women and children, this violence had been inflicted by Allied bombing. For the millions of expellees pouring into the occupied country, it included assault, rape, and flight. Former German soldiers returning from Allied POW camps had experienced imprisonment, forced labor and physical torment, and disease. Philosopher Karl Jaspers noted, in an essay on defeated Germany, that »in such a disaster everyone may let himself be made over for rebirth, without fear of dishonor.«⁸⁵ Germans seized upon

80 University of Cambridge, *Studies of Undernutrition*, Wuppertal, 1946-9, London 1951, pp. 161-162.

81 Office of Military Government, *Opinion Surveys Branch, German Understanding of the Reasons for the Food Shortage*, Berlin 1947, p. 3.

82 Gordon Schaffer, *Russian Zone of Germany*, New York 1947, p. 25.

83 Schaffer, *Russian Zone of Germany*, p. 19.

84 *Grundfragen unserer Ernährungs-Wirtschaft im Zweijahresplan*, Berlin 1948, p. 6.

85 Karl Jaspers, *The Question of German Guilt*, New York 1947, p. 18.

this opportunity to be reborn – not only individually but collectively. And the only thing that seemed to link these diverse German bodies was the experience of hunger.

The years between the defeat of Nazi Germany and the official division of the country in 1949 demarcate a time and a place that was defined by an intimate relationship to hunger; almost as soon as the war was over, Germans began describing this time as the ›Hunger Years‹. German men and women in all four zones experienced collective and individual hunger as inseparable from military defeat, reconstruction, denazification, and all the other conceptual framings that marked these years as the transition between a Nazi dictatorship and a capitalist or socialist society. By fixating on their hunger at the expense of all other medical, political, and ethical concerns, Germans actively inserted themselves into larger transnational debates over human rights, development theory and modernity. Hunger functioned as a visual, medical, and experiential sign, marking Germans variously as victims, non-Nazis, innocent and morally righteous, and as racially and culturally German. Hunger also provided a way for Germans to create a community out of a defeated and divided nation, forging continuity with a common German past within an ethically appropriate and internationally acceptable framework. In their own scrawny bodies, Germans saw an expression of their own limitless suffering; at the same time, it seemed that their connections to Nazism and the horrors of the war melted away with any and all excess flesh.

Alice Weinreb, contact: alicaut [at] gmail.com, is Assistant Professor of History at Loyola University Chicago, where she teaches courses in twentieth-century Europe, the history and politics of food, Modern Germany, and European environmental history. She holds an MA in Cultural Studies from Humboldt University of Berlin and a PhD in German History from the University of Michigan. Weinreb's articles have appeared in Central European History, German Studies Review, and Zeitschrift für Körpergeschichte, as well as being included in several anthologies. She is currently completing her book manuscript on the interrelationship between the global food economy and the global war economy in twentieth century Germany. She is also beginning new projects on the postwar environmental movement in West Germany, and on the twentieth century history of anorexia nervosa.